TITANIC

Günther
7039 Leipzig

Zweifel Str. 13

Arthur Böhmichen
Metallbeiterei - Mietwagen
Holzhausen/Lpzg., Stalinstr. 63
Ruf-Nr.: 291 336
Kreissparkasse Holzhausen Nr. 73 1849

TITANIC

Zerbrich die Sprache und mit ihr
alle Begriffe und Dinge!
Der Rest ist Schweigen —
Dies Schweigen aber ist — Gott!

PELZ VON FELINAU

TITANIC

DIE TRAGÖDIE EINES OZEANRIESEN

VERLAGSHAUS BONG & CO. / BERLIN

Sechstes bis elftes Tausend
Einband und Umschlagzeichnung von Irmingard Straub, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, Dramatisierung, Verfilmung vorbehalten. Copyright 1939 by Verlagshaus Bong & Co., Berlin. Druck von Dietsch & Brückner, Weimar. Printed in Germany.

Ich habe dies gelesen.

Alle darin enthaltenen Ereignisse sind wahr.

Selbst Gespräche sind stellenweise dialoggetreu wiedergegeben.

Bei aller romanhaften Gestaltung, die der Verfasser anwandte, hat mich das Buch so erschüttert, als ob ich zum zweiten Male den Untergang des Schiffes mit all seinem unfaßbaren Dunkel und dem unmittelbaren Grauen seines Geschehens erlebt hätte.

Kapitän Max Dittmar-Pittmann
s. Zt. Offizier der „Titanic"

Irischer Niggersong — klappernde, rhythmische Musik. Das Rasseln des Orchesters vermischt sich mit dem Händeklatschen animierter Konzerthausgäste —

„Show me the way to go home,
I'm tired and I want to go to bed,
I had a little drink in the evening-time,
Which straight went on my head — —"

„Wherever I may go
On sea or may it be on land,
I'll ever be singing the song to You:
Show me the way to go home — —"

Begeisterte Gesichter staunen zu dem Podium empor, aller Augen sind auf einen gerichtet, der da oben wie ein halbzivilisierter Orang Utang im Takt einer altirischen Hafenmelodie seinen Körper verrenkt.

„Geisha, you are the story of the world
Geisha, you are my lucky and my girl"

Zum hundertsten Male, immer wieder dasselbe, immer wieder dieselben Grimassen, derselbe seelenverrenkende Takt. Das Publikum hat sein Opfer in den Klauen und läßt nicht locker. Das Publikum hat für den schlechten Kaffee einen Schilling bezahlt und will sich dafür bis zur Ohnmacht amüsieren: „Vorwärts, black Boy, nochmal von vorne, right or wrong, da capo al fine!"

„— Geisha I'll ever singing Geisha
If you don't love me I leave the world!! —"

Der „black-boy" auf dem Podium kennt seine Leute, er weiß genau, was sie da unten denken, weiß aber auch, was er vom Publikum zu halten hat. Den Zylinder tief über die Ohren gedrückt, spielt er die Rolle mit der weinerlichen Konzilianz gewisser Betrunkener — verblüffend und echt!

In der Garderobe kennt man das Geheimnis seines Erfolges: er spielt nicht den Betrunkenen, er ist betrunken! Muß es sein, wenn er Erfolg haben will, nicht nur in den Hafenkneipen von Sany Hock, auch vor der Elite des „The Criterion" in London.

An einem der letzten Tische sitzt ein junger deutscher Seeoffizier bei einem Whisky Soda. Das Gequäke des Schwarzen klingt nur verworren zu ihm herüber und hört sich von hier wie eine ungezogene Kinderstimme an. Der Offizier scheint an der Stimmung des ausverkauften Hauses keinen besonderen Anteil zu nehmen. Er hat sich in seinen Sessel zurückgelehnt und gewährt seinen Augen einen faszinierenden Ruhepunkt: das Kreidelicht der Scheinwerfer blitzt in dem nickelblanken Bombardon des Orchesters auf. Die verschiedentlich an ihn gerichtete Frage, ob die beiden Plätze an seinem Tisch noch frei wären, beantwortet er mit einem so energischen „Nein", daß es dem Fragesteller beinahe die Luft verschlägt. Ein Sonderling, könnte man denken, der seine Ruhe haben will, und sich aus diesem Grunde das lärmendste Konzertlokal des „Londoner Westens" ausgesucht hat.

Der Nigger hat seinen Song zu Ende geplärrt. Das Gejohle des Publikums reißt den vor sich Hindösenden aus seinen Gedanken. Ein Mädchen am Nebentisch hat den Spiegel aus der Tasche gezogen und kontrolliert das Emaille ihrer Lippen. Ein paar Tische weiter scheppert ein Tablett mit Kaffeegeschirr zu Boden.

„Chut up", denkt er und ruft mit verärgerter Stimme nach dem Zahlkellner, als plötzlich wie aus der Versenkung ein älterer Herr mit einem grauen Spitzbart vor seinem Tisch auftaucht und ihm die Hand entgegenhält:

„Mister Pittmann!“

Der Angerufene erschrickt, als er seinen Namen hört und fährt im nächsten Augenblick aus seiner saloppen Haltung hoch:

„Kapitän Smith — die Überraschung lasse ich mir gefallen! Was machen Sie in London?“

„Ich bin auf der Durchreise nach Southampton, muß heute noch weiter. Wie lange haben wir uns nicht gesehen, Pittmann?“

„Gute fünf Jahre werden es sein, Kapitän, das letztemal in Hamburg. Stimmt's?“

„Erlauben Sie, daß ich mich zu Ihnen setze, oder erwarten Sie jemand?“

„Kapitän, ich habe nur auf Sie gewartet!“ gibt ihm Pittmann lachend zur Antwort.

Smith übergibt Hut und Mantel einem Boy und setzt sich:

„Ich glaubte Sie eigentlich irgendwo im malaischen Archipel, auf dem Mond oder sonst irgendwo. Überall eher, als in diesem biederen Tingeltangel. Was führt Sie zu uns nach England, Pittmann? Urlaub? Oder sollten die schönen Londoner Frauen —?“

„Keins von beiden, Kommodore. Ich habe mein Schiff abgemustert und will nach Hause fahren.“

„Nach Deutschland?“

„Nach Deutschland.“

„Welche Kutsche haben Sie denn zuletzt gefahren?“

„Die ‚Heimdal‘.“

„Vom dänischen Lloyd? Das ist doch Kapitän Nielsen?“

„Ganz recht.“

„So, so. Also Sie haben abgemustert, waren Sie denn mit dem Dänen nicht zufrieden?“

„Mir hat Verschiedenes nicht gepaßt. Der ewige Zotteltramp Valparaiso—Kopenhagen wächst einem mit der Zeit zum Halse heraus. Keine Chance für mich, Kapitän!“

Smith lächelt vor sich hin:

„Ja, ja, Pittmann, kenne ich. Kenne diesen Ehrgeiz, geht Ihnen so wie mir. War genau so verrückt wie Sie: Rein in die Kartoffeln, raus aus den Kartoffeln, nirgends Ruhe gehabt, nie zufrieden gewesen, richtiges Zigeunerleben. Sie haben schon recht. Leute wie Sie haben es nicht nötig, ihr ganzes Leben lang Weihnachtsbäume und Mehlsäcke über den Teich zu schaukeln. Müssen zusehen, daß Sie endlich in die Eillinie kommen!"

Das Orchester setzt mit einem lärmenden Marinemarsch ein, Smith greift die Melodie auf und summt sie mit. Dabei sieht er Pittmann an wie einer, der sich den nächsten Satz erst reiflich überlegen muß:

„Pittmann, — ich habe eine Chance für Sie! Wollen Sie mir aus der Verlegenheit helfen? Mein ‚Zweiter' ist plötzlich erkrankt. Sie könnten für ihn einspringen. Ja, das wäre allerdings nur für die erste Reise, aber wenn Sie ohnehin nichts Besseres vorhaben?"

Pittmann blickt auf: Einer jener „Zufälle", denkt er, wie sie uns immer wieder im Leben begegnen, und muß unwillkürlich lachen:

„Solche Wendepunkte in letzter Minute, Kapitän, sind immer ein besonderer Fingerzeig des Schicksals — mit Ihnen bis ans Ende der Welt, und wenn es sein muß, auch als Stiefelputzer. Was für einen Kahn haben Sie denn jetzt?"

Smith lacht hellauf:

„‚Kahn' ist ausgezeichnet; lesen Sie denn keine Zeitungen?"

„No, Sir, ich lebe auf dem Mond."

„Na, dann halten Sie sich mal an der Stuhllehne fest: Die ‚Titanic'!"

Pittmann reißt Mund und Augen auf:

„Nicht möglich, Kapitän, wie haben Sie das fertiggebracht?"

„Ausdauer, lieber Pittmann, nicht lockergelassen!"

„By Yove, did jou have luck, Sir, your Jams is right in! Gratuliere von ganzem Herzen!"

Smith hat sein Zigarrenetui aufgeklappt und schiebt es über den Tisch:

„Danke Ihnen. Noch drei Tage und der Nord Lloyd kann sich seine ‚Kronprinzessin Cäcilie' sauer kochen, diesmal sind wir an der Reihe. Also, Pittmann, wenn Sie wollen, ich brauche nur mit Ismay zu sprechen. — Sie müssen sich aber rasch entschließen, wir gehen am 10. in See!"

„Entschließen?" lacht Pittmann und streckt dem Kapitän begeistert die Hände entgegen. „Längst entschlossen, I am Your man! Wie sieht die Gage aus?"

„Anständig, darüber brauchen wir uns nicht zu unterhalten. Ihre Papiere sind doch allright?"

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Kommodore?"

„Indem Sie sich morgen um vier in der General Office in meinem Auftrage als der neue ‚Zweite' der ‚Titanic' melden und als dieser der anständige Kerl bleiben, der Sie immer waren. So und nun Schluß damit."

Smith winkt dem Kellner:

„Eine ‚Veuve cliquot' kalt stellen und zwei Gläser, bitte!" Und an Pittmann gewendet: „An Stelle einer schriftlichen Abmachung, — Sie erlauben doch?"

Smith ist ausgezeichneter Laune und erzählt. Aber was er auch immer anschlagen mag, das Gespräch kehrt immer wieder zu demselben Ausgangspunkt zurück: „Titanic"!

Das Thema bleibt der unumstrittene Brennpunkt des Abends, um den sich, von Pittmanns sektfröhlicher Warte aus gesehen, nicht nur die Unterhaltung, sondern bald das ganze Lokal zu drehen scheint. Pittmann ist neugierig geworden und Kapitän Smith erweist sich als begeisterter Erzähler. Außerdem, wo gibt es einen Kapitän, der nicht gerade in seinem Schiff eine Offenbarung erblickte? Nun aber erst bei einem Ozeanriesen, der mit 46000 Tonnen und 50000 Pferdestärken tatsächlich den unbestreitbaren Weltruf des Jahrhunderts für sich in Anspruch nehmen darf? Tag und Nacht posaunt es die Presse der Konkurrenz in die Ohren: Der Rekord für England gesichert!

Die Spannung beider Kontinente wächst ins Ungeheure: Wird der Norddeutsche Lloyd das „Blaue Band" behalten? — Wird England siegen? — „Titanic", 46000 Tonnen — 50000 PS!

Das Leistungsergebnis der Probefahrt wird geheimgehalten. Warum?

In den Büros des Bremer Lloyd herrscht abwartende Stimmung. Die Hamburg-Amerika-Linie verschanzt sich hinter der Skepsis deutscher Zeitungen, während die Cunard-Line in patriotischer Begeisterung mit den Achseln zuckt.

Für die White-Star-Line gibt es keinen Zweifel mehr: Die „Titanic" wird siegen — muß siegen, um jeden Preis. Die „Titanic" hat 22 Millionen Schillinge gekostet! Ihre Innenausstattung weitere 5 Millionen! „Britania rules the wawes!" Die „Titanic" ist das größte und schnellste Schiff der Erde. Die „Titanic" läuft 25,6 Seemeilen in der Stunde, gegenüber der „Kronprinzessin Cäcilie", die mit 24 Meilen noch immer den Rekord für Deutschland in Händen hat.

Der Tag der Ausfahrt rückt näher. Pressebericht folgt auf Pressebericht.

Die „Titanic" ist die Vollendung englischer Ingenieur- und Schiffsbaukunst. Ihre 18 Riesenkessel werden aus 126 Feuerungen gespeist! Die drei vierflügeligen Bronzeschrauben haben einen Durchmesser von je 9 Metern! Die „Titanic" erhebt sich 7 Stockwerke über die Wasserlinie und hat einen Tiefgang von 15 und einem halben Meter. Man rechnet mit einem täglichen Kohlenverbrauch von 800 Tonnen! Das entspricht einer Ladung von 45 Eisenbahnwaggons. 5 moderne Dampfdynamos speisen Tausende von elektrischen Glühbirnen. Telefonnetze verbinden sämtliche Räume des Schiffes untereinander. Das Bootsdeck der „Titanic" liegt 25 Meter über dem Meeresspiegel und trägt 14 große Rettungsboote, zwei Pinassen, mehrere Zeltboote und ein Floß. 20 wasserdichte Stahlschottenkammern, ein doppelter Schiffsboden und 60 Schottentüren, die durch einen einzigen

Druck von der Kommandobrücke aus in Tätigkeit gesetzt werden können, gewährleisten den Passagieren absolute Sicherheit gegen Unglücksfälle jeglicher Art.

„Jeglicher Art?"

„Jawohl, jeglicher Art! Die ‚Titanic' ist unsinkbar!"

Smith reitet sein Steckenpferd: Ein erfüllter Lebenstraum, uneingeschränktes Kommando über ein Schiff, das im Mittelpunkt des Weltinteresses steht. Sieg für England! Rekord auf allen Meeren. ER, der Kapitän John Edward Smith, der alleinige Führer!

Pittmann hört schweigend zu, unterbricht nur selten den Redestrom des Kapitäns. Ab und zu wirft er ein Wort, eine Zahl auf einen Zettel, der vor ihm auf dem Tisch liegt, und rechnet und denkt. Genauer betrachtet, macht er den Eindruck eines Menschen, dem zur restlosen Begeisterung noch ein Komma oder ein Schlußpunkt fehlt.

„Ich habe einen Stab von 8 Navigationsoffizieren und 57 Mann Navigationspersonal unter mir. Dazu das technische Betriebspersonal, mit Oberingenieur Romain an der Spitze, eine Besatzung von insgesamt 900 Mann."

Smith bestellte die zweite „Veuve cliquot".

Ein Rudel junger Tänzerinnen strampelt in silbernen Flitterröcken über die Bühne.

„Das Schiff bietet Unterkunftsmöglichkeiten für 900 Passagiere erster — 900 zweiter Klasse, und hat außerdem Raum für 1200 Zwischendeckpassagiere; enorm Pittmann, — wie? — 3000 Seelen!"

„Von denen nur 900 „first class" in den Himmel fahren können, — wenn — wenn, —" denkt Pittmann bei sich und leert den Rest seines Glases in einem Zug: „Enorm, Kapitän, — aber —"

„Die Innenausstattung ist das Tollste, was Sie sich vorstellen können." Der Kapitän hat das „aber" nicht gehört. „Apartements von einem Luxus, der einfach jeder Beschreibung spottet, eine Galerie modernster Kaufläden, Wintergärten, Verandencafés, Juweliere, Coiffeure, Theater-

räume, Musiksalons, ein Ballsaal, eine Schwimmhalle, Tennisplätze, Turnhallen, sogar ein Bassin für Angelsportlustige!"

Pittmann, der eben getrunken hat, platzt lachend heraus:

„Fertig??"

„Noch lange nicht, in der zweiten Kajüte."

„Halt, Kapitän, ich bin mit der ersten noch nicht zufrieden, mir fehlt noch die Ballonreifenfabrik, der Lokomotivschuppen, die Glasbläserei, ein Hochofen, eine Autoreparaturwerkstatt, eine Irrenanstalt und — die Sargtischlerei!"

Smith lacht, bis ihm die Tränen in die Augen treten. Dann greift Pittmann nach dem kleinen Zettel:

„Kommodore, noch eine Frage, — wieviel sagten Sie vorhin, 14 Boote und zwei Pinassen? Das muß nämlich ein Irrtum sein."

„Kommt wieder ein Aufsitzer?"

„Nein, im Ernst, Kapitän. Bei einem Stand von 3000 Passagieren, — ich rechne jetzt die 900 Mann der Besatzung dazu, — ein Boot faßt doch im besten Fall 50, — zwei Pinassen, sagen wir insgesamt 60, macht zusammen 760, also rund der vierte Teil der ganzen Schiffsbemannung, das kann doch nur ein Irrtum sein."

„Nein, nein, Pittmann, das ist schon alles in Ordnung, wir führen ja auch noch Zeltboote mit, ein großes Floß, 4000 Schwimmwesten, — warum fragen Sie überhaupt?"

Pittmann verzieht keine Miene:

„Wie ist das jetzt eigentlich mit den seeamtlichen Bestimmungen? Kapitän, für wieviel Passagiere ist die Gesellschaft gesetzlich verpflichtet, Sicherheit durch Boote zu gewährleisten?"

„Soviel ich weiß, für neunhundert! Aber es sollen schon neue Gesetzesvorlagen zur Abstimmung vorliegen."

Pittmann schenkt ein und verfolgt nachdenklich die Perlen der aufsteigenden Kohlensäure:

„Es kommt also darauf an, wer früher sein Ziel erreicht:

Die neuen Gesetzesvorlagen — die Mehrheit im Parlament, oder die ‚Titanic' den Hafen von New York!"

Smiths Augen leuchten:

„Auf das letzte, lieber Pittmann, können Sie getrost mit mir anstoßen! — Prost! Ich glaube, der Sekt war nicht gut. Sie haben schlechte Laune!"

Über Southampton liegt ein schwerer, fleckiger Aprilhimmel. Rauschend zieht es über den Mastenwald der Schiffe. Ab und zu, wenn die Sonne das dahinjagende Gewölk für Augenblicke durchbricht, flammen dort an dem Pier der White Star Line die weißen Deckaufbauten eines Ungeheuers auf: Ein sieben Stockwerke hohes und zweihundertachtzig Meter langes Schiff, das alles überragt, was sich im weiten Umkreis des Hafens befindet.

Kalt und seidig bricht sich das Licht in dem endlosen Winkelwerk der Gänge, Brücken und Aufbauten und flimmert wie Wetterleuchten in den ovalen Riesenflächen der Schornsteine auf.

Dichtgedrängt, bis an die äußerste Grenze der Kaimauer, umlagert die Menschenmenge den Schiffskoloß, dessen lichtdurchwogte Seele aus Tausenden von Luken und Fenstern zu atmen scheint. Nein, das ist kein totes Ding, das dort im Hafen liegt, jeden Augenblick gewärtig, den Kampf mit dem großen, noch unbekannten Gegner anzutreten; das ist ein denkendes, fühlendes, ein lebendiges Wesen. So lebendig und schicksalsgeboren unter dem gestirnten Himmel der Zeit wie der Mensch und sein ewig irrender Wille selbst!

Der Pilgerzug nach dem Hafen nimmt kein Ende. Hunderttausende müssen es schon sein. Immer noch fließt der Strom, rasseln die Autohupen, rollen die Cars. Auf den abgesperrten Plätzen Vertreter der Presse und der Schiffahrtsgesellschaften — Polizeifunktionäre — Behörden — Militärs. England steht vor dem größten Ereignis des Jahres, — wenn man nur um fünf Tage nach vorwärts denkt:

Sechsundvierzigtausend Tonnen stechen in einer Stunde in See!

Seit siebenmal vierundzwanzig Stunden rattern die Ladekräne. Endlich liegen sie beigedreht. Die Decks sind überflutet. Wie Heuschrecken wimmelt es durcheinander, klettert mit Koffern und Taschen die hohen Landungsbrücken empor, verschwindet hinter weißen, blitzenden Türen, taucht auf der anderen Seite wieder auf, um einen kurzen Blick nach den anderen Schiffen zu werfen, die dort festvertäut an der Mole liegen, die schmucke „New-York" und hinter ihr die massige „Teutonia", beide jedoch gegen die „Titanic" wie Kücken, die unter dem Schutze des mächtigen Muttertieres liegen. Spannung, Hast und Ungeduld, unsichtbare Funken, von einem auf den andern überspringend, im Bann dieser einzigartigen Stunde alles beherrschend mit der suggestiven Macht des gewaltigen Bildes, selbst die vier massigen Schlote, deren Rauchschwaden wie zerrissene Schleier über die Köpfe der Menge wallen.

Das Manöverdeck auf Back ist geräumt. Hinter der Absperrung steht die Mauer der Zwischendeckpassagiere und reckt die Hälse nach dem Offizier, der soeben das Vorderschiff betreten hat.

Zwei Uhr dreißig!

Das Abschiednehmen hat begonnen. Rufe hüben und drüben, Papierschlangen sausen durch die Luft, rote, gelbe, blaue und grüne Bänder. Im Zwischendeck sitzt man auf Lukendächern, Ladebäumen und Kranwinden.

„It's a long way to Tipperary —"

Auf dem Promenadendeck der ersten Kajüte zieht die Bordkapelle auf — adrette Uniformen mit goldenen Tressen — funkelnagelneu! — Instrumente blitzen im Reflexlicht der Sonne. Die Kommandobrücke liegt im dämmrigen Halbschatten, stumpf leuchten die Mattscheiben der Maschinentelegraphen. Auf dem Kartentisch liegt die Karte des Kanals ausgebreitet.

Werner, der erste Steuermann, hat schon vor einer Viertel-

stunde seinen Posten bezogen. Seine Blicke pendeln zwischen dem großen Zeiger des Brückenchronometers und der Kompaßbusole. Stuard und Wilde stehen im halblauten Gespräch in der Nähe.

Um drei Uhr erscheint der Kapitän auf der Brücke. Die Offiziere grüßen. Smith reicht jedem die Hand und wendet sich dann an Stuard:

„Sind die Schlepper klar?"

„Alles in Ordnung, Kapitän!"

„Wo ist Boxhall?"

„Auf der Back!"

„Lassen Sie Signal geben: Fremde von Bord!"

Ein älterer Herr betritt den Kommandostand. Kapitän Smith empfängt ihn mit devoter Verbeugung. Leutnant Murdock, der mit Pittmann in der Steuerbordnocke steht, stößt seinen Nachbarn mit dem Ellbogen und dämpft die Stimme zum Flüsterton:

„Der Präsident der Gesellschaft!"

„Macht er die Reise mit?"

„Soviel ich weiß — ja!"

Die Herren werden durch den Kapitän vorgestellt. Vor dem zweiten Offizier bleibt Sir Bruce Ismay stehen und reicht ihm die Hand:

„Freut mich, Sie kennenzulernen, Mister Pittmann, — Sie haben Kapitän Smith aus der Verlegenheit geholfen — übrigens, — Sie sind Deutscher?"

„Jawohl, Herr Präsident!"

„Wie kommen Sie denn zu dem englischen Namen Pittmann?"

„Ich heiße Max Dittmar-Pittmann, Herr Präsident!"

„Ach so, verstehe, — wissen Sie auch, daß Sie der einzige deutsche Navigor an Bord sind? Könnte für Sie einmal von Bedeutung werden."

„Ich bin mir dieser Ehre voll bewußt, Sir, — obwohl ich schon viel auf englischen Schiffen gefahren bin!"

In den Augen des Präsidenten blitzt etwas auf:

„Aber noch auf keiner Titanic!" — und damit läßt er ihn mit einer kurzen Verbeugung stehen.

Murdock lächelt sauer zu Pittmann herüber, der seine Verblüffung nicht überwinden kann: „Nicht falsch verstehen, Pittmann! Ich kenne das Rauhbein seit 5 Jahren, er meint es nicht schlimm, sieht alles nur so aus. Sie müssen verstehen: Right or wrong, my country!"

Neben dem Gewaltigen taucht ein weißuniformierter Decksteward auf, sieben gefüllte Sektkelche auf einem silbernen Tablett balancierend. Sir Ismay ergreift eines der Gläser und wendet sich wieder an den Kapitän:

„Gestatten Sie, lieber Smith, in letzter Minute, — der künftigen Königin aller Ozeane — glückliche Fahrt!"

Leichtes Klappen der Absätze, ein Gläserklirren, dann verläßt Ismay wortkarg, wie er gekommen, die Brücke.

Von der Back hallen sechs Glockenschläge über die Pier: Drei Uhr!

Die Offiziere haben ihre Plätze eingenommen, der Manövertelegraph rasselt herum: „Landungsbrücken klar! — Achterleinen los!"

„Backleinen frei!"

Drei Pfiffe gellen über das Vorderschiff, die Schrauben der Schlepper springen an. Noch stehen die gewaltigen Schiffsmaschinen, aber die Hebel der Telegraphen liegen auf „Achtung", und in der Unterwelt blicken die Ingenieure mit nervöser Spannung auf die leuchtenden Signalscheiben. In den Dynamoräumen surren die Lichtmaschinen.

Langsam treibt der Schiffskoloß von der Mole ab. Über den schwarzen Bauch des ersten Schornsteins zischt eine weiße Dampfwolke. Ohrenbetäubendes Gröhlen erfüllt die Luft: Die Sirene brüllt ihren Abschiedsgruß über den Hafen!

Pittmann steht in die Brückennocke gelehnt und blickt in die immer weiter zurückweichende Menschenmenge. Flatternde Tücher — unübersehbar wie ein aufgescheuchtes Heer weißer Tauben. Brausender Jubel überfällt das

Schiff. Der Dampfer erwidert den Gruß durch die Bordkapelle:

„God save the King!"

Die Menge am Ufer hält mit dem Schiffe Schritt, alles verläuft programmgemäß und zur vollsten Zufriedenheit, als plötzlich etwas völlig Unerwartetes geschieht.

Die Titanic hat sich während des Ablegemanövers der „NewYork" bis auf eine halbe Schiffslänge genähert, das Sogwasser des Ungetüms zerrt trotz „Langsamer Fahrt" an der Vertäuung des verhältnismäßig kleinen Dampfers. Rufe auf beiden Seiten — die NewYork legt sich leicht zur Seite — singend spannen sich die Trossen — die Mannschaft stürzt auf die Decks, brüllt und winkt herüber — zu spät — die Taue brechen durch und sausen in die Menge. Panikartig stiebt alles auseinander. Pittmann kann von der hohen Brücke aus erkennen, wie eine Frau, von dem zurückschnellenden Tauende getroffen, zusammenbricht und fortgetragen wird. Das so gewaltsam befreite Schiff sogt sich mit unheimlicher Schnelligkeit an die ruhig dahingleitende Titanic heran. Aber schon liegt Lightolder über der Brückenreeling. Seine Stentorstimme ist im ganzen Hafen zu hören. „Fender auslegen!" brüllt er herüber, als er das kopflose Verhalten der Leute sieht; dabei kann er sich ein Lachen der Genugtuung nicht verkneifen.

Immer näher treibt das Schiff auf die Titanic zu. Der Zusammenstoß scheint unvermeidlich — im letzten Augenblick tauchen zwei Schleppdampfer hinter dem Heck der Titanic auf, flitzen hochaufschäumend an die „NewYork" heran und machen fest. — Wie rasend arbeiten ihre Schrauben zurück — die Trossen kreischen in den Klinken —, aber der Sog des Riesen ist so stark, daß die mit vollster Kraft stöhnenden und bugsierenden Schlepper trotz ihrer verheißungsvollen Namen „Wotan" und „Herkules" nicht das Geringste ausrichten können.

Die Passagiere der Titanic stehen in Gruppen an der Reeling und verfolgen lächelnd das aufregende Manöver.

Als der Offizier sieht, daß die Schlepper nichts gegen die Unterströmung ausrichten können, geht er auf „Ganz langsame Fahrt" zurück. Einige Yards unter dem Heck der Titanic gleitet der Bug der „New York" vorbei und schwenkt, einer neuen Sogströmung gehorchend, quer in den Hafen hinein. Jetzt wird es auf der „Teutonia" lebendig. Der Ausreißer hat einen Haken geschlagen und treibt im Kielwasser der „Titanic" mit dem Bug gerade auf ihre Schiffsmitte zu. Die Teutonia-Leute haben gerade noch Zeit, ihre Zigaretten über Bord zu werfen und ein paar Fender auszuschwingen, als auch schon der dumpfe Krach der Kollision im Hafen widerhallt — zum Glück — ohne weiteren Schaden anzurichten. Das Meeting endet mit einer wüsten Schimpferei, die nach allen Regeln eines sportlichen fair play zwischen den beiden Mannschaften ausgetragen wird. Als sich Lightolder noch einmal umwendet, sieht er, wie jetzt auch die Teutonia mit Schlagseite gegen das Sogwasser kämpft und wie die Männer an der Pier mit Flaggensignalen winken. Ein durchaus standesgemäßer Auftakt, — denkt er, während er den Hebel des Telegraphen wieder um einen Sektor nach vorwärts bewegt und den Blick dann nicht mehr aus der Fahrtrichtung läßt.

„God save the King —!"

Ein ergreifendes Bild — diese Gestalten des Zwischendecks, über die jetzt der blecherne Klang der Nationalhymne braust — diese stummen Figuren auf dem Schachbrett eines letzten, verzweifelten Spiels: Auswandererlos!

Dicht aneinandergepreßt, die wertlosen Habseligkeiten wie Plunder an Deck verstreut. Bleiche Gesichter. Den letzten Blick an die Steinquadern der Heimat geheftet, die langsam zurückzuweichen beginnt, — in das schwarze Wasser, das, aufgescheucht, an der Bordwand ölige Blasen wirft. Dumpf lastet noch die Beklemmung des Augenblicks auf den Gemütern, dann bricht endlich das Gefühl aus den beengten Seelen, hart und rauh, wie das Leben dieser Menschen, ohne jede Farce, nichts von polterndem Helden-

tum und gespielten Gefühlen. Frauen schluchzen auf, fallen ihren Männern um den Hals —

Good bye, my country!"

Schwielige Fäuste umkrampfen die Reelingskante. Einem Kerl mit tätowiertem Gesicht und mit der Brust eines Hünen steht das Wasser in den Augen.

„Good bye, my country!"

Irgendwo aus der Menge schreit ein Baby. Die Mutter drückt es fester an sich, winkt mit einem Gesicht, dem jede Farbe und jeglicher Ausdruck fehlt, den Menschen nach.

Kalte Windstöße ziehen über die Back, zerreißen für Augenblicke die Klänge der Bordmusik. Ein Rudel junger Leute hat die Wantenbespannung der Maste erklettert, schwenkt Mützen und bunte Tücher.

„Good bye, my country —"

Auf den Ladebäumen und Elevatoren hocken sie im Reitsitz und brüllen ihren Abschiedsgruß in Sprechchören dem entgleitenden Lande nach. — Good — bye — Good — bye — es klingt wie machtloses Drohen. Jetzt fällt die Menge des Vorderschiffes in die lauten, stoßweisen Rufe mit ein — dann wird es still; und nur noch das Rauschen des Wassers ist zu hören und — die Musik!

Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn der Abstand zwischen Kaimauer und Schiffswand immer größer wird, wenn der dunkle Wasserstreifen, der als letztes, schmales Band noch Hüben und Drüben verbindet, breiter und breiter wird. Es ist eine seltsame Beklemmung, — dieser gänsehauterzeugende Gedanke: Ozean!

Auch in der ersten Kajüte genießt man das Prickeln des Augenblicks, zwanglos in Gruppen formiert, die Fingerspitzen leicht gegen die Reeling gestützt, lächend mit der gelangweilten Routine, die jede Situation aus dem Gehirn beherrscht und — schweigt! Schweigt in einer kultivierten Starre, die schon an Vornehmheit grenzt. Man hat ja nichts zu riskieren, was das Blut in Wallung bringen

könnte, — viereinhalb Tage märchenhaftes Traumleben an Bord eines unsinkbaren Luxusungeheuers — weiter nichts. Seelenangst? — Ach nein, naive Zwischendeckromantik; — Gott ist eine Erfindung — Gott ist die imaginäre Stütze der Kinderstuben, gewisser moralbedürftiger Stände — Good bye, my country —

Gott ist die allgegenwärtige Liebe und Güte, die alles verzeihende, jeden Wunsch erfüllende Macht des wissenschaftlich bis in das letzte Atom erforschten Universums — bestenfalls! Aber, daß sich dieser selbe Gott auch in höchst unliebsamen Überraschungen manifestieren kann, wenn es einmal in seinem Belieben stünde, Recht von Unrecht durch eine Scheidewand noch unerforschter Gesetze zu trennen, das weiß nicht jeder, der für ein Staatsapartement an Bord der großen Titanic ein kleines Vermögen geopfert hat! Wohl, man beobachtet auch hier mit kühner Überlegung das immer breiter werdende Wasserband, aber man schweigt und überläßt das Gebrüll mit konventioneller Miene dem Plebs.

„Good bye, my country! —"

Da steht Colonel John Jakob Astor neben seiner bildhübschen, jungen Frau und winkt den Abschiednehmenden zu. Auf den Gepäckstücken, die man jetzt hinunter in den Kabinengang schleppt, klebt der Transportzettel: New York — via Southamton. Astor: ein Begriff von elektrisierender Wirkung! Wie viele Reporter mögen über das junge Paar hergefallen sein, ehe es die schützenden Planken der Titanic aufgenommen hat! Wie viele Pressephotographen um diesen wertvollen Schnappschuß gewetteifert haben: Mrs. Madelaine, die schönste Frau Amerikas, am Arme ihres Gatten, des reichsten Mannes der Welt!

Da steht der Bankier Wiedener im Kreise seiner Familie und neben ihm Sir Vanderbilt, der sich einen Teufel um das zurückweichende Land kümmert und die Blicke nicht von seinem großen Gegenspieler Astor wenden kann, dem er ja nur um die Kleinigkeit von 50 Millionen Dollar unterlegen ist! Dafür scheint aber sein konventionelles Wissen

über das glückliche Paar an der Reeling unbegrenzt zu sein. So erfährt Baron Guggenheim, der an seiner Seite steht, daß das Ehepaar Astor, aus der heißen Sonne Kairos kommend, wohl auch aus diesem Grunde im Pelzmantel und gefütterten Handschuhen an Deck erschienen war; daß sich Oberst Astor von Mrs. Willing, seiner ersten Frau, mit der er zwanzig Jahre in glücklicher Gemeinschaft lebte, gegen eine Abfindungssumme von zehn Millionen Dollar habe scheiden lassen, nur, um die märchenhaft schöne Madelaine heiraten zu können! Während des Skandalprozesses, der die ganze Welt in Spannung versetzte, bestieg dieser Mann, um dem Sensationssturm der Presse endlich zu entgehen, seine Yacht und kreuzte durch die fünf Ozeane — er hätte sich auch sieben leisten können — bis man eines Tages erfuhr, daß sein Schiff im Orkan gesunken war, er selbst aber wie durch ein Wunder gerettet werden konnte. Astor hat den Weg in die Heimat zurückgefunden — damals! Das Meer hatte seine Arme nach ihm ausgestreckt und ihn wieder zurück an Land geschleudert — damals und jedesmal, wenn sein Fuß die Planken eines Schiffes berührt, erfaßt ihn ein Schwindel. Er hat es Sir Vanderbilt vor der Ausreise selbst anvertraut.

Und dort, der berühmte Tennismeister K. H. Behr, der zu einer Tournée nach Amerika herüber will. Gelangweilt lehnt er gegen den Kajütaufbau und raucht eine Zigarette. William Thomas Stead, der greise Vorkämpfer für den Frieden der Welt — und daneben steht Lord Canterville, mit seiner Gelassenheit die Beine überkreuzend und mit einer Miene in dem schmalen, apokalyptischen Gesicht, als ertrüge er ohne zu lächeln den Vergleich, ein Sendbote jener fernen Bezirke zu sein, wo der Körper nicht mehr den Gesetzen der Schwere unterliegt, wo jede Träne versiegt und kein Lachen mehr erklingt —.

„Good bye, my country! —'

Von seinen fünf Schleppern bugsiert, schiebt sich das Schiff langsam der Hafenausfahrt zu. Schon liegen die Signalbaken

der beiden äußeren Molengrenzen querab, die Fahrzeuge dippen ihre Flaggen.

In langen, rauschenden Wogen empfängt der Kanal das Schiff. In den Mastenbespannungen summt der Wind und, wer besonders gute Ohren hat, kann sogar das Rascheln der beiden Lorbeerkränze am Heck vernehmen, mit denen man den Riesen zu seiner ersten Ausreise geschmückt hat. Und da, wo die goldenen Lettern seines stolzen Namens aufleuchten, baumelt ein Strauß welker Blumen.

Frühlingsblumen —

Grellrote Duc-van-Toll-Tulpen, weiße Narzissen und goldene Primeln — gute Fahrt — gute Fahrt —!

Endlich holen die Spillmaschinen die Trossen ein, die Zeiger der Maschinentelegraphen springen auf „Halbe Fahrt". Wie eine Erlösung stürzt das helle Signal in den Maschinenraum. Das Stahltier erwacht, reckt seine blanken Glieder, die es bisher nur wie im Schlafe bewegte — Kolben blitzen auf — dumpfes Grollen erfüllt den Schacht.

Wieder ein metallenes Rasseln: „Ganze Kraft voraus!" Die Steuerungen wirbeln herum — ein Schauer fährt durch das Schiff — sekundenlang zittern die Mastspitzen und die Aufbauten auf dem Heck — dann hämmern die Kolben donnernd durch die Luft.

Ingenieur Romain wischt sich den Schweiß von der Stirne:

„Bringen Sie mir mein Mittagessen herunter, Dilley, ich habe Hunger!"

Pittmann und Murdock stehen neben dem Kapitän auf der Brücke. Weiße Gischt umtanzt wie Winterflockengestöber das Schiff. Pittmann hat seinen Mantelkragen aufgestellt und versteckt sich hinter den Glasschutz der Nocke. Stahlgrün leuchtet die See.

„Was halten Sie vom Wetter?" fragt ihn Murdock, der seit einer Stunde noch kein Wort gesprochen hat.

Pittmann zuckt die Achsel: „Westwind im April — wird ein paar Tage anhalten —"

Der Offizier hebt das Glas an die Augen und vergräbt sich wieder in sein Schweigen.

„Schlechte Laune, heute, wie?"

Pittmann muß deutlicher werden, ehe er eine Antwort bekommt: „Ich habe Sie etwas gefragt, Murdock!"

„Kann sein, ja — weiß selber nicht —!"

„Hat Sie der Vorfall in Southampton so mitgenommen?"

„Sie lachen, lieber Pittmann, weil Sie eben einen guten Witz gemacht haben, — aber vielleicht ist es gar kein Witz! —"

„Oho — was hat denn das zu bedeuten??"

Murdock wendet sich ärgerlich ab: „Ach was, fragen Sie mich nicht; mir ist der ganze Saukasten unheimlich geworden — daran können auch Sie nichts ändern —" und fläzt sich verdrossen in die Brückennocke.

Kapitän Smith steht ein wenig abseits und zeigt ein äußerst zufriedenes Gesicht. Später erscheint Boxhall auf der Brücke und scheucht ihn aus seinen Gedanken:

„25,6 Meilen Fahrt, Mister Smith!"

Der Kapitän schlägt das Logbuch auf und ergänzt seinen ersten Bericht:

„Mittwoch, den 10. April — Ausreise 3 Uhr Nachmittags.

Barometer 730 Millimeter.

Bewölkt.

Fahrt: 25,6 SM.

An Bord alles wohl."

Um vier Uhr verläßt er, schweigend den Gruß der Herren erwidernd, die Brücke.

Unterdessen hat die Titanic Solent hinter sich gelassen und die Needles passiert. In der scharfen Kanalluft erschallen die Hörner zum Lunch.

Eine Völkerwanderung nach den Speisesälen setzt ein, ein lautloses Gedränge und Gewoge auf den breiten, gummibelegten Treppen, die nach unten führen, ein Verteilen und Sichverlieren in einem unerforschlichen Labyrinth.

Schreibzimmer, Bibliothek, Empfangsraum, Der Speisesaal! Hier scheinen sich Luxus und Verschwendungssucht aller Herrlichkeiten dieser allerneuesten Zuchtgattung von einem Ozeandampfer in einem einzigen Wahnbild zu konzentrieren: Bei weitem der größte Raum, der jemals von einer Stelle der Welt nach einer anderen dahingetragen wurde, überwältigt er zunächst durch seinen Stil: Eine Hatfield-Haddon-Halle aus dem 17. Jahrhundert, überschattet von der schweren Düsternis geschnitzter Eichenpaneele, emporsteigend bis zu der Helligkeit emaillblanker Weiße. Wahrhaft gottbegnadete Menschen haben die Architektur dieses Saales entworfen, geformt und gestaltet in den lebendigen Plastiken der Decke und der Wände, haben die Fenster dieser weitausschwingenden Kathedrale bemalt mit den buntesten und herrlichsten Farbenspielen, die das menschliche Auge nur in sich aufzunehmen vermag! 300 Passagiere sitzen an den Tischen und trotzdem erscheint der Saal noch halbleer! So gewaltig sind seine Ausmaße. Aus irgendeinem Winkel klingt Musik! Gedämpftes Geklapper der Bestecke und des Porzellans, dazu, kaum hörbar, der stumpfe Rhythmus der Maschinen und das leise Raunen der Stimmen: die Ungekrönten der Luxusklasse nehmen ihre erste Mahlzeit an Bord der Titanic ein!

Der Wintergarten ist wegen der etwas zweifelhaften Witterung überfüllt. Palmen, Kakteen und blühender Oleander! Man trinkt Tee aus papierdünnen Schalen, summt den neuesten Schlager vor sich hin, oder lauscht dem Geriesel der Springbrunnen, die zwischen tropischen Gewächsen und Orchideen den Mittelpunkt des kostbaren Saales bilden.

Im Treppenhaus der ersten Kajüte steht auf einem marmornen Sockel eine große Uhr, die von zwei symbolischen Figuren getragen wird. Sie stellen den Ruhm und die Ehre dar und werden von einer dritten Figur, der Zeit, in monumentaler Linienführung überragt. Aber so ist man in dieser ersten Kajüte. Daran geht man vorbei, als ob man es fühlte, daß hier eine Allegorie, — den „Erfolg“ darstel-

lend, der sich von der „Gelegenheit" monumental überragen läßt, — symbolischere Dienste leisten würde: Etwas haben nämlich die Erbauer dieses schwimmenden Palastes scheinbar ganz vergessen — sich dessen sogar ein wenig geschämt — das ist das Meer selbst! Da liegt es nun, ein unendlicher Anblick unter den storeverhangenen Fenstern, bei Gott, das Erhabenste und Wunderbarste, das weit und breit zu sehen ist, und dennoch scheint es hier vergessen zu sein — vergessen! Zwar gibt es einen Wiener Rauchsalon auf dem Schiff, dessen Fenster sich auf eine Veranda öffnen, von der aus man das Meer hätte sehen müssen, aber um diesen Eindruck, der in seiner lieblichen Strenge immer wieder daran erinnert, wo man sich eigentlich hier befindet, endgültig zu verwischen, hat man gerade dorthin eine förmliche Barrikade von Rosenstöcken gepflanzt, die alles überwuchern und umranken und die mit ihren roten Blüten und den milden Gartendüften an Bezirke erinnern, die weit, weit entfernt, schon beinahe ganz aus dem Gedankenbild der meisten entschwunden sind. Keine Woge reicht hier herauf, kein stürmischer, noch so hochgepeitschter Wellensaum kann diese Rosen pflücken. Hier wie fast überall auf diesem Schiff kann man, wenn man will, das Meer vergessen! Einfach vergessen — yes Sir! Wünscht jemand einmal nicht im Salon, sondern in einem anderen Restaurant zu speisen — denn er lebt ja schließlich in einer Stadt und nicht in einem Zweitausend-Tonnen-Dorf —, dann sucht er sich, indem er den elektrisch erleuchteten Verkehrszeichen zu folgen trachtet, die ihn durch das Gewirr von Gassen und Straßen des Schiffes geleiten, seinen Weg zu dem Kaffee-Restaurant. Hier erwarten ihn an Stelle der Stewards französische Kellner und ein maître d'hotel, den man eigens aus Paris hat kommen lassen. Es erwartet ihn ferner außer der kostbaren Einrichtung des Mobiliars noch eine andere, nicht minder kostbare Einrichtung, eine, die sich sogar herabläßt, ihm für fünf englische Pfunde — das sind hundert deutsche Reichsmark — ein komplettes Abendessen ein-

schließlich Wein, Dessert und Obst zu bieten. Hier kann er, umgeben von erlesenen Nußbaumpaneelen, seine Erdbeeren mit Schlagsahne essen, kann seinen Veuve cliquot, Jahrgang 1900, genießen und das alles in völliger Vergessenheit dessen, daß er eigentlich mitsamt seinen Erdbeeren und mitsamt seiner Schlagsahne über einem zweitausend Meter tiefen Abgrund dahingleitet. Hinterher kann er, wenn es ihm behagt und er nicht Angst hat, dem Anblick des vielen Wassers abermals zu begegnen, seinen Verdauungsspaziergang auf Deck unternehmen, aber nicht etwa unter Leuten, die in Ölmänteln und schmierigen Südwestern umherlaufen, nein — denn das würde ihn ja erst recht wieder an das Meer erinnern, dem er bisher mit Hilfe Gottes und der Konstrukteure der Titanic entflohen ist. Nein — sondern unter Leuten, die apart und stilgerecht wie für eine Theaterpremiere angezogen sind und sich auch ebenso apart und stilgerecht zu benehmen wissen, zumindest solange, als die Rettungsboote fest in den Taljen hängen und der Schiffsboden außer dem Schweißwasser keine andere Feuchtigkeit zieht! Und all die schöne, lange Zeit über, während die Luft im goldenen Lichte schimmert, während Musik und das leise Raunen der Gespräche Raum um Raum erfüllen, bewegt er sich mit einer Geschwindigkeit von 25,6 Stundenmeilen westwärts — seinem nahen und doch Ewigkeiten entfernten Ziele entgegen. Und um ihn herum ist nichts als rabenschwarze Nacht, — und eben dieses Ungeheuer, das er nie sehen will, vor dem es ihm graut, wenn er nur daran denkt, — vor dem er sich hinter Rosenstöcke und falschen Vorstellungen zu verkriechen sucht, das er an Bord dieses Luxusphantoms hinnimmt wie ein notwendiges Übel, — dieses Ungeheuer, das noch viel, viel größer ist als seine kleine, nebensächliche Titanic:

Das Meer!

Und in irgendeinem der sonnigen Schlafzimmer dreht sich eine glaszarte Lady am andern Morgen im Bett auf die andere Seite und befiehlt der Kajütenstewardesse, die Vor-

hänge zuzuziehen, weil sie die Sonne störe. Ein paar Fuß darunter donnert eine fünfzigtausendpferdige Schiffsmaschine; und noch zehn Fuß weiter flimmert die stahlgrüne See, die man hier aber „Gott sei Dank" wirklich nicht sehen kann, weil sie der Schiffsboden — pardon, der doppelte Schiffsboden! — den Blicken der Menschen entzieht.

Und das alles auf einem Dampfer, der mit 25,6 Seemeilen Geschwindigkeit über den Ozean jagt.

Gegen sechs Uhr nachmittags kommt die Titanic in Cherbourg an. Langsam treibt sie, von einem Bienenschwarm heulender Schlepper eskortiert, durch das schmutzige Hafenwasser der Menschenmenge entgegen, die an den Piers in unabsehbarer Ausdehnung Aufstellung genommen hat und das Schiff mit Jubelrufen, Tücherschwenken und einem förmlichen Wald von Fahnen erwartet.

Während das bestaunte Wunder im Hafen liegt, geht die Sonne unter. Bestrahlt von ihrem rötlichen Kupferglanz, schimmert im Westen die See. Hinter einer mächtigen, aufgetürmten Wolkenbarriere verschwindet das Gestirn, sein letztes goldenes Feuerband, das sich vom Schiffe bis an den Horizont durch das Wasser zieht, wie den Seidenfaden eines Spinngewebes hastig zusammenraffend, bis alles erloschen ist und die Dämmerung aus dem Wolkengebilde einen finsteren verschlossenen Torbogen baut, der den ganzen Westen überzieht.

Um acht Uhr dreißig liegt Cherbourg achteraus und vor dem dahinrasenden Bug der „Titanic" — die Nacht!

Das Schiff läuft jetzt mit voller Maschinenkraft „West-ein-halb-zu-Süd" durch die gärenden Kanalseen. Um zwei Uhr morgens nimmt der Wind um eine Stärke zu und krimpt gegen einhalb vier zwei Striche nach Süden. Die „Titanic" bekommt die Seen halb von der Seite und schlingert kaum merklich. Man kann die Bewegungen nur erkennen, wenn man die Deckaufbauten gegen die blaßschimmernde Horizontlinie vergleicht. Gegen vier Uhr sickert das erste

Morgengrauen durch das tiefhängende Gewölk. Ein paar Frühaufsteher lungern, in Mäntel und Schals gehüllt, an der Reeling und lassen sich die feuchten Böen um die Ohren pfeifen. Sonst geschieht nichts. Das Logbuch vermeldet: Nacht von Mittwoch zum Donnerstag ohne Zwischenfall verlaufen. An Bord alles wohl.

Auch der Vormittag vergeht, ohne daß sich etwas besonderes ereignet. In den ersten Mittagstunden gelingt es der Sonne, die Wolkenwände zu durchbrechen und sich sogar einige Stunden hindurch siegreich zu behaupten.

Mittags ist Queenstown in Sicht: Weiße, zusammengerottete Häuser im zarten Frühlingsgrün. Vom Lande weht der Duft der jungen Erde herüber — in den Blumenläden der „Titanic", im Wintergarten und im französischen Restaurant blüht der Flieder aus mächtigen Tubavasen — und die Narzissen und die Tulpen vorne am Bug heben noch einmal ihre sterbenden Köpfe, als sie das lebendige Duften vom Lande her verspüren:

Frühling!

Der Präsident hat einen anstrengenden Tag hinter sich und schläft. Die endlosen Festlichkeiten der vergangenen Woche haben die Nerven dieses kraftstrotzenden Menschen bis auf geringe Reserven verbraucht. Von peinigenden Halluzinationen verfolgt, spricht er leise und unzusammenhängend vor sich hin. Es ist Nacht. Groß und rot steht ein Stern über dem dahinrollenden Schiff, über den Mastspitzen tanzen violette Flammen, Schatten huschen die Decks entlang, es sind Menschen, durch die man hindurchsehen kann wie durch bemaltes Kirchenglas. Das Schlafmittel, das der Präsident nach dem lärmenden Souper eingenommen hatte, löst eine völlig unerwartete Wirkung aus: Angst! Angst, jenes feinmaschige Element, dem man überall auf diesem Schiffe begegnet.

In den benachbarten Kabinen knistert und raschelt es wie brennendes Stroh — am Oberdeck schlägt eine Glocke an, ohne daß sie jemand berührt hat — Türen fliegen auf —

donnern von selbst wieder zu — obwohl sich kein Lufthauch bewegt — Sirenen kreischen — irgendwo klappert eine Kette — Menschen brüllen. Mit einem Satz steht Ismay am Fenster und reißt den Vorhang beiseite: Queenstown! Kapellen spielen zum Empfang — Schiffe umlagern wie kleine Spielzeuge den Koloß — an den Piers stehen die Menschen zusammengepfercht — „Dumme Nerven", brummt Ismay vor sich hin und beginnt seine verspätete Morgentoilette.

Auf der Back steht Fleeth, der Matrose, und lotet die immer flacher werdende See. Die rückwärtsarbeitenden Schrauben wühlen das Hafenwasser zu einer häßlichen, braunen Flüssigkeit auf, die sich quirlend und schäumend in weitem Kreis um das Schiff verbreitet. Passagiere und Post werden durch einen kleinen Tender der Withe-Star-Line an Bord gebracht.

Um ein Uhr dreißig sind die Verbindungen mit dem Lande wieder gelöst und das Rasseln der Maschinentelegraphen ist verklungen. Unter dem Sturmlauf der Seen erzittern die Messingringe der Vorhänge. Die „Titanic" hat um einen Viertelkreis gewendet; ihr Bug zeigt jetzt wie ein Pfeil die irische Küste entlang.

Queenstown bleibt zurück.

Vom Heck aus kann man sehen, wie die Türme der Stadt langsam hinter den immer höher ansteigenden Wellenkämmen versinken — Queenstown — der letzte Hafen —. Breit und mächtig zieht das Schraubenwasser seine moussierende Allee hinter dem rastlos pflügenden Ungetüm. Mit wildem Gekreisch folgt ihm ein Mövenschwarm — unbeweglich stehen die Tiere in der Luft — die Flügel weit ausgebreitet — wie an unsichtbaren Fäden aufgehängt — der Fahrtwind streicht unter ihren schneeweißen Körpern entlang. Äk-äk-äk-äk, klingt ihr krächzender, spitzer Schrei, die unersättliche Gier des nie gestopften Schlundes, der ganze erbarmungslose Trieb, der sie auf federnden Schwingen über Meere und Länder trägt.

Hinten, am äußersten Ende des Schiffes, steht, mit einem

dünnen Pelzmäntelchen bekleidet, eine junge Frau und wirft gedankenlos ein paar Brotkrumen über Bord, während sich ihre Blicke ängstlich an die immer tiefer versinkende Küste klammern. Und plötzlich ist sie umflattert von einer Wolke von Möven. Wie vom Himmel gefallen sind sie da; lassen sich auf gekrümmten Schwingen aus ungeheurer Höhe herabstürzen. Surrend biegen sich die großen Schwungfedern unter dem Druck des Windes. Die Luft ist erfüllt mit abenteuerlichen Lauten, blendendem Gefieder, gezückten Schnabelklingen und hängenden, roten Beinchen.

Worte zittern um die Lippen der Frau — Abschied? — oder eine späte Bitte um Verzeihung? Dennoch scheint es, als trüge sie an Stelle eines Kusses das Lächeln des Erzengels auf dem festverschlossenen Mund.

Reglos lehnt sie gegen die Balustrade und verfolgt eine Welle, die wie ein weißes, spielendes Kätzchen hinter dem Riesen herläuft. Wen mögen diese halbgeschlossenen Augen suchen? Wen halten die unbeweglichen Arme fest? — Manchmal zuckt ein sichtbarer Gedanke in ihr auf — „Jetzt in diese Tiefe hinabgleiten, — seine Nacktheit einhüllen in das schwere, blaue Gewand!" Warum? — Ungeduld? — Sehnsucht? — Erlösung? — So bleibt sie, madonnenhaft, ein Traumbild aus Schmerz, Gedanken und Wirklichkeit, bis die ersten Sterne zu dem Schiffe herüberblinken und das Dunkel der Nacht seinen kühlen Mantel um ihre einsame Seele schlägt.

Yvonne! Wem wird dein geliebter Name die dumpfe Ahnung bringen? — — Vielleicht schon heute — — vielleicht gerade in diesem Augenblick! Yvonne! Wer mag ihn jetzt vor sich hinflüstern, inbrünstig, wie ein tränenschweres Gebet, diesen kleinen unscheinbaren brennenden Namen Yvonne! Aber, vielleicht heißt du gar nicht so? Vielleicht bist du eine — Isolde? — eine Grit? — oder am Ende eine — Solveig? Auf dem Handtäschchen blinkt ein kleines, silbernes „E." — Ellinor? Oder nur ganz schlicht Eva? — Und mit einem Male erwacht die Unbe-

kannte und starrt in den Abgrund der Finsternis! Aus dem weißen, spielenden Kätzchen ist eine große, dunkle Katze geworden, die mit bösem Fauchen dem Lauf des Schiffes folgt. Fröstelnd verbirgt sie sich in ihren Mantel und geht! — Wohin? — Eva, — einsame Solveig — die Nacht ist so lang!

Aus dem Meere dringt ein tiefes, atemholendes Summen, knisternd wie feine, rauschende Seide — der Westwind! In der Fahrtrichtung liegt die See wie ein Bahrtuch. Nichts zu erkennen, nur rabenschwarze Finsternis, aus der wie ein unsichtbarer Nebel das Unbehagen steigt und die Sehnsucht nach festem Land! Und, während die See ihre flüsternden Melodien dem Schiffe entgegenrauscht, scheint sie dabei ganz leise und heimlich die Gängel einer ungeheueren Wiege zu bewegen — eine treue, uralte Amme, der Gott die halbe Erde in die Arme gelegt hat und mit ihr auch den — Tod.

Drohend in das gespenstige Dunkel des eigenen Schattens gekleidet, der wie ein zweites Ungeheuer neben dem ersten einherrast, wühlt sich das Schiff durch die Nacht. Kaum daß ein aufspringender Delphin noch Zeit hat, in die Tiefe zurückzutauchen, während das Kleingetier, von dem zischenden Mahlstrom mit fortgerissen, streckenlang in der gewaltsamen Spur dahinzieht. Allen anderen voran ein Heer leuchtender Quallen und Medusen; und der fahle Phosphorglanz, der von ihnen ausgeht, scheint wie das gespenstige Licht einer anderen Welt den Weg des Kolosses vorzuzeichnen.

Hoch vom Fockmast flattert die englische Flagge und ihr hartes Geknatter ist bis auf das Bootsdeck zu hören.

Der nächste Tag bringt Kälte und regnerische Luft. Müdes Frühlicht dringt durch die Windschutzscheiben der Brücke und legt sich stumpf und farblos auf die Gesichter der Männer. Werner wird abgelöst, Hitchens, der dritte Offizier, übernimmt das Ruder. Der Kompaß zeigt westlichen Kurs, die Seen kommen von vorne und zerschellen klirrend an dem scharfen Bug.

Pittmann ist müde und gähnt. Um halb neun löst ihn Lightolder ab: „Wie war die Nacht, Pittmann?"

„Danke der Nachfrage, langweilig und lang — wie alle Nächte auf See, wenn man die Sensation abzieht, unter der dieses Schiff seine Volten zu schlagen beliebt — viel Gedanken, — wenig Resultate, Hunger, Schlaf und ein saublödes Gefühl im Magen, was wollen Sie noch wissen?"

„Ob Sie diese Litanei schon dem Herrn Präsidenten vorgesungen haben?"

„Nein, danke, ich gehe schlafen, wünsche weiter angenehme Unterhaltung!"

Damit verläßt Pittmann die Brücke; er ist abgespannt und will Ruhe. Seine Kabine liegt auf dem A-Deck, unweit der F.T.-Station. Oben begegnet er dem ersten Funker. Ein blonder Hüne, noch keine sechsundzwanzig alt. In seinen wasserblauen Augen hätte mühelos ein Ozean einschließlich seiner tiefsten Stelle Platz finden können, in seinem Gemüt jedoch eine ganze Schiffsladung voll Pflichterfüllung, Mutterwitz und Menschenfreundlichkeit.

„Good bye!" ruft ihm Pittmann von weitem zu, „Good bye, Phillips, gut geschlafen?"

Der Funker neigt sich vor: „Wie sagten Sie eben? — ich verstehe ‚geschlafen'?" Dabei zeigt er ein Gebiß, um das ihn die zarteste Lady hätte beneiden können und stößt die Türe auf, vor der er gerade steht: „O Keh, Mister Pittmann, Sie gefallen mir — da, kommen Sie her!" Er zerrt einen überfüllten Papierkorb aus der Station und stellt ihn mitten aufs Verdeck. „Eure Sorgen möchte ich haben und dazu das Geld von Ford — Wissen Sie, was das heißt, 20 000 ‚Glückliche-Fahrt-Telegramme' zu beantworten, wenn man vor Erschöpfung kaum noch aus den Augen schauen kann?" Ein Fußtritt begleitet die Worte, der Korb saust in die Luft, — überschlägt sich, — erschrocken springt Pittmann zur Seite — die weißen Zettelchen flattern, vom Winde erfaßt, wie Schneegestöber über das Deck in die See. Phillips lacht, daß man es bis in die Nähe der

Bermudainseln hätte hören müssen. — „Da! — sehen Sie doch, Pittmann, es regnet Glückwünsche; verdammt will ich sein, wenn das keinen guten Rutsch gibt!“

Der Lärm hat Bride, den zweiten Operator, aus dem Schlaf getrommelt. Sein übernächtigtes Gesicht erscheint im Fenster:

„Halloh, was gibt es denn hier?“

Phillips lacht noch immer: „Das, was dir bis jetzt noch fehlt, mein Junge: Humor! Verschwinde bloß mit deiner saudummen Visage, wenn dich die Hühner sehen, kriegen sie den Schüttelfrost und vergessen das Eierlegen!“ Damit tippt er zum kurzen Gruß an die Kappe und verschwindet in seine Station.

Seit Stunden liegt Pittmann in seiner Koje und versucht zu schlafen. Das Pfeifen des Windes in der Antennenbespannung dringt wie feine Nadelstiche an seine Ohren. Er hört, daß nebenan gesprochen wird, kann aber nichts von der Unterhaltung verstehen. Das Tageslicht färbt die weißlackierten Kajütenwände schmutzig-grau und das Rollen der Schraubenwellen tastet mit fernem Summen die Wände ab. Leise klirren die Fenster. Draußen stemmen sich die Matrosen gegen den Wind. Die Wolken hängen so tief über dem Schiff, daß sie fast die Mastspitzen berühren. Pittmann läßt die Rolljalousien herab, verkriecht sich unter der Decke. Die Ereignisse der letzten Stunden schwimmen wie Aale in einem trüben Aquarium vor seinen Augen. Gegen elf Uhr schläft er endlich ein.

Unterdessen gibt der Funker des Edystone F.T. nach Southampton:

„Dampfer „Titanic“ hat Edystone Feuer passiert!“

Der Sturm hat seinen Höhepunkt erreicht und pfeift mit siebeneinhalb Stärken aus dem Atlantik. Lange, schäumende Hügelketten rollen gegen das Schiff, schießen an der Bordwand hoch und fauchen klatschend über die Back.

Auf der Brücke wird nur wenig gesprochen. Die Offiziere halten sich hinter den Schutzscheiben auf, trinken schwarzen Kaffee und verfolgen mit angespanntem Interesse die Wasserspiele auf dem Vorderschiff. Die „Titanic" rollt heftiger und holt leicht über. Die Küste schlängelt sich wie ein grauer Bindfaden die Steuerbordkimm entlang. In regelmäßigen Intervallen blitzt dort ein gelber Funke auf. Lightolder peilt ihn mit dem Kompaß an, schlägt, als er quer zum Schiff liegt, das Logbuch auf:

Elf Uhr dreißig, Lizard Feuer passiert! An Bord alles wohl.

Als Pittmann erwacht, fühlt er, daß der Dampfer schlingert. Er zieht sich an und geht in den Speisesaal. Der überschwengliche Luxus des Raumes geht ihm auf die Nerven. Die Atmosphäre, die ihn hier umgibt, ist drückend und schwer. Er nimmt seine Mahlzeit an einem reservierten Tisch und ist glücklich, als er wieder draußen im Winde steht.

Die Bewegungen des Dampfers sind gleichmäßig geworden. Das leichte Rollen hat sich in ein tief atemholendes Stampfen verwandelt:

Atlantik!

Die Küstenlinie an der Steuerbordseite ist verschwunden. Das Schiff jagt mit flatternder Rauchsäule und Weißglut unter hundertsechsundzwanzig Feuerlöchern durch den Ozean.

Vor dem Diner hat Sir Ismay eine Unterredung mit dem Kapitän. Sie findet hinter verschlossenen Türen statt und hinterläßt eine himmelblau verqualmte Staatskajüte und einen kleinen Berg weißlich-grauer Zigarrenasche in einer kristallenen Schale. Auf dem Tisch Glückwunschtelegramme, die die Unterschrift führender Persönlichkeiten tragen: „Dank für radiographisch übermittelte Fahrtresultate! Southampton—New York: die schnellste Verbindung der Kontinente mit Dampfer „Titanic"!"

Ismay ist zufrieden, mehr als zufrieden: Das Resultat der Probefahrt ist um ein und eine halbe Seemeile überholt!

Das Schiff läuft nicht 25,6 Meilen, sondern 26,5 Meilen — unverständlich, aber der Geschwindigkeitsmesser am Heck hat es klipp und klar bewiesen! Und er hat sich selbst davon überzeugt! — 26,5 Meilen in der Stunde! England hat gesiegt und Ingenieur Romain hat gelogen! Seine Maschine hat die angezeigte Maximalgrenze um eine ganze Seemeile übertroffen! Wie war das möglich?

Ein kleiner Spaziergang nach dem Mittagessen beruhigt sein Gemüt. Die Planken des Decks sind mit spiegelblanker Feuchtigkeit überzogen. Der Horizont ist nicht zu erkennen. Himmel und Wasser stecken in milchgrauen Säcken und bilden eine dunstige, verschwommene Wand.

Vor dem Aufbau der Rauchsalons stößt der Direktor mit Romain zusammen. Der Ingenieur scheint es eilig zu haben; das hindert aber Mister Ismay nicht, ihn an seine Seite zu fesseln:

„Wollen Sie mir nicht einen Augenblick Gesellschaft leisten, Herr Oberingenieur?"

Romain wirft den Rest seiner Zigarette über Bord und verbeugt sich vor dem Chef:

„Mit Vergnügen, Mister Ismay, darf ich bei dieser Gelegenheit fragen, wie Sie mit den Leistungen des Schiffes zufrieden sind?"

Ismay deutet ein verbindliches Lächeln an:

„Sie kommen mir zuvor, dasselbe wollte ich eben von Ihnen beantwortet haben."

„Ausgezeichnet," erwidert Romain, „beide Maschinen laufen 25,6 Knoten — trotz Windstärke siebeneinhalb und grober See! Ich bin zufrieden, es wird ein glatter Sieg werden, Mister Ismay."

Der Direktor vergräbt die Hände in seine Manteltaschen:

„Wenn man von einem kleinen Irrtum Ihrerseits absieht, dürfte es sogar noch Überraschungen geben —!"

Romain blickt auf:

„Überraschungen, wie ist das gemeint?"

Ismay nimmt mit langsamen Schritten den unterbrochenen Spaziergang wieder auf; Romain bleibt an seiner Seite:

„Wissen Sie genau, daß die Maschine nur 25,6 hergibt??"

Romain hat keine Ahnung, wo der andere hinwill:

„Ja, — selbstverständlich weiß ich das!"

Es klingt aber wie ein gesprochenes Fragezeichen, um so mehr, als es ihm nicht mehr gelingt, dem Blick des Direktors zu begegnen. Ismay scheint draußen auf dem Meere die Rauchfahne eines Fahrzeuges entdeckt zu haben und läßt sie vorläufig nicht aus den Augen:

„Wann wurde denn die Fahrt zuletzt gemessen?"

„Laut Eintragung um 10 Uhr vormittags."

„Waren Sie dabei?"

„Nein, Hesketh."

Ismay kneift die Lider enger zusammen, wie wenn er das Schiff aus dem Blickfeld verloren hätte:

„Lieber Romain, Sie sind uns nicht für die Leistungen der Maschinen im allgemeinen, sondern für deren Höchstleistung im besonderen verantwortlich! Warum unterschlagen Sie uns also die Differenz zur wirklichen Maximalleistung?"

Romain schnappt nach Luft, — bleibt stehen:

„Unterschlagen?"

Jetzt erst kehrt ihm der Direktor die volle Fassade seiner Persönlichkeit zu:

„Was Sie sagen, stimmt nicht, Herr Ingenieur. Die Maximale beträgt nicht 25,6, sondern 26,5!" Und mit einer Geste: „Wie Sie sehen, auch bei gegenlaufender grober See!"

Der Ton des Chefingenieurs beginnt allmählich etwas von der Kühle der herrschenden Witterung anzunehmen:

„Darf ich um eine präzise Erklärung für diese Worte bitten, Mister Ismay?"

„Aber selbstverständlich. Wir laufen seit zwei Stunden geschlagene 26 einhalb Knoten gegen den Wind. Ich staune, daß Sie darüber nicht besser unterrichtet sind als ich!"

Romain hat für den Bruchteil einer Sekunde das Gefühl, Chefingenieur in einer Irrenanstalt zu sein; das gleicht seine Stimmung einigermaßen aus:

„Verzeihen Sie, Mister Ismay, aber, wenn das der Irrtum sein sollte, den Sie vorhin erwähnten, dann kann er nur auf Ihrer Seite liegen. Ich kenne meine Maschine und bin über ihre Leistung vollkommen orientiert! Es ist meines Erachtens völlig ausgeschlossen, daß —"

„Gar nichts ist ausgeschlossen", unterbricht ihn Ismay unliebenswürdig. „Die letzten Messungen notieren 26 einhalb Knoten Fahrt. Überzeugen Sie sich doch selbst, das heißt, wenn Sie es wirklich noch nicht wissen sollten. Für diesen Fall würde ich Ihnen allerdings empfehlen, Ihre dienstfreie Zeit nicht ausschließlich dem Bridge zu widmen. An Bord dieses Schiffes gibt es interessantere Spiele ..."

Fünf Minuten später klettert der achtundvierzigjährige Chefingenieur mit der Behendigkeit eines Wiesels die senkrechten Stahlsprossen in die vier Stockwerke tiefe Maschinenhalle hinab. Sein Gesicht ist verzerrt, die Stirnader geschwollen.

Hesketh, der mit aufgekrempelten Hemdsärmeln vor den Umsteuerungshebeln der Backbordmaschine steht, sieht den Wütenden mit gemischten Gefühlen auf sich zukommen.

„Was geht hier unten vor?" faucht ihn Romain so laut an, daß man es trotz des Lärms deutlich verstehen kann.

Hesketh hebt sein Bein aus der bequemen Stütze und nimmt die Pfeife aus dem Mund:

„Das, was von oben diktiert wird! — Sonst nichts! — Sie sind wohl einem Gespenst begegnet? Wie sehen Sie denn aus?"

Romain geht nicht drauf ein, obwohl auch ihm ein gesundes Wort in der Kehle sitzt. Sein Blick fällt auf den kleinen Zeiger des Dampfmanometers, der die rote Markierungslinie um einen Grad überschritten hat und neunzehn einhalb Atmosphären Spannung zeigt. — Kein Zischen der Ventile, kein entweichender Dampf. Nichts. Der Zeiger liegt hart und reglos in der Überdruckzone.

Romain fährt herum, rot bis über beide Ohren. Die Zir-

kulationspumpen arbeiten mit dem gewohnten ruhigen Gang. Luft-, Lenz- und Speisepumpen tacken in alter Gleichmäßigkeit.

Ein paar Augenblicke steht Romain ratlos, lauscht in den Lärm, spielt, um wenigstens nach außen ruhig zu erscheinen, mit dem Schlüsselbund in der Tasche. Dann wendet er sich kalt und kurz an Hesketh:

„Etwa die Ventile festgekeilt?"

Hesketh rührt sich nicht. Auf diesen Empfangston war er bei Romain, seinem Vorgesetzten und Kameraden zugleich, nicht gefaßt. Er gibt auch keine Antwort, als Romain seine Frage mit besonderem Nachdruck wiederholt.

„Ob die Ventile festgekeilt sind, will ich wissen", brüllt ihn dieser jetzt zum drittenmal an. Hesketh steht wie ein begossener Pudel da. Seine Antwort ist hilfloses Brabbeln.

„Mensch — Romain — so beruhigen Sie sich doch endlich — es gehen so komische Gerüchte an Bord herum — für jede Minute, die wir früher anlegen, soll es eine feudale Extravergütung geben: pro Mann und Nase fünf —"

Weiter kommt er nicht. Schon im nächsten Augenblick hat ihn Romain an der Gurgel gepackt und den angefangenen Satz wie einen Wasserhahn abgedrosselt. Als sich die Hand von dem Opfer löst, ist Romain wieder einigermaßen Herr der Situation. Er sieht auf den Chronometer: es fehlen zwanzig Minuten bis drei. Dann, an Hesketh gewendet:

„Ich bin bis Punkt 3 Uhr blind, verstanden? — Wenn bis dahin nicht alles in Ordnung ist, schieße ich Sie über den Haufen."

Dreht sich auf dem Absatz herum und ist verschwunden. Die Eisentür zum Kesselraum fliegt auf. Romain übersieht mit dem ersten Blick, daß die Ventilationen sämtlicher Feuerungsklappen sperrangelweit offenstehen. Ein halbnackter Heizer taumelt durch den Widerschein der hellen Glut an ihm vorbei. Romain hält ihn auf:

„Wer hat Ihnen Befehl gegeben, die Klappen zu öffnen?"

„Mister Kenter, Mister Romain!"

„Bei allen Feuerungen Dämpfer schließen!“ brüllt er wie irrsinnig durch den Kesselraum. Dann klettert er in seine Kabine, wirft sich so, wie er ist, auf das Ledersofa und schließt die Augen.

Zwanzig Minuten später wiegt die wohlerzogene „Titanic“ ihren Chefingenieur mit gesetzlich genehmigter Maximalgrenze in einen sanften Schlaf.

Das Diner der ersten Kajüte ist in vollem Gange, die Tische sind bis auf einige Plätze, deren Inhaber sich eine Art privilegiertes Zuspätkommen aus Gott weiß was für Gründen glauben leisten zu können, besetzt. Es duftet nach Blumen, Speisen und Parfüms, nach Wohlhabenheit und Luxus. Die Unterhaltung ist ein dezentes, wohltuendes Raunen, das nur selten durch spitze Geräusche unterbrochen wird.

An einem der Fenstertische hat eine kleine Gesellschaft Platz genommen: Bankier Camille Hèbert und seine Frau; ein amerikanischer Referendar; und Mister Buddenbrook, der repräsentative Chef der Buddenbrook & Co.schen Konservenwerke in Illinois, Exponent einer geradezu aufreizenden Genußfähigkeit: Gottesdienst und Fressen haben für ihn denselben bedeutungsvollen Klang! Seine Spezialität ist „Curry“. Für Curry haucht Mister Buddenbrook jederzeit seine speckglänzende Seele aus. Für einen echten Malabar-Curry ist Mister Buddenbrook jedes Verbrechens fähig, mit Ausnahme des Verzichtes auf den nächsten Gang der Mahlzeit! Essen ist für ihn keine Notwendigkeit, sondern eine Wissenschaft.

Mister Buddenbrook hat an diesem Mittag nur ein einziges Mal von seinem Teller aufgesehen und das war, als der Steward einen tasmanischen Riesenhummer vorbeischaukelte und nur den Duft davon hinterließ.

Madame Hèbert neigt sich lächelnd ihrem Nachbar zur Rechten zu: „Wie haben Sie denn eigentlich das schlechte Wetter überstanden, Herr Referendar?“

Der Angeredete, ein schmächtiger Rockefellertyp in der dezenten Uniform des Theologen, faltet mit demutsvoller Geste seine Serviette zusammen: „Oh, thank, Madame, es war ein mißglücktes Experiment. Ich wollte einmal chinesische Karte versuchen, aber, das war denn doch ein zu großes Wagnis."

Er lächelt verlegen zu Mister Buddenbrook hinüber, und, als er sieht, daß dieser keine Notiz von der Unterhaltung nimmt, fährt er mutig fort: „Die Suppe aus Fischroggen ging noch. Das Gelee aus Haifischflossen mit Krebsmark war schon gefährlicher"

„Haifischflossen, efrayeuse!" fällt ihm Madame Hèbert entgeistert ins Wort.

Buddenbrook lächelt mit vollen Backen in seinen Teller hinein.

„— — und beim rohen Fisch mit Ingwer kam die Katastrophe!"

„Ausgezeichnet, Herr Referendar", vollendet Buddenbrooks fette Stimme die Beichte des Anfängers, „rohen Fisch mit Ingwer kenne ich, habe lange Zeit in Shanghai gelebt"

„Mag sein", entgegnet ihm trocken der Referendar, „mein Magenleiden macht es mir leider unmöglich, Ihre Begeisterung zu teilen. Chinesisches Diner bei einem Seegang wie er gestern war, heißt Gott versuchen."

Buddenbrook stochert mit der Gabel in seinem Curry herum: „Soll ich Ihnen unser gestriges Menu vordeklamieren, Herr Referendar? Ich weiß es noch auswendig: Kalte Vorspeise, Salate, Eier, Anschovis, dann Gemüsesuppe, gebackene Makrelen, Brathuhn mit Kompott, Rostbeaf mit Yorkshire - Pudding, Schwarzwild mit Brotsauce, Beaf à la mode mit vielerlei Gemüse, Charlotte-Royale-Pudding, Sellerie und Pastetentoast, Kokoseis mit Waffeln, Schwarzer Kaffee, Käse, Obst usw. usw." Dann geht ihm der Atem aus, und er sackt für einen Augenblick merklich in sich zusammen.

Madame neigt sich mit dem Grauen eines überstandenen

Gewitters in ihren Sessel zurück: „Mon Dieu, das haben Sie alles bewältigt, je suis tout bas!"

„— im übrigen ißt man Curry nicht mit der Gabel, sondern mit dem Suppenlöffel", schließt sich jetzt Monsieur Hèbert der Unterhaltung an und schielt boshaft zu seinem Nachbar herüber: „Ich bin zwar, was Essen anbelangt, kein Koryphae Ihres Formats, aber so viel weiß ich auch, daß man Bombay-Curry nicht mit geriebener Kokosnuß bestreut, wie Sie es eben getan haben, sondern es landesüblich mit scharfeingelegten Mangoschalen vermengt."

Der Chef der Buddenbrook & Co.schen Werke schnappt nach Luft.

„— und den Krabben-Curry, den Sie gestern aßen, müssen Sie mit dünnen Mehlfladen die letzte Ölung geben und nicht mit Mayonaise."

Der Gekränkte rettet sich in einen Hustenanfall, der so laut ist, daß er eine Dame vom Nebentisch zu einem strafenden Blick veranlaßt — Shocking!

Leise schlingert das Schiff — lange, langsame, tiefatemholende Bewegung. Manchmal ist es, als ob sich der Boden unter den Füßen heimlich wegschleichen wolle.

Immer noch betreten Zuspätkommende den Saal. Ein junger Mann preßt sein Taschentuch gegen den Mund und steuert mit eigens erfundener Gangart dem Ausgang zu.

„Als ich heute morgen in meiner Badewanne saß", erzählt der Bankier, dem von seiner rückengedeckten Warte aus nicht das Geringste entgeht, was im Saale geschieht, „lief mir buchstäblich das Wasser weg — — und der Steward, der mir heute morgen den Kaffee eingießen wollte, verfehlte die Zielrichtung und der heiße Strahl aus seiner Silberkanne ergoß sich prompt auf meinen neuen Sportanzug."

„Das ist alles nicht so schlimm", lacht der Referendar, „viel peinlicher finde ich das Problem der morgendlichen Toilette, während es Wänden und Fußboden beliebt, ihre Plätze zu verwechseln."

„Das geschieht am besten auf der Erde, gegen den Tür-

pfosten gelehnt. Sie müssen dabei nur acht geben, daß Ihnen Ihre Koffer nicht auf den Leib gerückt kommen."

„Nur ein Glück, daß durch die Luken kein Wasser hereinschlagen kann", sekundiert Madame Hèbert ohne einen Funken Humor.

Der Steward serviert Obst. Herr Buddenbrook greift erregt nach einer Ananas: „Das ist auch gar nicht nötig, meine Gnädigste, der Inhalt der Wasserflasche und des Waschbeckens genügen vollkommen."

Hèbert genießt, behaglich zurückgelehnt, den plastischen Anblick des Saales: „Ach, dort sitzt übrigens der Junge, der morgens immer vor meiner Kabine Rollschuhe läuft."

Buddenbrook schraubt sein Robbenhaupt nach links: „Der kleine Jacky Taylor; kenne die Eltern, reizende Menschen, diese Leute."

„Wir haben eigentlich sehr viel Jugend an Bord, finden Sie nicht auch?"

Von der Ananas ist nur noch der Obstteller übrig: „Mag Kinder auf einem Ozeandampfer nicht leiden, sie enttäuschen immer, wenn sie auf die Reling klettern, ohne ins Meer zu fallen."

Niemand lacht. Madame Hèbert verzieht den Mund. Der Referendar glotzt kopfschüttelnd dem Konservenkönig ins Gesicht und Monsieur Hèbert genießt den Saal.

Eine Stunde später trifft die Gesellschaft im Teesalon wieder zusammen. Hèbert ist müde und gähnt, während Buddenbrook eine geraume Zeit mit der Auswahl der passenden Kuchensorten vertrödelt: „Was gedenken Sie heute Nachmittag zu unternehmen, Monsieur Hèbert, es sieht sehr nach Regen aus?"

„Bei dem Wetter gibt es nur zwei Dinge, die man unternehmen kann und — Bridge spielt meine Frau nicht."

Drei Japaner huschen lautlos am Tisch vorbei. Madame Hèbert sieht ihnen durch die Lorgnette nach: „Warum tragen eigentlich alle Japaner schwarze Brillen?"

Der Referendar, dem die Schaukelbewegungen langsam

auf die Nerven fallen, rafft sich mit blassem Gesicht zu einer Bemerkung auf: „Die Zivilisation scheint sich ihnen wohl zunächst auf die Augen zu schlagen." Dabei verdreht er selbst die Augen und meint den Magen.

„Dafür Ihnen die Natur auf den Bauch!" platzt Buddenbrook zwischen zwei Bissen Sachertorte heraus — „aber nichts für ungut, dort drüben sitzt Ihr großer Kollege Anderson, zehn zu eins, daß es ihm in den letzten drei Tagen nicht um ein Haar besser ergangen ist als Ihnen."

Die Blicke des jungen Geistlichen bleiben auf einem weißhaarigen Tischgast haften, der sich einsam in die dämmrige Ecke des Saales zurückgezogen hat.

Wer ist denn dieser Herr? fragt Hèbert, der dem Blick gefolgt war.

„Ein deutscher Pastor", gibt der Referendar höflich zurück, „der Name ist mir entfallen."

„Anderson!" ergänzt Buddenbrook, „A-n-d-e-r-s-o-n, kommt aus der deutschen Mark und wechselt als Missionar nach den Südstaaten hinüber."

Frau Bankier lächelt versöhnt: „Wo Sie das nur alles herhaben, Mister Buddenbrook, Sie sind das reinste Lexikon."

Hèbert kann sich ein halb verständliches Brabbeln nicht verkneifen: „Habe ihn bisher nur als ‚Menukarte' kennengelernt."

„Oh, papa di toute — papa di toute", beehrt sich der kleine, rundliche Herr seinen ganzen französischen Wortschatz auf einmal zu präsentieren. „Ich weiß alles, was auf dem Schiffe passiert!"

„Wie ich gehört habe, soll er sich darüber beklagt haben", setzt Hèbert, an Buddenbrook gewendet, die Unterhaltung fort, „daß zu wenig Passagiere der Titanic die Bibel lesen."

„Ganz recht, übrigens — ich finde die Lektüre des ‚Daily Swinegel' auch bei weitem interessanter als die Offenbarung des soundsovielten Johannes", ein bon mot,

das den Referendar veranlaßt, die bereits erhobene Teetasse wieder abzusetzen.

„Er raucht nicht, trinkt nicht, meidet alle gesellschaftlichen Ereignisse —"

„Na ja, mit einem Wort, ein Vorbild christlicher Tugend. Gestern abend sah ich ihn in einem abgelegenen Winkel des Oberdecks in einem rührenden Gebet versunken."

Buddenbrook hält das letzte Stück Torte mit seinen Fettfingern umklammert: „Er wird noch einen Wolkenbruch auf uns herabbeschwören!"

In diesem Augenblick schlingert der Dampfer so stark, daß ein Serviettenring ins Rollen gerät und von der Tischplatte fällt. Der junge Geistliche erhebt sich und verläßt den Tisch.

Keiner hat den Mann beobachtet, der vor wenigen Minuten den Raum betreten und in einer abgelegenen Loge Platz genommen hat. Madame Hèbert ist die erste, deren neugieriger Blick auf den späten Ankömmling fällt.

Das Halbdunkel der Loge läßt die eigenartige Persönlichkeit des neuen Gastes nicht mit voller Sicherheit erkennen. Madame sieht nur, daß die lange und hagere Gestalt in einem tadellosen Smoking steckt und daß der Mann ein Gesicht hat, das in Plastik und Farbe mit dem weißen Schläfenhaar eine fast unwirkliche Harmoniegrenze bildet, — ein enorm schmales, nackt zerklüftetes Gesicht. Die wasserblauen Augen haben etwas von dem magischen Licht des Mondes. Ein Gesicht, wie von der Polarluft des Absoluten umwittert, das nur eine wirkliche Beziehung zum Leben ahnen läßt: den Tod!

„Verzeihen Sie, Mister Buddenbrook, dann wissen Sie ja auch sicher, wer der Gentleman ist, der Ihnen dort schräg gegenübersitzt."

Der Gefragte kneift die Augen zusammen und schiebt den leeren Teller beiseite. Sein Ausdruck verändert sich: „Oh, natürlich, das ist Lord Canterville, eine überaus interessante Erscheinung — vielleicht die interessanteste auf dem ganzen Schiff!"

Hèbert äugt ungnädig in die bezeichnete Richtung. Die Möglichkeit, daß es außer ihm noch andere interessante Persönlichkeiten geben könne, treibt ihm das Blut in die Wangen: „Wie hoch schätzt man sein Vermögen?"

„Bei einem Lord Canterville kommt es nicht auf das Vermögen an. Hier macht es der Nimbus — diese geradezu lähmende Autorität, die von diesem Menschen ausgeht — diese — diese — mystische, von Gefahren und Möglichkeiten vibrierende Luft, die ihn umgibt"

„Na, na, na!"

„Keiner weiß, welche Ziele ihn seiner ursprünglichen Heimat entwurzelt haben, er lebt schon seit vielen Jahren in Afrika und soll ein bedeutender Ägyptologe sein, viel mehr weiß man nicht. Er ist in Cherbourg zugestiegen, spricht mit keinem Passagier ein Wort, bewohnt ein Staatsappartement für sich allein, das an sich schon ein Vermögen kostet, befindet sich auf der Überfahrt von Europa nach Amerika und vegetiert „einem on dit zufolge" abgesondert wie ein indischer Asket."

„Wohl eine Keuschheit, die sich bei näherer Beleuchtung als ‚freiwillige Armut' herausstellen dürfte", lacht Hèbert dazwischen. „Wissen Sie, Leute eines solchen Formates pflegen sich gerne in den Nimbus zu retten, wenn die Fähigkeit versagt."

Madame Hèbert räuspert sich vergebens.

„Na ja, ich glaube ja auch nicht ganz daran."

„Also wir wollen vorsichtig sein und sagen, er dürfte die Sünde wegen ihrer Schande verachten und sie um ihrer Lust willen beneiden."

„Sehr richtig, Monsieur Hèbert — sehr richtig — ein Unbestechlicher!"

„Ein Robespierre!"

„Kennen Sie ihn persönlich?" beeilt sich Madame Hèbert einem neuen Ausfall ins Originelle zuvorzukommen.

„Das nicht, aber ich kenne seinen Diener."

Hèbert lacht ungezogen.

„Ein malaisches Wunderexemplar von einem Menschen, sage ich Ihnen, urgesund, mit einem Instinkt, der ans Unfaßbare grenzt, spricht perfekt französisch, englisch, außer seiner malaiischen Muttersprache — außerdem ist er ein perfekter Curry-Koch!"

„Da haben wir es ja, da haben wir es ja!" prustet ihm der Bankier lachend ins Gesicht, „— das ganze Brimborium, das Sie um diesen geschniegelten Affen schlingen, mündet in einer Schüssel mit Curry!"

Der Fremde scheint zu ahnen, daß man von ihm spricht. Sein Blick ist unentwegt auf den Sprecher gerichtet.

„Also schießen Sie los; wenn sich die story halbwegs lohnt, sind Sie heute abend zu einer Decklast Curry mein Gast! Aber nur, wenn sichs lohnt, ich bin Geschäftsmann, Mister Buddenbrook!"

Buddenbrook fährt sich lächelnd über sein feucht glänzendes Gesicht: „Oh, merci, zu gütig, aber ich habe 23½ Millionen Dollar auf der Chikagoer Bank deponiert, wenn ich will, kann ich mir die ganze ‚Titanic' kaufen und sie als Kleiderschrank für meine Frau umarbeiten lassen!"

Madame Hèbert, die eine goldbrokatene Nachmittagsrobe mit Valenciennespitze trägt, ist bei dieser Vorstellung einer sanften Ohnmacht nahe und Hèbert lächelt nur: Sein Vermögen beläuft sich rund auf das Fünffache!

„Ich kam durch einen Zufall mit dem Menschen in ein Gespräch. Er lungerte am Verdeck herum, das Schiff holte über, ich flog ihm an den Hals und — wir waren sozusagen Freunde. So erfuhr ich, daß sein Herr jener Lord Canterville ist, der seinerzeit Carnervon mehrmals auf wissenschaftlichen Expeditionen begleitet hat und heute selbst Auftraggeber einer englischen Unternehmung ist, die ihren Sitz in Kairo hat. Sie verfolgt den Zweck, das versunkene Tal El Amarna mit seinen Schätzen und Kunstwerken der 18. Königsdynastie aus dem Wüstensand zu buddeln und den ganzen zerbrechlichen Kram an die Museen, natürlich an die britischen Museen, zu verschachern. Unter anderem wurde da auch, ich

glaube 1888, ein Sarkophag aus dem Schutt der Jahrtausende geholt — —", Buddenbrook kneift die Augen zu einer Grimasse zusammen, „was meinen Sie, Monsieur Hèbert, wieviel Sandwiches und Cognacs mich diese Weisheiten gekostet haben? — — Ich will Sie nicht lange auf die Folter spannen. Gleich nach der Überführung zur ersten Bahnstation begann dieses Möbel einen Einfluß um sich zu verbreiten, dem die ganze glorreiche Wissenschaft noch heute fassungslos gegenübersteht: Mitglieder der Expedition erkrankten und starben auf völlig ungeklärte Weise.

X-mal wechselte das unheimliche Ding seinen Besitzer und hinterließ ebensoviel Ärzte, die kopfschüttelnd an der Bahre ihrer x Patienten standen und ihr Hirn nach lateinischen Krankheitsnamen zwecks Ausfertigung der Totenscheine zermarterten. Ich entsinne mich selbst genau, die Geschichte in einer englischen Zeitung gelesen zu haben."

„Sind Sie fertig?"

„Bewahre, es geht noch weiter, hören Sie nur, Monsieur Hèbert. Ich will meinen ‚Einstand' nicht ohne Pointe geopfert haben: Der Sarkophag befindet sich nämlich bei uns an Bord! Er wurde in Cherbourg als Bücherkiste verpackt und so deklariert an Deck gebracht."

Buddenbrook geht über das Erstaunen des Ehepaares hinweg —: „Aber so weit sind wir noch nicht. Zunächst also landete der Sarkophag, nachdem niemand mehr etwas von ihm wissen wollte, im Londoner Museum."

Buddenbrook gießt sich die achte Tasse Tee ein, während Madame Hèbert in das Zigarettenetui ihres Mannes greift.

„Und hier geschah das Verrückteste: Die beiden Wärter, die den ägyptischen Saal zu überwachen hatten, erkrankten — und starben binnen Jahresfrist. Todesursache, wie bisher, unbekannt. Und die Wissenschaft war blamiert. Ob es sich da um irgendwelche Ausstrahlungen des alten Holzes handelt oder um einen chemischen Zersetzungsprozeß, oder ob man hier wirklich mit einem Kulturmysterium der alten Ägypter rechnen muß, dessen Wirkung drei

Jahrtausende wie eine langweilige Kinovorstellung überdauert — ich weiß es nicht. Wir erzeugen Konserven und Cornedbeef!"

Im Saale flammen die Lichter auf. Der Brillantring Madame Hèberts funkelt wie eine Nova unter den Sternen auf.

„Nun hatte natürlich auch das britische Museum den Humor verloren und verbannte das kuriose Ding in die Rumpelkammer seines Kellers — — und hier stöberte es Sir Canterville eines Tages wieder auf, kaufte dem Museum den alten Ramsch für ein paar hundert Dollar ab und — — na, und jetzt sitzt er Ihnen mitten im Atlantischen Ozean gegenüber und freut sich, daß von ihm die Rede ist."

Pause.

Hèbert läßt seine Hand schwer auf die Tischkante fallen, begegnet dem geringschätzigen Lächeln seiner Frau, dann neigt er sich Mister Buddenbrook zu, der angesichts eines leeren Kuchentellers eifrig die Speisekarte zu studieren begonnen hat.

„Ich will Ihnen einmal etwas sagen. Wenn Sie göttlicher Vielfraß glauben, daß Sie uns mit Ihrer überspannten Phantasie hier Angst machen können — Sie, dann haben Sie sich geirrt. Ich glaube, Sie haben schon viel zu viel von dieser Welt gesehen. Reisen darf nicht zur Gewohnheit werden! Wer einmal heraus hat, daß Wasser in allen Ländern bei hundert Grad siedet, der sollte lieber zu Hause bleiben. Bestellen Sie sich zwei Portionen Curry auf meine Rechnung und spielen Sie lieber mit mir eine Partie Bridge!"

Murdock, der vor einer halben Stunde mit Kapitän Smith die zweite Observation und eine Kompaßkorrektur vorgenommen hatte, sitzt in der Dienstkabine des Quartiermeisters. Modey, ein kleiner untersetzter Herr mit gutmütigen Augen und einer Glatze, ist über einen Stapel aufgeschlagener Geschäftsbücher gebeugt.

„Zahlen, Zahlen, nichts als Zahlen! Es ist zum Verrückt-

werden, Murdock! Sehen Sie sich bloß diesen Berg von Listen an. Das soll alles bis heute abend fertig werden. Glauben Sie, daß ich seit drei Tagen noch nicht zur Ruhe gekommen bin?"

Murdock streckt behaglich die Beine von sich:

„Heben Sie sich das Faulenzen für den Ruhestand auf."

Modey zieht einen meterlangen Strich durch das Journal und verbeißt sich ein boshaftes Lachen:

„Wenn Sie das Romain sagen, reißt er Ihnen sämtliche Knöpfe von der Uniform."

„Warum?"

„Ah, Sie wissen noch nicht?"

„Nein, was ist schon wieder los?"

„Kleines Intermezzo!"

„Mit Smith?"

„Nein, mit dem Präsidenten, aber ich bin taub, ich habe nichts gesehen."

Murdock hebt drohend den Zeigefinger:

„Du sollst den Namen des Allerhöchsten nicht eitel nennen, auf daß du lange lebest und deine Kollegen im Range überholen mögest, ist das Ihr Ernst, Modey?"

„Gewiß, ich glaube, er hat sich geweigert, seiner Maschine ein Tempo zu diktieren, das uns unter Umständen auf einen Vulkan gesetzt hätte."

Murdock gibt keine Antwort. Modey, der ihn von der Seite beobachtet, lacht:

„Wo bleibt denn auf einmal Ihr Optimismus?"

Der Offizier ist ernst geworden:

„Verfluchter Rekordwahnsinn", platzt er heraus, wirft seine Zigarre auf den Tisch und erhebt sich rasch. Modey drückt ihn sanft in den Stuhl zurück:

„Bleiben Sie ruhig und verkohlen Sie mir nicht meine schönen Papiere — übrigens, da kommt Pittmann, — kein Wort darüber, hören Sie!"

Pittmann begrüßt die beiden Herren, wirft die Tür hinter sich ins Schloß:

„Was ist mit Ihnen los, Murdock? Sie ziehen ja ein Gesicht, als ob Sie den Quartiermeister fressen wollten?"

Modey wehrt ab:

„Nicht so schlimm, Pittmann. Der Wind hat die Tür aufgerissen, Ihr Kamerad hat sich einen Schnupfen geholt." Dann gibt er dem Thema einen anderen Kurs: „Wollen Sie was Interessantes sehen? — da — ich bearbeite eben die die Lagerlisten. Wissen Sie, wieviel Säcke Kaffee wir an Bord haben?"

„Keine Ahnung."

„Fünfzigtausend, Mister Pittmann. Und wissen Sie, wieviel Kisten Tee? Sechsundvierzigtausend, Mister Pittmann. Und wissen Sie, wieviel Postsäcke? Fünftausend, mit insgesamt sieben Millionen Briefen. Aber das ist noch nicht alles, was ich Ihnen zu sagen habe! Hier das Proviantjournal — aufgestellt von Southampton bis New York — — 75000 Pfund Fleisch — — 35000 frische Eier — — 25000 Pfund Geflügel — — 40 Tonnen Kartoffeln — — 7000 Liter Milch — — 5 Tonnen Zucker — — 250 Faß Mehl — — 10000 Pfund Gemüse — — 12000 Flaschen Mineralwasser — — 15000 Flaschen Ale und Porter — — 1000 Flaschen Wein! — — Außerdem führen wir, laut Inventuraufnahme vom 1. correntis, 25000 Stück Porzellan an Bord — — 7000 Stück Glas — — 26000 Stück Silberwaren und 21000 Stück Schüsseln, Töpfe und andere Gefäße — — Herr, wenn das alles einmal unaufgefordert durcheinanderkollert!"

Er klappt das Buch zusammen und schlägt ein anderes auf:

„Nun zehn Zentimeter aus der Passagierliste! Hier: Colonel Jacob Astor: Zweihundertfünfzig Millionen Dollar! — — A. G. Vanderbilt: Zweihundert Millionen Dollar! — — Isidor Strauß, New York: Fünfzig Millionen Dollar! — — Bankier Wiedener: Fünfzig Millionen Dollar! — — Benjamin Guggenheim: Fündundneunzig Millionen Dollar! — — Oberst Washington: Fünfundzwanzig Millionen Dollar! — — Mister Taylor: Zehn Millionen Dollar! Und die Klein-

rentner unter zehn Millionen.“ Modey schlägt ein drittes Buch auf:

„Baukosten und Einrichtung des Schiffes: 32 Millionen Dollar — — Vorräte und besondere Anschaffungen: 3500000 — — in den Safes deponierte Werte der Passagiere und Kapitalien: 6000000 — — besonders deklariertes Depot eines Einzelnen: 2000000 — — bare Mittel: 500000 — — Ladung: a) Kolonialwaren 2500000 — — b) verfrachteter Export anderer Artikel: 7000000 — — c) holländische Diamanten: 90000000 — — taxierter Wert des Eigentums aller Passagiere: 40000000 — — Versicherungswert der ersten Kajüte, — — halten Sie sich an der Stuhllehne fest, Pittmann! — — 450000000 — — Versicherter Wert der zweiten Kajüte: 40000000 — — Post 10000000 — — Himmelherrgottsakrament — mir bleibt die Luft weg, ich kann nicht mehr!“

Pittmann greift in seine Manteltasche, holt eine kleine längliche Schachtel hervor, der er umständlich eine Zigarette entnimmt:

„Wissen Sie auch, wieviel Rettungsboote wir haben?“

Modey scheint weder den Sinn noch den Ton der Gegenfrage zu verstehen, denn er blickt ihn offenen Mundes an.

Pittmann greift nach einem Feuerzeug und steckt nach mehrmaligem vergeblichen Knipsen seine Zigarette in Brand:

„Sechzehn, Mister Modey. Vierzehn große und zwei kleine! Papier liegt hier genug herum, Bleistifte haben Sie auch eine ganze Menge und rechnen können Sie auch. Das habe ich gesehen. Wieviel Passagiere wir an Bord haben, weiß die ganze Welt. — — Wenn Sie noch mehr wissen wollen, dann fragen Sie den Ingenieur Romain. Der sitzt im Rauchsalon und spielt Bridge.“

Damit läßt er den verblüfften Modey sitzen und geht. In der Tür dreht er sich noch einmal um:

„Wenn jemand nach mir fragen sollte, ich bin auf der Brücke.“

Der Präsident sitzt mit dem englischen Peer Lord Ashburton und dem Kupferkönig Benjamin Guggenheim im Speisesaal. — Thema:

Das blaue Band.

„Ich kann Eurer Lordschaft schon heute die Versicherung geben, daß wir in drei Tagen den Weltrekord konkurrenzlos für England gewonnen haben."

Lord Ashburton, ein schmaler, blatternnarbiger Aristokratentyp, mit grauen Stechaugen und weißen Schläfen, neigt sich über den Rand der Tischplatte:

„Gratuliere, Mister Ismay, man wird nicht vergessen, Ihren Namen im Zusammenhang —"

Baron Guggenheim lehnt sich rund und gefällig in seinen Stuhl zurück:

„Dieser schwimmende Palast ist das soundsovielte Weltwunder, ich weiß nicht, wieviel es im ganzen sind, aber jedenfalls — man ist damit dem Reich der Unsterblichkeit nähergerückt — auf das Wohl der White Star Line!"

Ein Kelch blitzt auf — Dreiklang in Moll. Selbstgefälliges Lächeln, leichter Druck in der Magengegend des Herrn Präsidenten:

„Steward, noch eine Flasche Pommery." Und mit vorgehaltenem Handrücken: „Etwas Natron, wenn ich bitten darf!"

In der Nähe des Orchesterpavillons sitzt Lord Canterville und mustert unauffällig den überfüllten Raum. In seinen Mienen rührt sich nichts. Kerzengerade steigt der Rauch der Zigarette in die Höhe. Vielleicht, daß ein gewiegter Menschenkenner einen feinen, lächelnden Zug in den Triften und Schründen dieses Gesichtes hätte entdecken können.

Unablässig blitzen die Scheiben der Saaltüren im Lichtstrom der Wandkronen auf. Ein ewiges Kommen und Gehen, ein Stehenbleiben, Sichverneigen, Schwatzen und Schwadronieren, ein herausforderndes, halbnacktes Sichexponieren im Scheine tausender Kerzen. Jeden Abend um dieselbe Stunde wiederholt sich das gleiche Bild: Der alte General, der

seine Mahlzeiten mit dem Kanonendonner verblichener Siege zu würzen versucht. Kein Mensch hört ihm zu, das „Kommende" allein beherrscht die Situation und duldet keinen Rückfall in Gewesenes; in der engen Fensternische der blasse Referendar, täglich mit mißtrauischen Blicken die Speisekarte musternd, das nervöse Gesicht stets von einer Unsicherheit durchzuckt, die im bedenklichen Widerspruch zu dem würdevollen Maß seiner Bewegungen steht; die zerbrechliche Lady Maryland mit den schmalen Schultern und dem sommerlich reifen Mund — und dort an der Stirnseite des Saales, dem Gemälde des Königs gegenüber: Colonel Astor, der schweigende Sieger aus tausend Wallstreet-Gefechten, mit einer Gelassenheit den Hummer zerteilend, als wäre der liebe Gott sein eigenes, bisher noch unveröffentlichtes Patent. Drei Tische weiter blitzt die weiße Weste Vanderbilts auf. Die diktatorische Gebärde, mit der er dem Saal die Stirnfläche bietet, schreit danach, in Erz gegossen zu werden! Das kümmerlichste Wort aus seinem Munde ist schon die Tat. Hinter dem Pelargonienfeston an der Säule die eisgekühlte Schönheit der Komtesse Villier de la Cour, deren nahezu stündlicher Kleiderwechsel erfolglos bleibt, weil zu den Siegen einer Frau weder Kanonendonner, noch Banksafes, noch Stoffe nötig sind, sondern Anmut, Liebreiz — und ein Funken Glück. Ihrem Tische gegenüber: Madame Hèbert: Boutons, die wie brüllende Lichtkleckse an ihren Ohren hängen. Der dicke Herr an ihrer Seite scheint nicht ihr Mann zu sein, denn er ist höflich zu ihr und um ihr persönliches Wohl besorgt. Zwischendurch ist er ängstlich bemüht, einer Portion Curry mit dem Suppenlöffel so umständlich wie nur möglich den Garaus zu machen.

Unter der Glaskuppel der Decke eine Familie beim Abendbrot. Vater, Mutter und Sohn. Dezentes Schweigen — eine dunkle Insel der Vornehmheit, die inmitten dieses glanzdurchwogten Stromes wie ein Wunder wirkt: Das Wunder der Kultur. Wie gut er den Jungen kennt. Jeden

Morgen um sieben Uhr, wenn noch alles schläft, läuft er Rollschuhe auf dem Verdeck. Dabei glühen seine Wangen, und die Augen leuchten vor Seligkeit in der frischen Seeluft wie die eines Engels.

Das alles verfolgt Lord Canterville wie einen ablaufenden Filmstreifen von seinem Platze aus, während die Asche seiner Zigarette von selbst in die Schale fällt.

Das Lächeln in dem versteinten Gesicht ist verschwunden, aber nur für Augenblicke — das Leben geht weiter, nichts steht still, auch nicht das Schicksal des kleinen Jackie Taylor.

Oh, Lord Canterville kennt das Leben, kennt den Glanz der Gesellschaft und den krankhaften Schatten ihrer abgrundtiefen Zerrissenheit. Lord Canterville hat die Welt nach fünf Richtungen hin durchsegelt: Nach Norden, Süden, Osten, Westen und nach seiner eigenen! Er hatte Zeit und Gelegenheit, sich von der berechenbaren Krümmung ihrer Oberfläche ebenso klar und eindeutig zu überzeugen, wie von dem unberechenbaren Glühen ihres inneren, ewig gärenden und gebärenden Kerns — und das sowohl in den Modergrüften der ägyptischen Königsgräber wie in den duftgeschwängerten Absteigquartieren des Pariser Jockeyclubs. Lord Canterville kennt die Seelen der lichten, sonnentrunkenen Sucher, wie er die Qualen der Dunklen, Unterirdischen durchschaut, der Unerlösten! Nur selten verschwindet jenes Lächeln aus seinem Gesicht, das nur der Gewiegteste unter ihnen zu erhaschen vermag. Und dieses Lächeln erstirbt immer dann, wenn es bei anderen Sterblichen wie das Brandmal eines bitteren Irrtums über die Lippen huscht — das ist Lord Canterville!

Um die zehnte Stunde betritt eine ältere Dame in Begleitung ihrer jungen, bildhübschen Tochter den Speisesaal: Mrs. und Miss Stevenson aus Liverpool. Die beiden Damen nehmen an einem kleinen Tisch in der Nähe des Haupteingangs Platz und winken den Steward zu sich heran. Die auffallende Schönheit des Mädchens scheint mehr in der

faszinierenden Blässe ihrer Wangen zu liegen, als in ihrem von seltenem Ebenmaß geformten Gesicht. Lord Canterville hat den Tisch entdeckt und die Zigarette mit einer ruckartigen Bewegung in die Schale geworfen. Sekundenlang ruhen die Augen des Mädchens in den seinen: Ein schicksalsklarer, aber unendlich schmerzhafter und banger Blick! Dann wendet die junge Lady ihre Aufmerksamkeit wieder der Mutter zu. Es ist der Blick einer Träumerin. Lord Canterville erhebt sich und verläßt, von keinem beachtet, den Saal. Nur Mister Buddenbrook dreht sich einmal kauend nach ihm um.

Als er die vollbesetzten Tischreihen entlangschreitet, dröhnt ihm die Unterhaltung der lauten Gesellschaft wie Straßenlärm entgegen.

Auf dem Promenoir spielt die Bordkapelle — Abendkonzert! An einer wenig belebten Stelle bleibt er stehen und atmet in tiefen Zügen auf. Unwahrscheinlich wie ein expressionistisches Gemälde hängt eine orangefarbene Mondsichel über dem Meere.

Die Luft ist schneidend kalt geworden. Das Augenpaar der jungen Somnambulen verfolgt ihn. Dort, wo der blasse Horizontstreifen mit den dunklen, öligen Wellen ineinanderfließt, spiegelt es sich in sanften Formen wider. Zeitloses Ebenbild! Das Ebenbild einer Frau — einer Unsterblichen. Mit raschen Schritten sucht er seine Wohnung auf, riegelt sorgfältig die Tür ab, öffnet die Schlösser einer länglichen, viereckigen Truhe und bleibt lange reglos vor dem Kopfende eines Sarkophages stehen. Von dessen Deckfläche sieht ihm das unversehrte Bildnis eines jungen Frauenkopfes entgegen, leuchtend in unzerstörbarem Farbenreichtum einer längst versunkenen Menschheitsepoche — das Ebenbild eines Menschen — einer Frau — einer Unsterblichen: — ein schicksalsklarer, aber unendlich schmerzhafter und banger Blick.

Pittmann sitzt dem Schiffsarzt in dessen behaglich eingerichteter Kabine gegenüber. Doktor James Morell, ein sympathischer Deutsch-Amerikaner, der vor neununddreißig Jahren mit der Shagpfeife im linken Mundwinkel ohne Rücksicht auf seine Umgebung zur Welt gekommen ist, wird wegen seines unfehlbaren Humors, der zwischen irischer Trockenheit und altgermanischer Bauernschläue ein wohltemperiertes Mittelding bildet, von jedem an Bord verehrt. Die Unterhaltung geht um gleichgültige Dinge und wird zuweilen durch das Telephon oder durch Doktor Morell selbst unterbrochen, der seiner Pfeife mehr seelische Beachtung als dem spannendsten Thema zollt.

„Damned! — auf diesem Saukasten kann man weder bei Tage noch bei Nacht zur Ruhe kommen! — Dreitausend Menschen an Bord und ein Arzt!!"

Pittmann nimmt den Ton nicht übel. Er weiß, daß Doktor Morell abgespannt ist:

„Viel Seekranke, Doktor?"

Morell klopft ärgerlich seine Pfeife über der leeren Teetasse aus:

„Das sind sie alle hier, wie sie gebacken und gebraten sind, oder bilden sich wenigstens ein es zu sein. — Zu komisches Volk, diese Leute! Sowie sie sich Passagiere nennen, sind sie als Menschen nicht mehr zu gebrauchen. Aber ich habe ja Gemüt für zehn, bei mir kann jeder nach Façon und Stand selig werden. Die Touristenklasse macht noch die wenigsten Schwierigkeiten. Wem es den Magen verdreht, der schert sich einfach an die Reling, und fertig ist der Lack. In der zweiten Kajüte heißt die Seekrankheit schon „Gleichgewichtsstörung" oder „maladie du mer". Das klingt vornehmer und stellt mehr vor. Man braucht sich für ein französisches Leiden weniger zu schämen, als für ein deutsches! — Therapie: Selter mit Kognak — oder umgekehrt je nach Stadium des ‚Falles': Hoffmannstropfen (contre la maladie du mer!), schwarzer Kaffee und so — alles wertloses Zeug."

Das Telephon klingelt dazwischen. Der Doktor hebt den Hörer ab, während Pittmann lachend seine Teetasse füllt.

„— — Doktor Morell! — — wie? — — aha! — — Ja. — — Nein — — gibt es noch nicht — — bitte? — — noch nicht erfunden! — — Leider — — versuchen Sie es mit ‚Hoffmannstropfen' oder Selterwasser. — — Ja, natürlich — — ausgezeichnet! — — Jawohl, Garantie!"

Morell hängt ab, steckt seine ausgegangene Pfeife wieder in Brand und lehnt sich in die Sofaecke zurück:

„Ja, — dann kommt die sogenannte „first class", die erste Kajüte, dort pflegt man denselben Dreck schon mit ‚Orts- oder Stoffwechselerscheinungen' zu bezeichnen. Alkoholkompressen, teure Medikamente, Injektionen, Diätkost und stündliche Kontrollvisite! Alles gefrorener Mumpitz,aber das Volk will es ja nicht anders, je komplizierter, desto einfacher! Und nun erst die Luxuskabinen —", der Doktor versucht vergeblich an dem abgeknabberten Mundstück seiner Shagpfeife zu ziehen:

„Hier mußt du schon eine ganze große Kiste aufmachen, wenn du Erfolg haben willst! — Metapsychische Störungen — sensorielle Empfindungsparoxismen — monophlegische — hemiphlegische — paraphlegische — quadriphlegische Contrakturen — in Verbindung mit lokaler oder totaler Hyperalgesie, was du willst! — Steht ja alles im ‚Binswanger', brauchst ja die Worte nur auszusuchen! — Hier nimmst du Morphium, Chloroformabreibungen — Antineuralgische Mixturen, Psychotherapie, — Analytische Effekte! — Ach, es ist zum Verrücktwerden!"

Morell erhebt sich, die widerspenstige Pfeife fliegt klirrend in die Aschenschale. Pittmann, der dem ungewohnten Leidenschaftsausbruch seines überarbeiteten Freundes mit nachsichtiger Beherrschung gefolgt war, lacht hell auf:

„Gibt es denn wirklich gar kein Mittel gegen die Seekrankheit, Doktor?"

„Doch —" poltert der Gefragte heraus — „kotzen!"

Zum Glück unterbricht das Telephon an dieser Stelle die einseitige Unterhaltung. Der Doktor fährt herum:

„Da, bitte — so geht es den ganzen Tag und die ganze Nacht! Wenn dann unsereinem mal der Einsegnungskaffee hochkommt, dann heißt es: ach — der Doktor ist seekrank! — Hallo, — Doktor Morell."

Eine schüchterne Frauenstimme am andern Ende der Leitung bittet den Doktor um seinen sofortigen Besuch in Kabine 360. Ob es denn dringend wäre, fragt Doktor Morell zurück.

„Ja, natürlich sehr —", die Stimme von drüben — hastig, ungeduldig, „meine Tochter — ein Nervenanfall! Bitte kommen Sie augenblicklich!"

Und plötzlich kreischt die Stimme auf! Laut und grell! So laut, daß es Pittmann, der von seinem Stuhle aufspringt, durch die Muschel hören kann. Dann ist es wieder still. Einen Augenblick steht Morell wie vor den Kopf geschlagen da:

„Ja, zum Donnerwetter, was haben Sie denn?" schreit er in den Apparat.

Und wieder die schüchterne Frauenstimme von vorhin:

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, — das war nicht ich — das war meine Tochter! — Bitte, kommen Sie rasch!"

Morell legt den Hörer auf und sieht Pittmann verwundert an:

„Haben Sie schon so etwas erlebt??"

Dann greift er in ein Fach des Schreibtisches, nimmt sein Köfferchen. Im Nu hat er seine alte Spannkraft wieder:

„Entschuldigen Sie mich, Pittmann. Ich bin gleich wieder da. Aber laufen Sie mir nicht weg!"

Kabine 360:

Morell steht einer distinguiert gekleideten Frau gegenüber:

„Ich danke Ihnen, daß Sie so rasch", die Bewegungen der alten Dame sind unsicher und nervös. — „Ich bin die

Mutter von Eva Stevenson. — Meine Tochter ist schwer erkrankt — ganz plötzlich — das heißt — ich kläre Sie später auf —"

Eine unbeholfene Geste nach der anschließenden Tür:

„Bitte kommen Sie doch mit. Eva liegt zu Bett. — Gott, ich habe ja selbst keine Ahnung, was geschehen ist."

Morell öffnet die Tür. Bleibt einen Atemzug lang fasziniert an die Schwelle gebannt: Eine sylphidenhafte Mädchengestalt, nach der Schätzung des Augenblicks zwischen achtzehn und zwanzig, hoch aufgerichtet in einem zerwühlten Bett. Rötlich schimmerndes Haar, das in langen Wellen über Nacken und Schulter fällt. Die Hände schmal, überschlank, wie in einem erbitterten Kampfe in die gelbe Seide der Kissen vergraben. Die Augen der Patientin starr und weit geöffnet auf den Eintretenden gerichtet. Augen von übernatürlicher Größe und magischem Dunkel!

„Abgründe — in denen ich nicht versinken möchte", fährt es Morell blitzartig durch den Sinn. Dann ist er wieder der trockene, kaltblütige Doktor Morell.

„Sie weiß von nichts", sagt die Mutter, die den stockenden Schritt des Arztes beobachtet hat. — „Sie erkennt nicht einmal mich, ihre Mutter."

Morell nähert sich dem Krankenlager. Die Augen der Kranken bleiben wie schwarze magnetische Lichter auf ihn gerichtet, halten seinen Blick in unentrinnbarer Gefangenschaft fest, folgen jeder seiner Bewegungen. Doktor Morell gesteht sich, daß er noch nie in seinem Leben solche Augen bei einem Menschen gesehen hat, geschweige, bei einem so jungen Mädchen. Die Wangen sind von glasig elfenbeinerner Blässe — keine Fieberröte — kein Zeichen von wallender Blutzirkulation. Ein regloses, stummes und doch lebendiges Marmorgesicht. Er greift nach dem Puls: Ganz leises, kaum wahrnehmbares Pochen. Die Hand ist kühl und fühlt sich wie das Fell einer edlen Katze an.

„— — Die Augen — — Die Augen — — Die Augen — —"

„Seit wann hat sie die Anfälle?"

„Eigentlich, seit wir in Southampton das Schiff betreten haben. Es begann mit Übelkeit und heftiger Migräne. Ich wollte aber deswegen nicht gleich einen Arzt — ich dachte, es wird vorübergehen — eine Unpäßlichkeit — die ungewohnte Umgebung — die Enge der Kabine. Vielleicht — — ich bin völlig ratlos, Herr Doktor. Eva hat nie unter ähnlichen Zuständen gelitten, sie ist ein gesundes Kind, stammt aus einer sehr gesunden Familie — weder ihr Vater, noch ich —"

„Wie alt ist Ihre Tochter?" unterbricht Morell.

„Neunzehn."

„Ledig?"

„Ja. natürlich."

„Problematisch belastet?"

„Ich verstehe nicht —"

„Ich meine, befaßt sie sich mit kritischen Problemen — — metaphysischen Fragen — Okkultismus — oder ähnlichen Dingen?"

„Keine Spur! Eva ist das einfachste und natürlichste Geschöpf, das Sie sich denken können. Häuslich, streng erzogen, lebt sie seit dem Tode meines Mannes nur für mich. Ein Wort wie Okkultismus existiert in unseren Kreisen überhaupt nicht!"

„Wissen Sie das genau?"

„Ich lege dafür die Hand ins Feuer. Aber — — sehen Sie, sehen Sie — —", die Stimme der alten Dame fällt plötzlich zum Flüsterton herab, — — „es beginnt schon wieder." Dann läßt sie sich hilflos in einen Sessel fallen.

Eva sitzt hochaufgerichtet in ihrem Bett. Brust und Atem beginnen in konvulsivischen Erschütterungen zu arbeiten. Das marmorne Gesicht verwandelt sich in eine angstverzerrte Grimasse. Grenzenlose Qual scheint das Bewußtsein der Kranken zu trüben. Ihre Augen starren weitaufgerissen auf die gegenüberliegende leere Kabinenwand, als wenn sie sich in der gerillten Täfelung festsaugen wollten. Die Lippen bewegen sich — blutlos — wie zwei dünne

Kreidestriche — beginnen Laute zu formen — Wortfetzen — erst tonlos und unverständlich. Rauhe hervorgestoßene Vokale — dann Worte — Rufe — abgerissene Sätze — gellende Schreie.

Doktor Morell versucht die Phantasierende festzuhalten. — Vergeblich! — Die Kräfte der Kranken spotten seiner eisernen Umklammerung!

Daß sich der Körper so kalt wie der einer Toten anfühlt, wird ihm erst Stunden später bewußt. Das Delirium hält ihn vollauf in Spannung.

Die Patientin weist mit zitternden Händen nach der Kabinenwand:

„Da — — das Boot! — — Die Menschen — — Wasser — — Wasser — — überall — — Wasser — — Sterne — — Eis — —!"

Ein Aufschrei. Dann wieder das stoßende Keuchen und die zerrissenen Worte:

„Das Wasser kommt — — steigt — — hier — — da — — überall — —"

Kälteschauer überfallen die Fiebernde. Ihre Hände spielen in zitternder Abwehr um Brust und Hals. In ihren Augen flammt Entsetzen auf:

„— — Hilfe — — Mutter — — wo bist du — — die Glocke — — hörst du sie? — — bleib bei mir — — das Meer kommt — — das Meer — —!"

Die Kranke bäumt sich jäh auf, wirft die Arme in die Luft. Wieder der markerschütternde Schrei, dann fällt sie wie leblos in die Kissen zurück. Gleich darauf hört man energisches Klopfen gegen die Kabinenwand und eine verschlafene Männerstimme, aus der man nur die Worte „Ruhe" und „endlich" deutlich vernehmen kann.

Der Körper des Mädchens ist entspannt, der Krampf des Gesichtes gelöst, wie wenn eine milde, unsichtbare Hand die zerstörten Züge geglättet hätte. Die Augen geschlossen, der Atem ruhig und regelmäßig wie bei einer Schlafenden. Doktor Morell beobachtet schweigend den Ablauf der

seltsamen Krankheitskurve. Für Augenblicke herrscht Totenstille in der kleinen Kabine. Man hört das feine Knistern in der Decke und das leise Schluchzen der Mutter. Der Doktor macht sich an seinem Köfferchen zu schaffen:

„Wiederholen sich die Attacken oft?"

„Heute schon das zweitemal! — Aber noch nie in einem Ausmaße wie eben!"

„Nur des Nachts, oder auch bei Tage?"

„Es beginnt bei Eintreten der Dunkelheit und steigert sich bis gegen Mitternacht. Dann schläft sie ein — wie jetzt."

„Weiß sie am andern Morgen etwas davon?"

„Nein — sie hat keine Ahnung — fühlt sich nur etwas matt und klagt über Schmerzen am Hinterkopf."

„Und —", Doktor Morell, der inzwischen die Injektionsspritze zusammengestellt hat, blickt auf — „träumt sie immer dasselbe, oder hat sie manchmal auch andere Visionen?"

„Nein, Herr Doktor, die Erscheinungen sind immer die gleichen. Sie sieht das Schiff untergehen." Die Mutter blickt hilflos zu dem Doktor auf: „Ist das nicht furchtbar?"

„Merkwürdig", brummt Morell vor sich hin und, an die alte Dame gewandt: „Sie brauchen sich aber deswegen nicht zu beunruhigen, gnädige Frau, keine weitere Gefahr — ein typischer Fall von Bordpsychose — harmlos — geht auf dem Festland sofort wieder vorbei. Allerdings, solange Sie sich an Bord befinden — ihre Tochter hat schwache Nerven und ist sehr sensibel — ich werde ihr Morphium geben — lassen Sie sie morgens lange schlafen und vorläufig nicht aus dem Bett. Aber, wie gesagt, machen Sie sich kein unnötiges Kopfzerbrechen."

Als Doktor Morell in seine Kabine kommt, ist Pittmann eingenickt. Das Zuschlagen der Tür läßt ihn hochfahren:

„Na, — was war los, Doktor?"

Morell läßt sich ohne Antwort in das Sofa fallen, greift nach der Pfeife:

„Mensch — Pittmann", sagt er kopfschüttelnd und sucht die Kleider nach Streichhölzern ab. Pittmann klappt sein Feuerzeug auf und reicht es ihm hin. Dabei fällt sein Blick auf die Stirn des Erschöpften:

„Um Gotteswillen, was haben Sie denn, Doktor? Sie schwitzen ja?"

„Mister Pittmann", gibt ihm der Doktor lachend zurück und schlägt mit der flachen Hand auf den Tisch, „packen Sie schleunigst Ihre Koffer und steigen Sie um oder aus — wir haben eine charmante Hellseherin an Bord. Wenn Sie die Augen von dem Mädel sehen, kippen Sie vierkant aus ihren Siebenmeilenstiefeln. Kommen Sie — wir trinken noch eine Tasse — ich will Ihnen erzählen, aber behalten Sie es wenn möglich für sich."

Die Speisesäle sind leer. Tische und Stühle zusammengerückt, die Teppichkehrmaschine in voller Tätigkeit.

Der Wintergarten liegt seit einer Stunde in tiefem Dunkel. Die Springbrunnen sind abgestellt. Es riecht nach Oleander, Kaffee und kaltem Zigarrenrauch.

Auch in den Gängen, die zu den Kabinen führen, ist es still. Das Brummen der Maschine zittert leise über die weiße Täfelung der Wände. Ab und zu der kaum hörbare Schritt der Nachtstewardeß — sonst nichts.

In der Carlton-Bar ist man noch wach, dort hockt man bis in den dämmernden Morgen auf hohen Stühlen und läßt sich von geschminkten Frauen ungeschminkte Elexiere gegen die Seekrankheit und gegen andere Schmerzen verabreichen, erzählt sich laut schlechte Witze und flüstert sich die „guten" ins Ohr. Endlich gähnt man auch hier und sucht, so geräuschlos es Rücksicht und persönliche Note gestatten, die Kajütengänge auf.

Das Wetter hält die ganze Nacht mit unverminderter Stärke an. Gegen Mitternacht prasseln vereinzelte Regenschauer — oft so dicht, daß man von der Brücke aus kaum

noch die Ankermaschinen auf der Back erkennen kann. Doch der Dampfer nimmt den Sturmlauf gegen die wandernden grauen Wände immer wieder auf, bis der Morgen aus den Fluten steigt und die Offiziere hinter dem Glasschutz die weißen Zähne sehen können, die ihnen das Meer von allen Seiten entgegenfletscht.

Oft scheint es, als ob das ganze Vorderschiff in einem abwärtsgleitenden Wellental versinken wolle, aber schon wird es von einer neuen Welle emporgehoben und mit unbändiger Kraft gegen die drohende Wand der nächsten geworfen. Donnernd zerschellt der Glasberg, Gischtfontänen aufwirbelnd, an den stählernen Platten des Kiels.

Kapitän Smith ist schlechter Laune. Am Abend hatte er mit dem Präsidenten eine Unterhaltung, die ihm die ganze Nacht keine Ruhe ließ. Smith kennt die Zuverlässigkeit Romains zur Genüge, weiß aus der Erfahrung jahrelanger, gemeinsamer Reisen, daß sein Leben nur aus Disziplin und Gehorsam besteht. Jedenfalls ist er entschlossen, ihn um Aufklärung zu bitten, sobald es seine freie Zeit erlaubt.

Pittmann hat seinen Dienst nach Mitternacht an Murdock übergeben, ist zu Bett gegangen und sofort eingeschlafen, obwohl der Wind in dieser Nacht noch lauter gegen die Kabinentür rumpelt und die Regenböen ganze Regimentsmärsche gegen die Rolläden trommeln.

Seit achtundvierzig Stunden peitschen die drei Riesenschrauben die See. Wie schäumende Milch schießt es unter dem Heck hervor. Manchmal, wenn das Vorderschiff besonders tief untertaucht und die wirbelnden Messingflügel die Luft mit donnerndem Gepolter durchschneiden, pfeift es in den Lagern der Nockenwellen, und die Schmierer haben alle Hände voll zu tun, die Lager vor dem Heißlaufen zu bewahren.

Auch dieser Tag vergeht. Wieder ist Nacht und die roten und die grünen Positionsaugen des Schiffes starren weitgeöffnet in die rauschende Finsternis.

Die Kommandobrücke liegt im Dunkel, die Zeiger der Maschinentelegraphen abgeblendet auf „Fool speed".

Pittmann patrouilliert an der Seite des Kapitäns auf und ab:

„Wie sind Sie mit der Fahrt zufrieden?", fragt er unverhofft und blickt den Kapitän von der Seite an.

Smith hat den Blick trotz der Dunkelheit bemerkt und bleibt stehen:

„Haben Sie Ingenieur Romain gesprochen?"

„Gestern Abend im Rauchsalon, Mister Smith."

„So —", er nimmt seinen Spaziergang wieder auf. „Hat er mit Ihnen über die Sache gesprochen?"

„Ja, Kapitän!"

„Was halten Sie davon?"

Schweigen.

Über das Vorschiff lärmt die See, in den Pardunen heult der Wind.

„Das Schiff liegt in Ihrer Hand, Kapitän. Wir nähern uns der Eiszone; wenn ich mir einen Rat erlauben darf: Ich würde sehr vorsichtig sein!"

Smith blickt nachdenklich zu Boden und dämpft unwillkürlich die Stimme:

„Was würden Sie tun, wenn Sie an meiner Stelle wären, Pittmann?"

„Den Herrn Präsidenten darauf aufmerksam machen, daß er, was die Schiffsführung betrifft, nichts an Bord zu sagen hat. Das ist meine Meinung —" und, als Smith keinen Ton zur Erwiderung findet: „Ihr Schweigen beweist mir, daß es in diesem Falle nur eine Meinung gibt!"

Gegen Morgen flaut das Wetter ab. Das Barometer steigt von Stunde zu Stunde. Die See steht halbdwars zur Fahrtrichtung und zeigt keine Katzenköpfe mehr. Ölige Dünung. Die Bewegungen des Schiffes werden heftiger, weil der Windwiderstand fehlt.

Am Nachmittag läuft sich auch die Dünung tot. Das Stampfen läßt nach und hört in den ersten Abendstunden vollständig auf. Die gedrückte Stimmung, die man zwei Tage und zwei Nächte mit sich herumgetragen hat, schwindet.

Auf dem Promenadendeck der ersten Kajüte spielt die Bordkapelle. Die Decks gleichen dem Foyer der Metropolitan Oper während der großen Pause. Broadway auf hoher See. Wortkarger Glanz, getaucht in jenes unheimliche Fluidum: Macht, das die Persönlichkeit, wenn auch nur nach außen, mit der Eisschicht der Unnahbarkeit überzieht.

Als Pittmann das B-Deck entlangschlendert, wird er durch das Aufkreischen einer Kinderstimme aus seinen Gedanken gerissen. Der Schrei kam vom Bootsdeck her, das in den Nachmittagsstunden für Ringspiel, Radrennen, Tennis und Shuffle Board für die erste Kajüte reserviert gehalten wird. Mit ein paar Sätzen ist er oben und — wäre beinahe wieder die steile Treppe heruntergefallen, hätte ihn nicht ein vorbeieilender Steward geistesgegenwärtig am Arm gepackt und festgehalten. Mit sprachlosem Erstaunen sieht sich der Offizier einem ausgewachsenen, weißen Kamel gegenüber, das in unmittelbarer Nähe der Treppe in die Knie gegangen ist, von einer johlenden und kreischenden Kinderschar umgeben. Das Tier blickt mit abwesender Überlegenheit ins Leere und nimmt von dem Tohuwabohu keine Notiz. Eben hat der kleine Jackie Taylor den gepolsterten Hochsitz erklettert und klammert sich in seliger Ausgelassenheit an den dünnen Hals. Kamele auf dem Bootsdeck eines Ozeandampfers! Pittmann greift sich an den Kopf — vielleicht träumt er das alles nur — — vielleicht ist dieses Kamel gar kein Kamel — vielleicht steht er nur vor einem grotesken Spiegel und sieht sich selbst — auf diesem Schiffe ist er auf alles gefaßt. Boxhall vertritt ihm den Weg:

„Da staunen Sie, Pittmann, was?"

„Damned! — was soll denn diese Menagerie an Bord?"

„Eine Volksbelustigung mit ernstem Hintergrund", flüstert ihm Boxhall ins Ohr, „junge Millionärssprößlinge müssen auf Kamelen trainieren, damit die Pferde später weniger unter ihrem Übermut zu leiden haben — ein reizendes Zugeständnis unserer Gesellschaft, finden Sie nicht?"

„Das arme Tier!"

„Verteilen Sie Ihr Mitleid gleichmäßig, wir haben vier Stück an Bord — vier Kamele, Mister Pittmann — eigentlich gar nichts für so ein Riesenschiff — you understand? Elephanten müßten es sein, oder ausgewachsene Berberlöwen".

Unter den Zurufen des Treibers, eines waschechten Bischari, hat sich das Kamel mittlerweile erhoben, blekt unter protestierendem Grunzen seine gelben Zähne und setzt sich schwankend in Bewegung.

„Reglak — Reglak" — die monotone Aufforderung, auf den Fuß zu achten, ist das einzige Wort aus dem Munde des Beduinen. Er hat seinen schwarzbraunen, sonnenverbrannten Körper in einen dicken Schafspelz gehüllt und trottet mit melancholischem Schüttelfrost neben seinem geduldigen Schützling einher, „Reglak — Reglak", von dem Freudengeheul der Kinder und den geistreichen Zurufen der Erwachsenen, von denen er gottlob kein Wort versteht, beständig umgeben.

„— Reglak — Reglak."

Auch auf dem Verdeck der Auswandererklasse läßt man sich den frischen Fahrtwind mit Musikbegleitung um die Ohren pfeifen, ganz wie die großen Brüder oben auf dem Pelion.

Ein dickwanstiger Nigger ersetzt mit seiner klapprigen Ziehharmonika die Bordkapelle. Ein wimmerndes Lied aus dem Busch — Heimatsong. Keiner versteht das Kauderwelsch von Text und Musik, aber jeder, der es hört, weiß, was der Brave auf dem Herzen hat. Worte sind Schall und Rauch — Gefühl ist alles.

Auch hier herrscht Wortkargheit. Nur — ohne Glanz. Bis auf manches Auge, das verstohlen zu Boden blickt.

Zusammengepferchte Menschen hinter den Palisaden der Reling, lauschend den Klängen einer Harmonika und dem Heimatlied eines Heimatlosen. Mit den letzten Takten verfliegt die trübe Stimmung wie ein aufgescheuchter Vogel,

der schon bei den ersten Akkorden des nächsten Schlagers erschrocken das Weite sucht: Fort damit — was liegt daran!

Mag auch vielen der Gedanke an das Morgen dunkel und ungewiß vor der Seele stehen, so dunkel und ungewiß vielleicht wie der blasse Nebelschleier, der mit der Dämmerung über den Horizont gekrochen kommt — was kümmert sie's — wozu die läppische Furcht vor dem Morgen — jetzt — ein paar lumpige Meilen vor dem Ziele?

Vor welchem Ziel?

Toute la même chose! Das Heute ist da! Das Heute ist herrlich, der Augenblick kostbar und greifbar wie die untergehende Sonne, deren letzte Strahlen schon ihre Gesichter berühren und für Sekunden den rötlich schimmernden Teint zufriedener, sorgloser Menschen auf ihre Wangen zaubern.

„Los, Jimmy — schwarze Canaille — wir wollen tanzen! Wer noch einmal von der Heimat spricht, fliegt über Bord! Aufgepaßt, Jimmy! — — Morgen um diese Zeit tanzen wir der schönen Missis Liverty auf der Nasenspitze herum! — Dein Wort in Gottes Gehör, Kamerad! — Attention! — Je m'en fous — mes amis — nous cherchons la paix dans tout le monde — helas! — Halt dein Maul, Bruder — Gottes Ohr ist so groß, daß ein ganzes Schiff darin landen kann, wie in einem Hafen — Avanti — Achanti — — da Trieste fino a Zara, go impegnar la mia quittara — Weiter Jimmy, weiter, weiter! Lustig, Jimmy — nicht schlapp machen, Jimmy — in zehn Minuten sind wir in New York: It's a long way to Tipperary, it's a long way to — God!

Nach Einbruch der Dunkelheit bemerkt Kapitän Smith eine graue Linie über dem Horizont.

„Sieht wie Nebel aus", wendet er sich an Murdock, der eben das Tagebuch abgeschlossen hat, „es scheint uns wirklich nichts erspart zu bleiben."

„Die Natur hat es nicht so eilig wie wir, Kapitän."

Damit setzt Murdock das Glas an die Augen und wandert die Linie ab.

„Nebel!“ sagt er kurz und blickt den Kapitän vielsagend an.

Smith hat die Arme auf dem Rücken gekreuzt und verzieht keine Miene:

„Ja, — jetzt wird wohl nichts anderes übrigbleiben, als mit ‚kleiner Fahrt‘ über den großen Teich zu gondeln.“

Murdock lächelt zu ihm herüber:

„Wollen Sie wirklich ein Menschenleben auf Ihr Gewissen laden?“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Wenn Sie die Fahrt vermindern, trifft nämlich einen von uns der Schlag.“

„Wen?“

„Da fragen Sie noch?“

Um sieben Uhr streichen die ersten Schwaden über das Schiff. Die Temperatur sinkt um einen halben Grad.

Wieder flammen die Lichter auf, plätschern die Fontänen im Wintergarten ihre eintönigen Melodien, zittern die japanischen Teetassen im dumpfen Rhythmus der Maschine, klappern die Dominosteine und Billardbälle in den Spielsälen und der Pulsschlag der rollenden Schraubenwellen klettert wie ein unsichtbares Gespenst von Wand zu Wand.

Die Zwischendeckpassagiere sind verschwunden, die Back liegt wieder menschenleer und mit schlüpfrigem Nebeltau überzogen.

Ölig liegt die See in der tiefen Dämmerung, aber die Bank ist nicht so dicht, wie man erwartet hat. Wallendes Grau hüllt das Schiff für Sekunden ein, erlaubt aber immer noch freie Sicht bis auf dreihundert Meter im Umkreis. Das Tempo bleibt unverändert: 25,6 Sm.

Gegen neun Uhr läßt Kapitän Smith die Wache auf der Back verdoppeln. Er selbst bleibt auf der Brücke, um die Bewegungen der Nebelzone persönlich zu überwachen.

Nach dem Abendessen erscheint Doktor Morell auf der Brücke. Smith empfängt ihn mit wohlwollendem Lächeln:

„Na, Doktor, wenig zu tun heute?, Wie?"

„Danke, es geht, Kommodore, ein bißchen Luft schnappen vor der Abendvisite."

„So, so, ich dachte schon, Sie wollten ihren Patienten sozusagen einen Feiertag einräumen."

Pittmann und Murdock sind hinzugetreten und schütteln dem Doktor die Hand. Morell erwidert lachend die bissige Bemerkung des Kommodore:

„Derlei Festtage dürfen wir uns beide nicht leisten, Kapitän. — Weder Sie noch ich."

„Wie meinen Sie das?"

„Wir sind beide unentbehrlich an Bord, Sie, der Kapitän und ich, der Arzt."

„Ach, Sie alter Pflasteronkel", mischt sich Murdock ins Gespräch, „drei Eßlöffel Rhizinus gegen Ihren Größenwahn könnten nichts schaden. Was Sie an sich für unentbehrlich halten, das nennen wir Erholungsreise auf Direktionskosten."

Der Kommandant beißt sich auf die Lippen:

„Bravo, Murdock, ganz Ihrer Meinung. Mir imponiert ein Arzt auch erst dann, wenn er seinen eigenen Friedhof hat."

Schallendes Gelächter. Morell schiebt seine Pfeife zum ersten Male, seitdem er sich an Bord der „Titanic" befindet, in den gegenüberliegenden Mundwinkel:

„Es soll auch Kapitäne geben, die ihren eigenen Friedhof haben."

Der Kapitän erledigt den Fall mit einer loyalen Verbeugung:

„Ich gebe mich geschlagen, Doktor. Wenn ich noch einmal die Masern bekommen sollte — dann nur zu Ihnen! Aber möchten Sie uns jetzt nicht endlich verraten, was uns — außer Ihrer geistreichen Persönlichkeit — das Vergnügen schenkt? Ich nehme an, daß Ihr kostbarer Besuch eine, wenn auch harmlose Bedeutung hat?"

„Sehr richtig, Kommodore. Doktor Morell gibt sich nicht damit zufrieden, kranke Bemerkungen mit gesunden Antworten zu quittieren. Sein Kommen hat immer einen Hinter-

grund. Also hören Sie, meine Herren: Heute Nacht ist es mir endlich gelungen, ein hundertprozentiges Mittel gegen den Erbfeind der Schiffahrt zu finden."

„Was? — Gegen die Seekrankheit?"

„Ja! und Ich bitte Sie, Kapitän, das neue Rezept gleich in die Bordzeitung aufzunehmen."

„Ein Scherz, lieber Doktor."

„Nein, mein vollster Ernst."

„Also los — verraten Sie uns das Rezept, woraus besteht die neue Mixtur?"

Murdock steckt der Lachkitzel im Hals:

„Boonekamp mit Quecksilber?"

„Nein — eine rote Lampe!"

„Wie bitte??"

„Eine rote Signallaterne", wiederholt Morell, ohne sich durch das Feixen der Herren im geringsten beirren zu lassen, „Ihre ulkigen Passagiere haben mich zu dieser verzweifelten Gegenwehr gezwungen!"

„Was — rotes Licht gegen Seekrankheit?" mischt sich Pittmann in die merkwürdige Unterhaltung.

„Ich bin gespannt, was da für ein Aufsitzer herauskommt", sagt der Kapitän und pflanzt sich grinsend vor dem Doktor auf.

„Kein Aufsitzer, meine Herren! Hier das Rezept: Man nimmt eine rote Laterne, stellt sie irgendwohin, wo sie nicht umfallen kann und befiehlt den Patienten, eine halbe Stunde ununterbrochen in das rote Licht zu starren. Solange bis sie entweder gesund sind — oder verrückt!"

Murdocks Gesicht ist eine aufgelegte Unverschämtheit:

„Letzteres scheint dem Erfinder passiert zu sein."

„Und das soll helfen?"

„Es hat geholfen, Kapitän."

„Danke, mir verdreht es den Magen, wenn ich nur dran denke."

„Glaub ich, glaub ich, — Sie sind auch nicht seekrank, Mister Smith."

„Ach so, — ich verstehe: Kranke werden davon gesund, und Gesunde krank?"

„Erraten, Kapitän."

„Und Sie haben wirklich einen Dummen gefunden?"

„Einen? — Eine halbe Schwadron, vierzig kerngesunde Wasserleichen, ein Rudel Neugieriger, der Rest: Vorbeuger und Besserwisser. Zusammen sechzig Mann hoch — hinten auf dem achteren Bootsdeck, wie die Ölgötzen saßen sie da."

„Einen Augenblick — Wasserleichen?"

„Ganz recht, — das Gesicht eines Seekranken ist von zarter grüner Färbung. Nun stellen Sie sich bitte so eine Visage in ultraroter Bestrahlung vor, und dann kommen Sie zu meiner Bezeichnung."

Smith gibt keine Antwort mehr. Er läßt den Übermut des Schiffsarztes wie eine Äquatortaufe über sich ergehen.

„Es war weiß Gott kein Akt der Pietät, eher Rache, ich mußte eine Nacht meine Ruhe haben — und ich habe meine Ruhe gehabt."

Murdock bricht in eine Lachsalve aus: „Daß man Sie noch nicht gelyncht hat, ist mir ein Rätsel."

„Die Pointe kommt noch, lieber Murdock! Heute morgen erfuhr ich —"

„— Daß die Zuschauer seekrank geworden sind", platzt Stuart heraus, der sich unbemerkt der Gruppe genähert hatte.

„Im Gegenteil, meine Herren: Die Patienten — gesund! Wie stehe ich da?"

„Wie ein Fakir aus einem Whitechapler Vorstadtvarieté", sagt Smith und reicht ihm die Hand. „Massensuggestion — — aber — ich gratuliere, Sie haben mehr Glück als verschiedene andere Eigenschaften."

Auch Pittmann schüttelt dem Doktor die Hand:

„Großartig, haben Sie kein ähnliches Mittel gegen Keuchhusten?"

Murdock lacht noch immer.

„Hören Sie, Doktor, ich habe einen Freund, der ist seit dreißig Jahren unglücklich verliebt."

„Gegen so viel Ausdauer nützt keine rote Lampe. Entweder es geht ihm selbst ein Licht auf, oder er muß so bleiben wie er ist."

Im Augenblick kommt ein Steward aus der Offiziersmesse auf Murdock zu:

„Verzeihung, ich suche Herrn Doktor Morell."

„Da steht er."

„Herr Doktor möchten sofort nach Kabine 360 kommen."

„Danke, ich komme gleich", und an den Kommandanten gewandt: „Entschuldigen Sie mich bitte, meine Herren."

„Lassen Sie sich nicht stören, lieber Doktor. — A propos, ist das diese Miß Stephansturm — oder wie sie heißt?"

Morell, schon im Gehen, dreht sich um:

„Woher wissen Sie?"

„Es hat sich herumgesprochen. — Doktor, sagen Sie, — — haben Sie Ihrer reizenden Träumerin wenigstens ein wirksames Schlafmittel verordnet, — oder muß die Ärmste auch vor die rote Lampe?"

Morell rückt sich den Kragen zurecht:

„Alles in Ordnung, Kommodore. — Ich habe ihr die Lektüre unserer Bordzeitung empfohlen und dabei nicht vergessen, auf Ihre belletristischen Beiträge ganz besonders zu verweisen. Wenn sie dabei nicht einschläft, versuche ich es mit etwas anderem."

Pittmann bleibt das Lachen in der Kehle stecken.

An diesem Sonnabend sitzen die beiden Funker Phillips und Bride wie gewöhnlich in ihrer engen Station und lauschen, die Bügel um die Ohren geschnallt, nach all den flüsternden und raunenden Geräuschen, die im Umkreis von zweihundert Meilen durch den Äther schwirren. Gespräche hören sie von vielen interessanten Dingen — Gespräche in Bruchstücken und Fragmenten — gesprochen, geflüstert und erzählt in jener seltsamen, abgehackten, rhythmischen

Morsesprache, die den beiden so geläufig ist wie dem Kinde die Sprache der Mutter. Gespräche von Frachten — Gespräche um Geld und Geschäfte — um Transaktionen, bei denen Tausende von Pfunden auf dem Spiele stehen — Triviale Berichte, polizeiliche Meldungen — Grüße und gute Wünsche — ausgetauscht auf hoher See, lebendige Funken von Schiff zu Schiff! Und Zahlen hören sie an ihre Ohren ticken — endlose Zahlen, Längen und Breitenangaben der Schiffe, denn so ein Schiff ist ein ewiger Egoist, ein gar eitler Geselle, der jede Unterhaltung mit der Ankündigung seiner eigenen Persönlichkeit beginnt, immer gleich laut herausschreit, wer er ist, und wo er sich befindet! „— Hier Dampfer ‚Conectituct' 20 n. B. — 50 w. L. — haben Euren Ruf vernommen — wünschen weiter gute Fahrt. Seegang null — Wind null — Himmel leicht bedeckt." Ja, Wetter und Fracht, das ist meist alles, worum es geht. Denn, es mag ein Schiff auch unter strahlendem Himmelsblau seinen Weg durch die totenstille See verfolgen, kann schon sein Nachbar — kaum hundert Meilen weiter entfernt — zur gleichen Zeit im Zentrum eines Sturmwirbels stecken, dem er hilflos ausgeliefert ist.

In dieser wolkenlosen Aprilnacht aber schweigen alle Winde und Wogen still. Kein Lufthauch regt sich, soweit das Auge zu reichen vermag und auch das Ohr! Vielleicht wehen sie auf Labrador — zwischen den blinkenden Wänden und Schründen der Gletscher —, vielleicht rasen sie gerade in heulenden Strähnen um Kap Horn oder in der indischen See, vielleicht auf den Philippinen oder im Kanal von Mocambique!

Der Nordatlantik aber liegt in einer Ruhe da, die wie eine Atempause Gottes wirkt, so glatt und einschläfernd wiegt sich die See unter dem dahineilenden Gestirn und die Schiffe pflügen das Wasser wie Messerrücken, die über Spiegel gleiten!

Dennoch erreicht ein Flüstern die beiden Funker, Phillips und Bride. Von Zeit zu Zeit nur — ein Flüstern, das nicht

gerade vom Wetter spricht und dennoch damit zusammenhängt — ein Flüstern von EIS!! Nur ein leises Zirpen, beileibe nicht mehr — ein harmlos dahingeworfenes Wort, das man durch den umgeschnallten Hörer empfängt — gedankenlos auf einen Zettel kritzelt und wieder vergißt. — „Ich habe soeben schlimmes Treibeis passiert", flüstert ein Schiff — „April Eis — weit südlich —" raunt ein anderes. Und Phillips drückt auf die Morsetaste: „O. Keh! Mein Junge — in Ordnung!" und greift wieder nach seiner Zigarette und das ist so, als wenn man einen alten, warnenden Freund, der es gut mit uns meint, lächelnd auf die Schulter klopft, schon gut, mein Lieber, schon gut! Und viele andere Botschaften kommen und gehen an diesem Sonnabend wie an allen anderen Tagen — von Geld — Geschäften und von Politik; hin und wieder aber — wie ein feiner Nadelstich, der sich in Erinnerung bringt, kommt dieses eine kleine Wörtchen in allen Gesprächen wieder: EIS!

Im Rauchsalon sitzen drei Männer im Frack: Der Präsident, Mister Vanderbilt und Oberst Washington-Roebling aus New York. Die Tarokkarten, die der Steward schon vor einer Stunde aufgetragen hatte, liegen noch unberührt auf dem Tisch, während der Sektkübel in derselben Zeit schon zum dritten Male seinen Inhalt gewechselt hat. Bruce Ismay hat sich tief in den bequemen Klubfauteuil zurückgelehnt.

Während er von dem wunderbaren Schiffe spricht, hat er die Augen geschlossen und auf den Lippen das genießende Lächeln eines Menschen, der die Welt nur von der trügerischen Seite des Erfolges kennt! Ganz Haltung und doch bis auf den letzten Nerv vibrierend! Es ist der geniale Hochmut des Mannes, der die Quersumme aller Zufallstreffer im Kopf und den Erfolg jeden Rennens in der Tasche hat — und vor sich auf dem Tisch das soundsovielte Glas.

„— Und so glaube ich denn, getrost behaupten zu können —", beendet er seinen grandiosen Speech über

die phänomenale Schiffskonstruktion, „daß wir uns mit diesem Koloß nicht nur das Meer gefügig gemacht haben, sondern auch die Luft!“

Oberst Washington, der der Unterhaltung bisher mit nachdenklichem Schweigen gefolgt war, blickt zu dem Sprechenden herüber:

„Die Luft? Wieso die Luft?“

„Kolonel Washington“, entgegnet Ismay mit einer halben Drehung nach rechts, „die Titanic ist das erste Schiff der Welt, das jedem Sturme Trotz zu bieten vermag und wäre es der tollste der Hurrikane!“

Ismay wundert sich über das kopfschüttelnde Erstaunen seines Gastes, der außer einem trockenen „Kollossal“ nichts anderes über die Lippen bringt.

„Ja, Kolonel, Sie mögen denken, was Sie wollen, der Teufel muß sich diesmal schon sehr anstrengen, wenn er uns etwas anhaben will!“

„Das will ich ja alles gerne zugeben, Mister Bruce Ismay, — der Teufel hat schließlich auch mehr Zeit als wir — aber ich weiß nicht, ich weiß nicht, Sie werden mir langsam unheimlich — —“

„Unheimlich? — Ich? — Sir, ich bin der nüchternste Tatsachenmensch, den Sie sich denken können — nein, nein — keine Bange, Kolonel, ich erzähle Ihnen keinen Humbug. Wenn Sie unsere technischen Anlagen interessieren? Ich führe Sie gerne durch das ganze Schiff!“

„Nein, danke, Mister Ismay, das ist es nicht, ich denke im Augenblick über die Titanic hinaus. Und um ganz offen zu sein: Der Mut seines Erbauers ist bewunderungswürdiger als der seiner Besitzer!“

„Wieso?“

„Wieso? — Nun, man hat doch, wenn ich Sie vorhin recht verstanden habe, mit diesem Menschenwerk den Elementen den Kampf angesagt? Man nimmt sozusagen der — wie soll ich mich ausdrücken — der Allmacht, wenn Sie dieses Wort überhaupt in Ihrem technischen Wortschatz

dulden, jede Möglichkeit, sich beweisen zu können! Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken — —?"

Ismay lächelt höflich, aber überlegen, während Vanderbilt nach der Zeitung greift und sich in den Leitartikel von vorgestern vertieft. Für ihn hat die Unterhaltung eine Grenze erreicht, wo sich das Zuhören nicht mehr lohnt!

„Sehen Sie, Kolonel, darüber wollte ich mich schon gestern mit Ihnen unterhalten, als Sie mir Ihre Erlebnisse aus dem großen Kriege erzählten. Ich bin der Ansicht, daß der Mensch das Recht besitzt, sich zwischen einem Himmel, der ihm auf keine seiner Fragen eine Antwort gibt, und einem Dasein, dem er stündlich, ja minütlich allein Rede stehen muß, endlich auf eigene Füße zu stellen! Ach Gott, winken Sie nicht ab, Kolonel, ich komme Ihnen schon mit keiner Philosophie, keine Angst — wie gesagt — ich bin Tatsachenmensch, mich überzeugen keine Begriffe, schlimmstenfalls die nackte Ziffernreihe von Eins bis Null! Und zurück! Das Schreckgespenst aller Beweis- und Denkfähigkeit ist die — Philosophie!!"

Vanderbilt sieht für einen Augenblick aus der Zeitung auf:

„Mit demselben Recht könnte man Arbeit das Aftertalent der Unbegabten nennen!"

Der Oberst lacht, ohne eine Miene zu verziehen. Nur die Bewegungen seines Bauches verraten, daß der Witz gesessen hat.

„Ich huldige einer mehr als natürlichen Moral", fährt Ismay unbeirrt fort, „wir sind kein schwaches Geschlecht, wie es viele meinen. Glauben Sie mir, wenn ich jetzt das Glas erhebe und ‚Titanic' sage, dann meine ich damit den Menschen in seiner ganzen unbezwingbaren Größe!"

Oberst Washington spielt unruhig mit dem Kristallfuß seines Sektglases. Der Hochmut dieses Mannes verursacht ihm körperliche Schmerzen.

„Sehen Sie, meine Herren, dieses erhabene Geschlecht, dessen Willen sich einmal an der Fackel eines Prometheus entzündet hat und nun endlich auf dem Wege ist,

sich kraft seines unverwundbaren Willens aus dem Abgrund zu erheben, in den es einst der Übermut irgendwelcher vorsintflutlichen — na — was weiß ich — Götter, von mir aus — gestürzt hat, aus diesem Abgrund — nennen Sie ihn Dummheit, Verzweiflung oder Kraftlosigkeit, nennen Sie ihn Aberglaube, Angst oder Hölle, wie Sie wollen — auf keine Fälle aber — Vernunft!"

Ismay hat sich erhoben. Das Glas in seiner Hand zittert:

„Auch wir werden dereinst unversenkbar sein — wie diese ‚Titanic' — unversenkbar auch für das letzte Schreckgespenst einer der Vernunft, das sich mit Vorsehung ansprechen läßt und in Wirklichkeit aber nichts anderes ist als ein Ränkespiel der Situation, das ich im besten Falle als Zufall erkenne — Sie vielleicht als Schicksal — und ein Dritter eben als Aberglaube. Auf diese ‚Titanic', meine Herren — auf das Unsinkbare, das in uns wohnt!"

Die Gläser klingen zusammen — Vanderbilt hat sich nur unwillig erhoben und Oberst Washington verbirgt ein nachsichtiges Lächeln mit zu Boden geschlagenem Blick.

In diesem Augenblick legt sich eine Hand auf den Arm des Präsidenten:

„Erlauben Sie, daß ich auch mit anstoße?"

Ismay dreht sich um und sieht Lord Canterville, der ihm mit erhobenem Glase lächelnd gegenübersteht. Sein unerschöpflicher Wortschatz versiegt. Es entsteht eine kleine verlegene Lücke, während keiner der drei Herren eine passende Erwiderung findet.

„Wir sind uns noch unbekannt, Sir", rafft sich Ismay endlich zusammen, der eine geheime Gegnerschaft in sich aufkeimen fühlt. „Ich heiße Bruce Ismay" — und mit einer verbindlichen Handbewegung — „die Herren sind Sir Vanderbilt und Colonel Washington-Roebling aus New York."

Der Lord verbeugt sich korrekt:

„Meine Nationale tut im Augenblick nichts zur Sache. Ich bin Kaufmann wie Sie, meine Herren — aber, wenn

es Sie interessiert — ich habe zur Zeit die meisten Aktien der ‚Titanic' in der Hand."

Sir Vanderbild bohrt seine Augen in das Gesicht des Fremden, der es gewagt hatte, über ein gesellschaftliches Gesetz wie über eine Hürde hinwegzugaloppieren und außerdem noch Unsinn dahinredete — denn die meisten Aktien der Titanic hatte ER!

„Und auf diese ‚Titanic', meine Herren, möchte ich mit Ihnen anstoßen. Ihr Trinkspruch, Mister Bruce Ismay, den ich von meinem Platze aus hören konnte, hat mich dazu herausgefordert — wenn man bedenkt, daß unter uns immerhin eine Tiefe von 2380 Metern liegt — der Kapitän hat es mir eben gesagt — also — darum nichts für ungut — und Prost!"

Ismay versucht den Abscheu zu überwinden, der ihn von seinem Gegenüber trennt. Aber es gelingt ihm nicht, denn diese Scheu ist nichts anderes, als Angst, dem erschütternden Echo seiner eigenen Gedanken zu begegnen und das Grauen vor der namenlosen Dummheit, die er noch vor wenigen Sekunden ausgesprochen hat. Als er sich, nachdem er sein Glas geleert hat, umwendet, um den Unwillkommenen allein zu lassen, bemerkt er zu seinem Erstaunen, daß er selbst allein ist. —

„Merkwürdiger Kauz", brummt Vanderbilt vor sich hin und scheut sich nicht, seiner Meinung über soviel unenglisches Verhalten — und noch dazu ein Lord! — freien Lauf zu lassen. Oberst Washington schweigt. Seine Gedanken sind bei seiner Familie in New York — was kümmert ihn die Tiefe des Atlantischen Ozeans. An den Piers von New York harrt jemand sehnsüchtig seiner Wiederkehr!

Ismay bleibt noch eine halbe Stunde und empfiehlt sich dann mit der frostigen Entschuldigung, morgen einen schweren Tag vor sich zu haben. Seine gute Laune ist beim Teufel!

Es ist mehr als eine bloße Zufallsfügung, daß ungefähr zur selben Zeit — und nur wenige Tische von der Loge des Präsidenten entfernt — eine ebenso merkwürdige wie historische Unterhaltung zwischen dem Eisenbahnkönig Charles Hays, Präsident der Grand Trunk Pazific-Eisenbahn, dem Apostel Thomas William Stead und Mister Andrews, dem Schöpfer und Erbauer der ‚Titanic', stattgefunden hat!

Gegen 12 Uhr bemerkt Hays, daß Mister Stead plötzlich gedankentief in sich zusammengesunken ist.

„Sir", — wendet er sich an ihn, „ich denke, es ist besser, wir brechen auf! Es ist spät geworden und Sie sind müde!"

Der alte Mann setzt sich beinahe erschrocken zurecht und greift nach seiner Zigarrentasche:

„Nein, meine Herren — keine Müdigkeit, ich mußte nur über etwas nachdenken, — bitte um Entschuldigung!"

„Ich kann mir denken, welcher Art diese Gedanken waren" — neigt sich Andrews seinem berühmten Nachbarn zu. „Nach unserer eben gehabten Unterhaltung ist es nicht schwer — Sie haben sie in Ihrem ‚Parlement de l'humanité' oft ausgesprochen."

„Sie irren, Mister Andrews", unterbricht Stead. „Diesen Gedanken habe ich noch nie ausgesprochen, er hängt auch mit dem Thema nicht zusammen — ich überlege gerade, ob ich es Ihnen sagen soll!"

„Mir? — warum gerade mir?"

„Weil Sie der Genius eines Werkes sind, das schon ein anderer vor 15 Jahren mit dem geistigen Auge erschaut hat, genau so wie Sie es vollendet haben! — Unheimlich genau sogar!"

Andrews hält in seiner Bewegung inne:

„Wie meinten Sie das eben, Mister Stead?"

„Ist Ihnen zufällig der Name Robertson bekannt?"

Andrews verneint.

„Meinen Sie den amerikanischen Schriftsteller Morgan Robertson?" fragt Hays gespannt.

„Ganz recht, den meine ich. Dieser Mann hat im Jahre 1897, also vor 15 Jahren, eine Novelle geschrieben, die seinerzeit, soviel ich mich noch erinnern kann, mit viel Erfolg gelesen wurde. Heute ist sie natürlich vergessen. Sie hieß ‚Das Verhängnis' und hatte eine ganz eigentümliche Story zur Grundlage. Und die ist mir eben vorhin durch den Kopf gegangen!"

„Und was hat dieses ‚Verhängnis' mit mir zu tun?" beeilt sich Andrews, der neugierig geworden ist und aus den Mienen des greisen Publizisten etwas wie eine bemäntelte Unsicherheit herausgelesen hat.

„In dieser Erzählung", fährt Stead fort — „schildert dieser Robertson das Schicksal eines Riesendampfers, der unserer ‚Titanic' in allem und jedem wie ein Ei dem andern gleicht!"

Andrews horcht auf.

„— Dieser Ozeanrecke stellt in seiner Phantasie das gewaltigste Schiff dar, das jemals der Atlantik auf seinem Rücken getragen hat. Die ganze zivilisierte Welt hat ihr Können in den Dienst dieses neuen Ungeheuers gestellt, namhafte Künstler, so hieß es in der Novelle, technische Genies aus allen Ländern der Erde und ein förmliches Heerlager von Erfindern wurden mobilisiert, um ein Schiff zu konstruieren, das, unsinkbar und unverletzlich, allen Elementen Trotz zu bieten vermag! Ein Stahl- und Eisengott des Meeres nennt es Robertson, — ich habe es mir sogar wörtlich gemerkt — genau, wie er heute vor uns steht, — und wie wir ihn Ihnen, Mister Andrews, zu verdanken haben!"

„Reizend", — sagt der Erbauer der Titanic und lehnt sich mit einer Art nachsichtigen Lächelns in seinen Stuhl zurück, während sich Hays mit einem boshaften Einwurf aus seiner Stellung löst:

„Pech, Mister Andrews, — ich hätte Sie gerne für den ersten gehalten!"

„Reizend, sagen Sie?" wiederholt Stead, — „hören Sie nur weiter — dieses Schiff entsteht also wirklich auf irgend-

einer märchenhaften Werft und wird von seinem phantastischen Erbauer ‚Titan' getauft! — bißchen merkwürdig, nicht? — Seine erste Ausreise findet in der zweiten Hälfte des April statt. Der Titan hat 2000 Passagiere an Bord, darunter die Spitzen der amerikanischen Gesellschaft! Wie finden Sie das? Kurz vor seiner Landung in New York stößt das Schiff mit voller Maschinenkraft in einer sternklaren Nacht mit einem Eisberg zusammen, und geht mit Mann und Maus unter! Kein Mensch hat jemals wieder etwas von ihm gehört."

In der entstehenden Pause fühlt man deutlich das Rollen der Maschine im Tisch. Ein Fachmann wie Andrews hätte sogar merken müssen, daß dieses Rollen in den beiden letzten Stunden deutlicher zu unterscheiden war als bisher, eine Beobachtung, die meist auf ein rascheres Tempo der Maschine schließen läßt!

„Eine ‚reizende' Novelle, nicht wahr?"

Mister Andrews lächelt noch immer, aber hinter seinem Gesicht steht Nachdenklichkeit. Zu Mister Stead sagt er:

„Zweifellos, ein eigenartiges Zusammentreffen von Phantasie und —"

„— Möglichkeiten!" — ergänzt Hays, sein Glas in aller Gemütsruhe nachfüllend.

Andrews erschrickt: „Und Sie haben diese Novelle selbst gelesen?"

„Ja, natürlich, sonst hätte ich sie Ihnen nicht erzählt!"

„Na, das Ganze erscheint mir reichlich romantisch, aber so etwas gibt es. Zum Glück bleibt zwischen Phantasie und Wirklichkeit immer noch genügend Raum für eine dritte Welt!"

Langes Schweigen.

„— Und wie heißt diese dritte Welt??" fragt Stead.

Andrews hat seine Gedanken wieder in der Gewalt:

„Zuversicht, Mister Stead, — Zuversicht und Vertrauen auf ——" und hier stockt er, als er die fragenden Blicke der beiden Herren wie Scheinwerferlichter auf sich gerichtet fühlt.

„Nun? — worauf?“ lächelt der Weißhaarige — und plötzlich verdunkelt sich Andrews Gesicht — über dem Auge steigt der Schatten einer Ader auf:

„Auf das Material, — aus dem dieses Schiff gebaut ist!“ gibt er hart zurück.

Stead lächelt wie ein Weiser aus dem Morgenlande zu ihm herüber:

„Das hätten Sie jetzt nicht sagen dürfen, Mister Andrews — —“

Bald darauf sucht auch diese Gesellschaft ihre Wohnräume auf.

Kurz vor zwölf Uhr wird Pittmann von Lightolder abgelöst. Die gestrige Unterhaltung mit dem Doktor hat seine Gedanken in Unordnung gebracht. „Dummer Affe, dieser Morell“, brummt er immer wieder vor sich hin, während er über das verlassene B-Deck schreitet.

Als er an der Funkerbude vorbeikommt, erfährt er von Bride, daß man sich lebhaft für die Fahrtgeschwindigkeit des Schiffes interessiere, und daß sich Phillips vor etwa einer Stunde schlafen gelegt habe. Dann steigt er langsam zum Bootsdeck hinauf.

Massig und dunkel hängen die Boote in ihren Taljen. Leichter Luftzug streicht über sie hinweg. Die Schornsteine scheinen, von hier aus gesehen, bis in den Himmel zu ragen. Runde, klobige Riesentürme, — drohend und unheimlich. Aus den Dampfablaßrohren zischt beständig ein dünner, weißer Faden. Vom Rückenwind im Gleichgewicht gehalten, steigt er fast senkrecht in die Höhe. Wenn die Feuerungen in den Heizräumen ventiliert werden, quillt es aus den vier stählernen Kratern wie schwarze schwankende Säulen, die erst droben in der Nähe der Sterne langsam zerfließen.

Minutenlang verharrt Pittmann bewegungslos, den Blick ins Leere gerichtet. Das Rollen der Maschine ist hier nicht mehr zu spüren. Sieben Stockwerke unter ihm gleiten die Silberbänder der Bugwellen dahin. Ihr Rauschen dringt

nicht bis an sein Ohr. Lautlos und menschenleer liegt das Verdeck. Man kann nicht unterscheiden, ob sich das Schiff vorwärtsbewegt oder still steht. — — „Idiot, blödsinniger, dieser Morell!"

Eine Nadelspitze fährt ihm über die Haut, er schüttelt sich, stapft in seine Kabine.

In den stählernen Katakomben der „Titanic" rollt der Donner der Maschinen. Die Zeiger der Signaltelegraphen liegen seit drei Tagen und drei Nächten auf: „Äußerste Kraft voraus!" Die eisernen Bodenplatten beben im Rhythmus der keuchenden Schraubenwellen. Heiß und ölig flimmert die Luft. In Fett und Schweiß gebadet stehen die Trimmer vor den lodernden Feuerungen, nackt bis auf ein paar dünne schmierige Leinenhosen, die ihnen wie Werglappen um die Fußgelenke schlottern. Weiße Glut besprüht ihre triefenden Leiber, hundertsechsundzwanzig Höllenaugen sind auf sie gerichtet.

Pittmann kann keine Ruhe finden. Dreimal hat er den Brief an Kapitän Nielsen begonnen und ebensooft zerknüllt in die Ecke geworfen. Seit einer Stunde läuft er in seiner Kabine auf und ab, kann keine Erklärung für seinen seltsamen Zustand finden. Die Zeiger des Bordchronometers über der Waschtoilette nähern sich der zweiten Stunde. Draußen huscht eine Gestalt vorbei. Pittmann reißt die Tür auf und blickt in die Nacht: „Das ist Bride, der jetzt von Phillips abgelöst wird", denkt er und schlägt die Tür wieder zu.

Gegen elf verläßt Smith die Brücke und geht in seine Kabine.

Nach Mitternacht klopft es an der Tür, die zum Arbeitszimmer des Kapitäns führt. Smith schaut auf — — der erste Funker steht vor ihm:

„Eine Depesche von der ‚Tourine', Herr Kapitän."

Smith nimmt das Telegramm zur Hand und überfliegt es:

„Wann ist das gekommen?"

„Vor fünf Minuten, Herr Kapitän."

„Wie weit ist die ‚Tourine' von uns entfernt?"

„Knappe vierhundert Meilen."

„Antworten Sie: Wir danken."

„O Kehl" Phillips geht. Smith liest das Telegramm Silbe für Silbe:

„Marconi Office — Tourine. — Wir warnen vor treibendem Eisberg — gesichtet 46 Grad WL. — Äußerste Vorsicht — Bantley Kpt."

Drei Minuten später steht er dem Präsidenten in dessen Kabine gegenüber. Ismay hat das Erlebnis mit Lord Canterville noch nicht verdaut. Er ist schlechter Laune.

„Ja, — lieber Smith, selbstverständlich: alle Wachen verdoppeln — ein Mann in den Ausguck — Scheinwerfer spielen lassen! Mehr können Sie ja nicht tun."

Smith sieht dem Präsidenten ruhig in die Augen:

„Mister Ismay, nach dieser Depesche bin ich eigentlich verpflichtet, auf halbe Kraft zu gehen."

„Möchten Sie sagen, wozu das gut sein soll? Einen Eisberg sehen Sie doch bei dem augenblicklichen Wetter mindestens zehn Meilen voraus. Es kommt hier nicht auf die Geschwindigkeit des Schiffes, sondern auf die Augen seiner Besatzung an."

Smith wird unruhig.

„Und woran wollen Sie bei dem schwachen Seegang Unterwassereis erkennen?"

Der Präsident greift nach der Depesche und liest:

„Die ‚Tourine' spricht ja von einem Eisberg, den sie gesichtet hat! Folglich kann es sich um kein Unterwassereis handeln, sonst hätte es die ‚Tourine' nicht sehen können, stimmts?"

„Sind Sie sicher, Herr Präsident, daß es im ganzen Atlantischen Ozean nur diesen einen Eisberg gibt?"

„Wenn Sie so reden, lieber Smith, dürfte überhaupt kein Schiff mehr mit voller Maschinenkraft über den Ozean gehen. — — Herrgott, denken Sie doch nach, was auf dem Spiele

steht, Kapitän Smith, wenn wir die Erwartungen, die die Welt in uns gesetzt hat, nicht erfüllen! — Wenn wir zehn Stunden später in New York ankommen?"

Die Stimme des Kapitäns verliert den Klang. Eine Blutwelle schießt ihm ins Gesicht:

„Und wenn wir überhaupt nicht ankommen?"

Auf diese Antwort war der Präsident nicht gefaßt.

„Mein lieber Smith, ich möchte Sie bitten, Ihrer Phantasie nicht allzu freien Spielraum zu geben."

Ein Zug aus seiner Zigarre bringt ihn wieder ins Gleichgewicht: „— — Also gut, — — ich gebe Ihnen freie Hand —"

„Pardon, Herr Präsident", unterbricht Smith, „ich habe freie Hand!"

„Wie Sie glauben, Mister Smith, Sie sind der Kapitän — Sie haben das ausschließliche Bestimmungsrecht —", und mit leicht verändertem Tonfall: „— hier an Bord."

Smith weiß, daß er einem Feinde gegenübersteht:

„Ich bin orientiert, Mister Ismay."

Der Präsident hat es überhört und fährt im gleichen aufreizenden Ton fort: „Sie werden also die Zone mit dem Südkurs umgehen und die Fahrt vermindern?"

„Ich werde handeln, wie es mir mein Pflichtbewußtsein vorschreibt!"

„Ich habe auch von Ihnen nichts anderes erwartet. Sie können ja auch, wenn Sie wollen, die Maschinen ganz abstellen und hinüber — segeln —, oder die Passagiere in Booten nach Hobboken rudern lassen — Sie müssen sich nur vorher über die Konsequenzen Ihrer Entschlüsse im klaren sein."

Smith bewahrt seine Selbstbeherrschung:

„Herr Präsident, ich glaube, der Zeitpunkt für Scherze ist längst überschritten. Ich werde Ihnen, wenn wir in New York angekommen sind, zur Verfügung stehen! Aber hier bin ich Kommandant, und in dieser Eigenschaft muß ich Sie dringend bitten, jeden weiteren Versuch zu unterlassen, der zu einer Beeinflussung innerhalb meines Dienstbereiches

führen könnte. Ich bin für das Leben von nahezu dreitausend Menschen verantwortlich. Für mich gibt es hier an Bord nur ein Interesse: absolute Sicherheit für meine Passagiere!"

Smith schweigt, um die Wirkung seiner Herausforderung abzuwarten. Ismay lehnt sich, ohne eine Miene zu verziehen, in den Sessel zurück:

„Lieber Smith, ich glaube, Sie haben mich ganz falsch verstanden. Ich denke weder daran, Ihr Pflichtbewußtsein zu kritisieren, noch Ihre Anordnungen irgendwie zu beeinflussen. Daß die Sicherheit der Passagiere unantastbares Gebot sein muß, ist selbstverständlich. Ich bin ja auch nur Passagier — und habe kein Recht, Ihnen Befehle zu erteilen. Wie weit Sie Veranlassung haben, mit einer Karriere zu spielen, die so eindeutig und vielversprechend vor Ihnen liegt, entzieht sich zwar meiner Kenntnis, ich nehme aber an, daß Ihnen die Folgen einer Fehlleistung, welcher Art sie auch immer sein mag, bekannt sein dürften. In ein paar Stunden können Sie ein berühmter Mann sein — aber — — wie gesagt —"

Mit fester Stimme gibt Kapitän Smith seine Entgegnung:

„Ich verzichte auf eine Berühmtheit, die sich auf Lebensgefahr meiner Passagiere gründet."

Er deutet einen Gruß an und verläßt die Kabine, ohne sich weiter um den verblüfften Präsidenten zu kümmern.

Schneidend empfängt ihn die Seeluft. Menschen kommen an ihm vorbei, sehen ihn freundlich an — grüßen — erweisen ihm durch ehrerbietige Haltung den Vorzug seiner geachteten Persönlichkeit. Seine Passagiere — ihm anvertraute Seelen — er, der Kapitän dieses Schiffes — der Führer einer kleinen abgeschlossenen Welt — er — Kommandant der „Titanic"! Kein andrer sonst — nur — er!

Die Unterhaltung mit dem Präsidenten hat in ihm nicht die Hochstimmung hinterlassen, die ein wirklicher Sieger aus diesem Kampfe mitgenommen hätte. Ein winziger Funke war in sein stolzes Bewußtsein gekommen: Zweifel! „Wenn dieser Mensch recht behält!" — Smith erwidert

wie mechanisch die Grüße der Passagiere. — Der winzige Funke greift um sich — schwelt unter der Decke der klaren Pflichterkenntnis fort, frißt sich an die Oberfläche — Sturmlauf der Gedanken — Alarm und Gegenwehr. „Du stehst im sechzigsten Lebensjahr, Smith — nicht wanken — keine Dummheiten machen — und wenn er recht behält?? Du bist der Kommandant einer ‚Titanic' — Karriere? — Abgesetzt? — Degradiert, auf ein schmieriges Kohlenschiff — stark bleiben, Smith, du hast schon genug Unglück gehabt in deinem Leben — Dreimal Schiffbruch — Dreimal schuldlos — Dreimal Schicksal — Dreimal niederträchtiges Pech! — Jetzt Kommandant des größten Schiffes der Welt, — keine Nervosität — ruhig bleiben, Smith! — Wachen verdoppeln! — Scheinwerfer spielen lassen! — verschärfter Brückendienst! — Augen auf bei Tage! — hellhörig diese eine einzige Nacht hindurch! — Männer mit Gläsern in den Ausguck! — sechs Leute vorne auf die Back! — das genügt — das genügt — das muß genügen — um Gotteswillen, nicht weiterdenken — Pflicht! — das Telegramm: ‚Wir warnen vor treibenden Eisbergen!' Gefahr — deine Passagiere — Pflicht! — Pflicht! — eisern bleiben, alter Smith! — herunter mit der Fahrt! — Kurs ändern! — und wenn Ismay recht behält?, Ismay, der Präsident der Gesellschaft? — Vielleicht genügt es wirklich?" — Smith bleibt stehen, die naßkalte Luft peitscht ihm ins Gesicht. Er merkt nichts mehr, seine Gedanken sind bei Frau und Kind — letzter Halt — letzter Strohhalm — der winzige Funke ist Feuerbrand geworden: Karriere!!!

Über dem östlichen Horizont schimmert ein schmales, violettes Band: Der vierzehnte April!

Das Meer liegt wie eine dunkle Glasplatte, über der das Morgenlicht flimmert. Im Farbenspiel des jungen Tages erblassen die Sterne. Rötliche Seide leuchtet an der Wasserlinie auf. Die Positionslichter der beiden Masten glimmen

noch — kleine, gelbe Sterne im hellen Morgengrauen. Noch eine Stunde und die weißen Deckaufbauten flammen in kupferner Röte auf: Die Sonne ist da.

Wilde, Stuart und Lightolder stehen auf der Brücke. Die gläsernen Schutzscheiben sind hochgezogen, damit nicht durch etwaigen Niederschlag am Glase die Sicht gehindert werde. Drei Mann vorn auf der Back, schweigend den Blick in die aufleuchtende See gerichtet und eine reglose Gestalt mit hochaufgeschlagenem Pelzkragen und dicken Lederhandschuhen im Krähennest: die Wache!

Um sieben Uhr morgens erscheint Pittmann im Speisesaal und bestellt das Frühstück. Dabei gähnt er so ausgiebig, daß dem Steward eine Gänsehaut über den Rücken läuft. Dann meldet er sich auf der Brücke und erfährt von Wilde, daß der Dampfer „Tourine" durch Funkspruch vor Eisbergen gewarnt hat. Ein flüchtiger Blick auf den Steuerbordtelegraphen zeigt ihm, daß die Maschinen nach wie vor mit „Äußerster Kraft" arbeiten.

Im Laufe des Vormittags ist die Nachricht aus den Mannschaftsräumen in die erste Kajüte durchgesickert. Auf den Decks stehen die Passagiere in Gruppen zusammen und flüstern — Eisberge! Selbst während des Diners wird getuschelt. Die Schiffsoffiziere werden umringt — im Rauchsalon vergißt man sogar einen Augenblick lang die Politik. Auch im Wintergarten steckt man die Köpfe zusammen — Eisberge! Der Lieblingsschlager wird überhört und selbst im Damensalon lauscht man mit offenem Munde dem Pagen, der mit aufgestellter Nase seine „Erfahrungen" gegen ein Douceur zum besten gibt.

Als Pittmann nach seiner Dienstübergabe das Promenadendeck entlang geht, wird er mit tausend Fragen bestürmt. Immer wieder muß er dasselbe wiederholen:

„Eisberge werden oft bis zu drei Kilometern lang, entstehen aus Gletschermoränen, die sich im Frühjahr vom Festland loslösen und durch die Labradorstraße auf der Höhe der Neufundlandbänke in den Nordatlantik hinaustreiben.

Gefährlich werden sie nur dann, wenn das Schiff von Leuten gesteuert wird, die anstatt Augen — Patentknöpfe im Kopfe haben und — darüber, meine Herrschaften, brauchen Sie sich keine Sorge zu machen!"

Als er an der Markoni-Office vorbeikommt, sieht er die beiden Funker mit aufgerollten Hemdsärmeln vor den Apparaten stehen. Bride erzählt ihm, daß die Apparatur um sechs Uhr morgens plötzlich ausgesetzt habe, und daß erst jetzt, nach siebenstündiger Arbeit, der Fehler gefunden worden sei. Gegen fünf Uhr war Bride durch Geräusche aus der Station geweckt worden. Da Phillips die Nacht zuvor kein Auge geschlossen hatte, beschloß Bride, ihm Gesellschaft zu leisten. Er fand ihn am Sender, den er in stundenlanger Wühlarbeit in seine Bestandteile zerlegt hatte. Sie versuchten nun beide, die Apparatur wieder in Ordnung zu bringen und hielten sich mit schwarzem Kaffee und faulen Witzen munter.

„Erst jetzt haben wir die Störquelle gefunden!" schließt Bride seinen Bericht, — „reiner Zufall, — Kabelbrand außerhalb der Station! — Und wir zerlegen die ganze Kiste bis auf die Millimeterschrauben!"

Zwölf Uhr null Minuten!

Die letzte Mittagsstunde zieht über das lorbeergeschmückte Schiff — wolkenlose Bläue, soweit das Auge reicht — Sekunde um Sekunde tropft die Zeit dahin — spiegelblank leuchtet das Plankennetz der Brücke im Scheine der hellen Frühlingssonne.

Der wachhabende Offizier hat den Sextanten vor das Auge gehoben. Neben ihm stehen die Navigatoren Pittmann und Boxhall — jeder mit seinem Instrument bewaffnet: Mittagsbesteck!

Der Quartiermeister kommt auf den Kapitän zu, berührt die Kappe mit dem Zeigefinger:

„Zwölf Uhr, Kommodore!"

Dann tritt Ruhe ein, tiefe, sonnige, durch nichts mehr

unterbrochene Ruhe, bis man die tiefe Stimme Mister Smiths vernimmt:

„Wieviel haben Sie?"

„Dreißig!" antwortet Murdock und nimmt den Sextanten von den Augen.

„Neunundzwanzig!" sagt Boxhall. Dann bleibt es wieder still.

Endlich nimmt auch der Kapitän den Sextanten ab:

„Lassen Sie glasen, Pittmann!" — und wendet sich zum Gehen.

Vier Doppelschläge erschallen von der Brücke und hallen gleich darauf vom Vorkastell nach — vier Doppelschläge — zwölf Uhr! Und der große Augenblick des Tages, die Aufnahme der Mittagszeit aus dem Gestirn ist vorüber. Die Offiziere ziehen sich mit ihren Bleistiften, Papieren und Logarithmentafeln in ihre Quartiere zurück.

Die Uhr im Treppenhaus ist zurückgestellt, — — die Sekunden tropfen weiter, unaufhaltsam weiter — in den Nachmittag hinein — langsam neigt sich die Sonnenbahn. — Vom Verdeck fluten die Klänge eines Wiener Walzers herauf, lachende, fröhliche Stimmen —

Auf einer der Ladeluken sitzt ein junges Paar, Jan Peter aus Altona und sein Weib. Von der untergehenden Sonne bestrahlt, ragen die Wände der Kommandobrücke wie ein blutroter Gebirgsstock vor ihnen auf. — Leise flüstert der Wind, sonst ist es still. Die blasse Frau hüllt sich fröstelnd in ihren Schal und rückt näher an ihren Peter heran. Der hat den Arm um ihre Schulter gelegt und starrt in die vorbeischießende Flut. Dabei denkt er an sein Haus in Övelgönne, das er nun für immer verlassen hat, — denkt an den Hof, in dem jetzt ein anderer mit aufgekrempelten Hemdsärmeln das Regiment antreten wird — seit Jahrhunderten der stolze Besitz seiner Väter — und jetzt? — Der junge Bauer wendet sich ab, seine Lippen zucken, sein Blick ist feucht. Wieviel Seelenqual und Kummer liegen hinter ihm! Und

wie lange hatte es gedauert, bis er sich zu diesem letzten Entschluß durchgerungen hatte — — Flucht aus der Heimat! Kein Weg mehr zurück! Ein wirrer Klumpen von Unglück und Not! — Wortkarg und ernst war er darüber geworden, trotz seiner 36 Jahre. In seiner, wie von einem Waldbrand verödeten Seele war nur noch ein einziger Platz heil und ganz geblieben: Der Platz für sein Weib! Und für diese Liebe hatte er den Kampf mit dem unbekannten Gott der Ferne aufgenommen — in welcher Gestalt er ihm auch dereinst entgegentreten möge!

Und in dem Gemüt der kleinen, schmalen Anne wiederum stand und ging und schlief nur: Jan Peter! — Und redete darin mit seiner schönen, hellen Stimme, wie sie sie noch aus Zeiten kannte, da sie glücklich waren unter den Menschen ihrer Heimat und dem Strohdach ihrer elterlichen Behausung. Mehr wie verdient, hatte sie sich seiner großen Liebe gemacht! Niemals in den letzten, schweren Jahren hatte sie ihm ein betrübtes Wesen gezeigt, niemals ihr Los beklagt. Lebte immer in ihrer leisen, weltoffenen Fröhlichkeit dahin, so wie ein Baum, der am Rande der Straße in voller Blüte steht und alles sieht — und — schweigt!

„Diese großen, dunklen Rettungsboote sehen wie schlafende Tiere aus —“ sagt sie plötzlich leise vor sich hin, und Jan Peter erschrickt, als er ihre Stimme so nahe an seinem Ohre vernimmt, so sehr war er mit den Gedanken schon fern von diesem Schiff! — —

Ihr dunkler, fragender Blick ist steil nach oben gerichtet. Jetzt sieht Jan Peter erst wie schön sie ist, und wie meisterlich sie all ihre Angst vor dem Morgen aus dem tapferen Gesichtchen zu verbannen versteht — aus lauter Liebe zu ihm, — so daß nichts anderes mehr darin zu entdecken ist als treue, gottergebene Stille! — — Da reißt sie Jan Peter plötzlich so ungestüm an sein Herz, daß sie mit einem Aufschrei zusammenfährt, und küßt sie vor allen Leuten auf den Mund — hört nicht das Gelächter, das ringsumher erwacht, nicht die Bemerkungen, sieht auch nicht das

schamrote Gesicht seiner Frau, weiß in diesem Augenblick nur das eine: Er — Jan Peter, der Habenichts, der Flüchtling — der Haus und Heimat für diesen einen Menschen verlassen hat, dessen einziges Besitztum nur noch aus einem halbverrotteten Seemannskoffer besteht, — er — dessen Zukunft gähnend und ungewiß wie dieser dämmerdunkle Ozean vor ihm liegt — ist der glücklichste Mensch auf diesem ganzen, großen Schiff! Mit keinem der Millionäre dort oben möchte er tauschen, — nein — mit keinem, — mit keinem, — mit keinem! —

Die untergehende Sonne vergoldet die Ladekräne, klettert zaghaft in die Wanten empor — und irrlichtert über den metallenen Spitzen der Maste. In dem polierten Messingrund des Kompaßgehäuses blitzt es auf und malt rote und gelbe Flecke auf das Ruder. Feurige Tinte ergießt sich in die See, schwimmt an der Oberfläche, bis die Dämmerung ihren Glanz verwischt. Trübe Schleier legen sich vor den Horizont. Grau und glasig steigt es an den Flanken des Schiffes empor.

Zu beiden Seiten der Kommandobrücke glühen die Positionslaternen auf. Der Rudergänger steht wie eine Bronzefigur vor dem Fluidkompaß. Über seine ledernen Züge wischt der matte Lichtschein der Bussole. Leichte Nebel streichen über den eingeschlafenen Wasserspiegel und verschlucken die Kimm.

Seit einer Stunde wandert Pittmann vor der Kommandozentrale auf und ab. Nach jeder Runde setzt er sein Glas an die Augen und blickt in die See, die mit jeder Minute tiefer in den Abend versinkt.

Öliges Ineinanderwogen, soweit die Blicke reichen.

Um sieben Uhr erscheint Kapitän Smith:

„Neuer Funkspruch — die ‚Baltic' warnt vor Eisbergen und rät dringend, die Fahrt zu verringern."

„Das hätte ich an Ihrer Stelle schon längst getan, Mister Smith", gibt Pittmann trocken zur Antwort.

Der Kapitän schaut durch das Gestänge in die See:

„Falls es nebliger wird, gehen wir auf „Halbe" zurück. Solange es aber so klar bleibt wie jetzt, werden wir schon große Fahrt beibehalten müssen."

„Müssen??" wiederholt der Offizier und dreht sein Gesicht voll dem Kommandanten zu: „Mister Smith, ist Ihnen auch klar, daß wir, wenn das Geringste passiert, mit dem Seegericht in Konflikt geraten?"

Der Kapitän scheint es nicht gehört zu haben, denn er stellt eine Gegenfrage:

„Wie denken Sie über die heutige Nacht?"

Pittmann legt jedes Wort auf die Waagschale:

„Wir sind zweifellos in der Nähe von Eisbergen. In den letzten beiden Stunden ist die Temperatur um vier Grad gesunken. An Ihrer Stelle, Mister Smith, würde ich die Fahrt heruntersetzen und die Zone umgehen."

Kapitän Smith sieht nachdenklich vor sich hin: „Das Sinken der Temperatur ist kein unmittelbarer Beweis für die Annäherung von Eisbergen, das sollten Sie als Seemann eigentlich wissen, Pittmann! Die Erscheinungen im Wetterglas können ebensogut der kalten Labradorströmung zugesprochen werden — wir sind auf dem 41. Breitengrad. Es können ebensogut Luftströme sein, die von der Küste herüberwehen, Sie haben doch auch schon den Atlantik mehr als einmal überquert, wissen doch selbst, nichts ist schwieriger, als auf Grund einer Thermometerbeobachtung die Gegenwart von Eis beweisen zu wollen."

„Ja, ja, Kapitän — beweisen — das schon —" Und hier stockt er plötzlich, als er den Kampf in den Zügen des geliebten Kommodore sieht, dem er so viel zu danken hat — „Bitte, ersparen Sie mir die weitere Unterhaltung, ich fürchte, wir kommen nicht zusammen, Kapitän Smith, — ich kann meine Meinung nicht ändern — und Sie nicht die — Ihre!"

Smith gibt keine Antwort mehr und Pittmann schweigt.

Auf den gedeckten Promenoirs beginnt das Leben sein allabendliches Feuerwerk zu entfalten. In den Gängen, die

nach oben führen und auf den Treppen überall ein Flirten, Rauschen und Modulieren, von überall her erklingt Musik — wie ein selbständiges Element erfüllt es alle Räume, dieses ferne, traumhafte Geigengeflüster, ohne daß man die Quelle sieht, der es entströmt.

Vom frühen Morgen bis in die späten Nachtstunden sind die Fahrstühle in vollem Betrieb. Da ist ein ewiges Klingeln und Warten, ein nimmerruhendes Auf- und Niedergleiten durch die hellerleuchteten Schächte: — Sun-Deck — Upper-Deck — Promenade — B-Deck enclosed — C-Deck — D-Salon-Deck — E-main-Deck — F-Middle-Deck — G-Lower-Deck — und zurück und immer wieder von neuem — bis die Nacht versinkt und der Morgen aus der dämmernden Wasserwüste steigt. Bis der kleine, sechzehnjährige Liftboy mit den sehnsüchtigen, wasserblauen Kinderaugen, die immer voll Staunens und seltsamen Lebens sind, gähnend in seiner engen Koje verschwinden darf, die ja im Grunde auch nichts anderes ist als ein Fahrstuhl, der stillsteht, wenn man die Vorwärtsbewegung des Schiffes vergißt. — Zum Umsinken müde ist er nach den heißen Eindrücken eines solchen Tages — — und der Nacht — der kleine, blasse, elternlose Bobby mit der wißbegierigen munteren Stupsnase und dem gelben Wuschelhaupt. Zum Umsinken müde!

Wie viele Passagiere hatte er aber heute auch schon befördert, zu wieviel vornehmen Gesichtern in seiner kindlichen Ehrfurcht emporgesehen! Wie oft hat man heute schon nach ihm im G-Deck geklingelt, während sich der Fahrstuhl gerade auf dem Sun-Deck befand — sieben Stockwerke weit davon entfernt — und wie oft war es umgekehrt gewesen? Pausenloses Auf und Nieder — Himmel und Hölle — immer das gleiche, unentwegte Spiel und immer der gleiche, verwirrende Duft der großen Parmaveilchen und der samtenen Nizzarosen, der alles und alle in dieselbe schwüle Wolke hüllt und selbst noch den Duft der blonden Havannas übertäubt, die zwischen den Lippen der

Raucher verglimmen. Die große Welt! Wunder der Kinderseele! Wie viele Gedanken, wieviel heimliche Wünsche, wieviel lockendes Gewirr. „Nach dem Speisesaal, Boy." — „Ich möchte ins französische Kaffee!—" „Nach dem Turnsaal" — „Zum Schwimmbad, bitte" — „Damensalon!" — „In welcher Etage liegen die Kaufläden?" — „Hallo, Boy, nach dem Sonnendeck — Sonnendeck!!!!!" — Ja, das war es — und der diese Worte gesprochen hatte, war Mister Beesley aus New York, ein smarter Gentleman und Kinderfreund. Er hatte dem Jungen dabei ins Gesicht gesehen und in den wasserdünnen Augen die Sehnsucht aufleuchten sehen. „Möchtest du auch aufs Sonnendeck?"

„Oh, ja, Sir, und wie gerne!"

Das war der erste Mensch unter all diesen vornehmen Leuten, der ihn nach etwas gefragt hatte, das nur ihn allein angegangen war.

„Was möchtest du denn dort oben tun?"

Bobby ist glücklich. Ein reicher, vornehmer Mann hat mit ihm gesprochen, hat sich nach seinen geheimsten Wünschen erkundigt. In seinem Stolz überfährt er sogar das nächste Stockwerk, vergebens rasselt die Klingel, Bobby hat nur Augen und Ohren für den Fremden und sein gütiges, teilnehmendes Gesicht:

„Oh, nichts, mein Herr, nichts würde ich tun — nur ein bißchen in der Sonne möchte ich sein und den Himmel sehen und das viele Wasser —"

Armer Bobby — schon trommelt es aus dem untersten Deckschacht herauf, schon schnarrt das Telephon Sturmsignal: Hinunter, hinunter — verdammter Bengel, ich warte seit einer geschlagenen Stunde auf den Fahrstuhl — ja, ja, ich komme schon — auf Wiedersehen, mein Herr, auf Wiedersehen — und recht viel Freude auf dem Sonnendeck!

Auf Wiedersehen, kleiner, blasser Bobby mit der munteren, wißbegierigen Stupsnase und dem gelben Wuschelhaupt.

Die Back liegt verlassen im trüben Dämmerlicht. In den breiten Klüsenöffnungen knirscht und rumort das Kielwasser. Wie eine kühle Hand streicht der Fahrtwind über das Verdeck.

Neben der Wintsch hockt eine schmächtige Männergestalt — Percy! Er hat die Knie wie ein spitzwinkliges Knochengestell zusammengeklappt und an die Brust gezogen. In dem ausgemergelten Gesicht, in dem die Farbe kaum noch von Schmutz zu unterscheiden ist, rührt sich kein Muskel. Sein Blick ist stur auf den Fußboden gerichtet, die müden, schwielenbedeckten Hände hängen ihm wie baumelnde Wegweiser vom Körper und zeigen immer nach unten — niemals in eine andere Richtung. Das ist der Heizer Percy!

In der ersten Kajüte würde man diese Art von Tätigkeit mit Siesta bezeichnen — hier nennt man es Freiwache zwischen den glühenden Stunden eines Heizerturns! Täglich um dieselbe Zeit sitzt er hier unterhalb der brodelnden Klüsenöffnungen, eingeklemmt zwischen Wintsch und Ankerkette, ehe er wieder die steile Treppe hinab in die lärmende Tiefe klettert. Und mit jedem Tage nimmt die Scheu vor diesem vorwärtskeuchenden Vulkan, in dem er, nackt bis auf die verbrannte Haut, und nur mit einer schlotternden Leinenhose bekleidet seine Pflicht erfüllt, um ein paar Kompaßstriche zu!

Der Heizer Percy ist eine der interessantesten Figuren dieses unheimlichen Schachspieles „Titanic". Wiewohl nur in der Rolle eines simplen Bauern, besitzt er doch eine Fähigkeit, die so manchen Königen fehlt: Die Ahnung!

Die Partie ist im vollen Gange — Zug um Zug verringert sich der Abstand der beiden Parteien —, aber Percy weiß von vornherein, wer gewinnt! Percy kennt den Ausgang des Spiels. Er weiß, daß er ausgezogen ist auf einem großen, wunderbaren Schiff, um nie wieder damit in die Heimat zurückzukehren — nie — nie — nie —! Die „Titanic" selbst hat es ihm erzählt — schon damals,

als sie in Belfast auf der Helling lag. Aber nicht nur ihm allein hat sie es zugeraunt, tausend andern zugleich, jedem, der sich trotz des Höllenlärms, der in ihr tobte, ihrer leisen Stimme nicht gerade mutwillig verschloß. Jedem, der den Mut besaß, die Augen zu schließen, um die Ohren desto weiter öffnen zu können: „Geht alle von mir, die Ihr Zuflucht in meinem Innern gefunden habt und Brot — Gott will es nicht — Gott will es nicht!“

Wie die andern, so hatte auch er diese Morsezeichen in seinem Blut nicht zu deuten gewußt — hatte die Sprache des Schiffes nicht verstanden — aber er hatte sie erfühlt — und mit einem Male hatte er es auch gewußt: „Hier droht Gefahr!“ Was für eine Gefahr das war, darüber zerbrach er sich nicht den Kopf. Das Schiff hatte gesprochen und er, der Heizer Percy, hatte es gehört!

Und an jedem Nachmittag hockt er mit derselben wortkargen Scheu zwischen Spillmaschine und Ankerkette und beantwortet nur mangelhaft die an ihn gestellten Fragen. Heute aber ist er wie ausgewechselt. Und der junge Auswanderer aus Deutschland, mit dem er täglich die Stunde seiner Freiwache teilt, staunt, daß ihm der „rußige Fisch“, wie er den etwas abenteuerlich aussehenden Menschen gern zu bezeichnen pflegt, mit einemmal soviel Interessantes anzuvertrauen weiß, und soviel Merkwürdiges zugleich! Und so erfährt er, daß dieses vollendete Babylon der Technik etwas mit auf seine weite Reise genommen hat, das trotz aller Riesenwerkzeuge, mit denen es geschaffen wurde, trotz Dampfhämmer, Stahlbohrer und himmelhoher Gerüste ein ungelöstes Geheimnis ist!

„Glauben Sie, der Seemannsstreik ist nur ausgebrochen, weil die Leute unzufrieden waren? No, Sir, das hatte noch andere Gründe — das heißt — unzufrieden waren sie schon — aber nicht mit dem Lohn — —!“

„Sondern?“

„Mit dem Schiff!“

„Mit dem Schiff??“

„Yes, — in der letzten Bauperiode hat es begonnen: Plötzlich wollte keiner mehr an Bord — ein paar schmissen die Arbeit hin und verließen die Werft — andere folgten — es war toll, was sie alles für Ausreden erfanden, um sich um die Wahrheit zu drücken!"

„Und was war die Wahrheit?"

„Angst!"

„Was Sie nicht sagen? — —"

Der Fremde zieht ein unverschämtes Gesicht:

„Angst — ja wovor denn?"

„Weiß kein Mensch, Sir, aber es ist so, wie ich Ihnen sage — zu Dutzenden verließen die Arbeiter das Schiff — keine Macht der Welt konnte sie anfänglich zur Umkehr bewegen — nicht einmal die ausgeschriebene Lohnerhöhung half — es war die reine Flucht! Später kamen dann einige zurück, griffen wieder nach ihren Hämmern, weil sie von der Frühlingssonne alleine nicht leben konnten. Sie sagten alle, wenn sie dieses unheimliche Schiff beträten, befiel sie etwas, das sie nicht beschreiben könnten. Die Werftdirektion stand vor einem Rätsel — und wir vor einem noch viel größeren, — denn wir empfanden ja das, wovon die andern bloß keine Ahnung hatten. Mir ging es genau so — und geht es noch heute so: — Angst — Yes, Sir!"

Der Fremde lachte auf:

„Nanu — ein Seemann, der sich fürchtet? Sie machen Spaß — etwa vor dem Meer?"

„No, Sir, vor etwas, das wohl da ist — das man aber nicht sieht!"

„Dann ist es der Himmel?" lacht der Fremde weiter.

„No — auch das nicht — dann schon eher die Hölle — aber ich sehe, Sie nehmen mich nicht ernst!"

„Doch — Sie schon, Verehrtester, aber nicht den Spleen, den Sie sich so fein säuberlich zurechtgelegt haben, um an ihrer eigenen Weisheit das Gruseln kennenzulernen!"

„Herr, das ist kein Spleen, — glauben Sie mir. Dreimal habe ich meinen Dienst quittiert, — denken Sie, so etwas

tut man zum Vergnügen? Dreimal mußte ich wieder aufs Schiff zurück. — Ich wollte ja nicht — ich nicht — aber meine Frau! Wir haben Kinder, die Schuhe brauchen und essen wollen! Das Leben kostet Geld und wenn man nichts hat, wie ich, das Doppelte! Ich bin also geblieben, gegen mein Gefühl. Was bleibt denn unsereinem schon übrig? Ich werde meine Würmer nie mehr wiedersehen!" Dann bekommt seine Stimme einen geheimnisvollen Klang und er neigt sich ganz zu dem Fremden: „Wissen Sie, — das ist ganz merkwürdig — manchmal glaube ich, diese ‚Titanic' wäre gar kein richtiges Schiff — sondern irgendein — etwas gar nicht Vorhandenes — ein — Gesetz, — verstehen Sie das?"

„Nein!"

„Ich weiß aber nicht, wie ich Ihnen das anders auseinanderposamentieren soll: — gegen ein Gesetz bist du machtlos — so meine ich das! Du bist da — und das ist alles — mußt warten, was mit dir geschieht — — fertig — — wehren kannst du dich nicht, denn dazu ist es ja ein Gesetz! Manchmal, wenn du Glück hast, läßt dich ja die Zukunft hinter den Mantel gucken — manchmal, verstehst du, schiebt sie ihn so ein ganz klein wenig zur Seite, — und dann mußt du blitzschnell sein, wenn du was mitbekommen willst und verdammt auf dem Posten, denn sonst ist's vorbei und du stehst wieder im Dunkeln — ja — und so ist das dann —" und plötzlich steht er auf und streckt dem Fremden seine rußige Hand entgegen: „Ich wette mit Ihnen um was Sie wollen, daß etwas geschieht — es liegt ja schon längst in der Luft — spüren Sie es denn nicht? Umsonst hat man doch kein Gefühl, Sir, — wenn man auch nur ein dreckiger Donkeyman ist!"

Der Fremde schüttelt den Kopf und geht; drückt nicht einmal die ausgestreckte Hand, die es so ehrlich meint. „Fische" müssen stumm bleiben, denkt er; sowie sie den Mund auftun, reden sie irre!

Percy spuckt über die Reling, rückt sich seinen Sweater zurecht und steigt die sieben endlosen Stockwerke in seinen Vulkan herab — — sieht zum letztenmal in seinem Leben den Himmel und das Meer.

Murdock steht neben dem ersten Offizier im Kartenzimmer, mit der Berechnung der letzten Standortbestimmung beschäftigt. Dann macht er die Eintragung in das Logbuch:

41° 16′ N.

50° 14′ W.

Schiff läuft 25,6 Meilen.

An Bord alles wohl!

Er legt die Feder beiseite und beugt sich abermals über die Karte:

„Die Neufundlandbänke — ja, Sie können recht haben."

Wilde sieht nach dem Thermometer:

„Irgendwo muß doch die Kälte herkommen — da — wieder ein Grad! Wenn das die ganze Nacht so weitergeht, können wir morgen das Sonnendeck als Eislaufplatz vermieten."

Smith hat die Brücke verlassen. Stuart und Pittmann bleiben zurück. Jeder hängt seinen Gedanken nach. Gesprochen wird nichts.

Der Mann im Ausguck wurde vor einer Stunde von dem Matrosen Fleeth abgelöst. Der Posten hat strengsten Auftrag, die Augen keine Sekunde aus der Fahrtrichtung des Schiffes zu wenden. Im dicken Pelzmantel, den Rücken gegen den Mast gelehnt, hat er seinen Zeiß seit dreißig Minuten noch kein einziges Mal abgesetzt. Um sich gegen die drohende Übermüdung zu schützen, stützt er seine Ellenbogen auf die hohe Brustwehr des Korbes.

Über der See liegt leichter Nebeldunst. Leicht gewellt, wie eine Riesendecke aus schwarzem Samt, dehnt sich der Ozean.

„Sind Sie heute abend auch eingeladen?" fragt plötzlich Pittmann den wachhabenden Ersten und bleibt vor ihm stehen.

„Sogar durch den Herrn Präsidenten persönlich — aber ich kann leider erst sehr spät, weil ich Gott sei Dank bis Mitternacht Dienst habe."

„So gern leisten Sie dieser Einladung Folge?"

„Es ist mir kein angenehmer Gedanke, inmitten einer Gefahrenzone Feste zu feiern. Es wäre besser, die Herren warteten mit ihrer Siegesfeier, bis wir den Breitengrad hinter uns haben."

„Die Nacht wird der Gesellschaft ein kleines Vermögen kosten."

„Wieso?"

„Der Präsident hält sämtliche Passagiere der ersten Kajüte frei. Für die Mannschaft gibt es Wein und Freibier, soviel jeder vertragen kann. Rechnen Sie mal nach — ganz bescheiden: Pro Mann eine Flasche Sekt — macht in der ersten Kajüte zirka vierhundert Flaschen. Sie können aber getrost sechshundert rechnen. — Und wir kutschieren mit einer Geschwindigkeit von nahezu 26 Meilen durch signalisierte Eisfelder. Wegen der verfluchten fünf Minuten, die wir früher in New York sein müssen als die Konkurrenz. Es ist zum Kotzen."

Eva Stevenson erwachte erst, als der Gong die Gäste zur Mittagstafel rief. Sie hat eine tiefe, traumlose Nacht hinter sich und fühlt sich wohl. Von den Vorgängen des gestrigen Abends weiß sie nichts, fühlt nur aus der zärtlichen Besorgnis der Mutter, daß etwas vorgefallen sein muß, das ihr Bewußtsein nur noch wie ein Dämmerschatten streift.

Am Spätnachmittag schlüpft sie in ihren Mantel und verläßt die Kabine. Es beginnt schon zu dunkeln, als sie das Oberdeck betritt. Hier weht ihr ein feuchter, kühler Luftstrom entgegen. Die Luvseite ist menschenleer, einer end-

losen, parkettierten Straße gleich im violetten Schimmer des Abends, — jenes Zwischenstadium des Tages und der beginnenden Nacht, das alles Gegenständliche der Umgebung in gespenstische Schleier hüllt und alle Gedanken mit Düsternis verfolgt. Vor einer der abgesteiften Windschutzvorbauten bleibt sie stehen. Grenzenlos dehnt sich das Meer. Durch das Gittergeflecht der Reling sieht sie das weiße Band der Bugwellen dahinjagen, hört ihr rauschendes Lärmen, hört den Wind, der in den Gestängen seine fistelnden Lieder singt. Niemand kommt vorbei. Schon dunkelt über der östlichen Kimm die Nacht herauf — eine große schwarze Katze, die sich an ihr Opfer schleicht. Eva steht noch unter dem Einfluß des Morphiums. In einem jähen Schwindelanfall lehnt sie sich zurück und schließt die Augen. Träger fließen ihre Gedanken. — Von irgendwoher noch ein paar Takte Musik — dann ist es aus. Plötzlich spürt sie einen Griff am Arm und fährt zusammen. Ein Mann steht vor ihr! Sie hat keinen Schritt gehört und starrt nun in ein völlig fremdes, unbewegt dunkles Gesicht.

„Verzeihen Sie, Sie wären fast gefallen, Lady Stevenson", sagt eine ruhige, tiefe Stimme zu ihr. Eva sieht den Fremden voll mit großen Augen an. Aus dem Dunkel tritt das seltsam scharfkantige Gesicht vor das ihre: „Wieso kennen Sie mich?"

„Ich bin Lord Canterville, ich kenne alle Menschen auf diesem Schiff."

Eva versucht, ein Herzklopfen zu überwinden, aber der Nachhall des ersten Schreckens will sie nicht verlassen. Mit kopfschüttelndem Lächeln will sie sich zum Gehen wenden: „Ich danke Ihnen, Mylord — mir wurde plötzlich so eigen — ich mußte die Augen schließen —"

Wortlos geht Lord Canterville neben dem jungen Mädchen her. Der Wind, der in kurzen, böigen Stößen ihr Antlitz trifft, peitscht ihr die Müdigkeit aus den Augen, bis sie plötzlich aufatmend stehenbleibt und in das unbestechliche Gesicht ihres Begleiters sieht. Lord Cantervilles Stimme

trifft sie wie ein milder, warmer Sommerregen: „Wovor haben Sie denn Angst?“

Sekundenlang schweigt Eva betroffen. Dieser Mensch konnte in ihren Gefühlen lesen wie in einem aufgeschlagenen Buch. Dann rafft sie sich zu einer Antwort auf, die ihr das klopfende Herz diktiert: „Ja, Mylord, wenn Sie es schon aussprechen, ich habe Angst — ich gestehe es offen ein —“

Ein paar vermummte Gestalten huschen, vom Winde beschleunigt, an ihnen vorbei.

„Es ist alles so sonderbar auf diesem Schiff. Die Menschen reden manchmal Dinge —“ Und mit einem Male ist alle Scheu von ihr gewichen, leichter und freier wird ihre Haltung, beschwingter der Ton ihrer Sprache. Ein tiefes, selbstbewußtes Vertrauen steigt in ihr auf zu dem Fremden, der wie ein lautloser, großer und ernster Schatten an ihrer Seite geht. „Man munkelt in letzter Zeit so viel von Eisbergen, spricht nur noch von Rekorden. Gestern zum Beispiel unterhielt man sich in der Nebenkabine so laut, daß ich jedes Wort verstehen konnte, das gesprochen wurde, obwohl mir meine Mutter einzureden versucht, daß es die Nacht hindurch mucksmäuschenstill geblieben wäre und nebenan überhaupt niemand gesprochen hätte — ich glaube, man wollte mich beruhigen!“

Lord Canterville horcht auf: „Sie besitzen also die Fähigkeit, Dinge zu erkennen, die anderen verborgen bleiben! Was haben Sie denn so Beunruhigendes belauscht?“

„Vielleicht ist alles nur Unsinn, was ich da zusammenrede. Man sprach von dem bevorstehenden Fest, rügte das Verhalten der Offiziere und jemand sagte lachend, der Tod befände sich an Bord und mache die Reise als Passagier verkleidet mit. Man müsse ihn nur aus dem Haufen der übrigen herauskennen und faut de mieux seine Freundschaft suchen!“ Und wie, um ein aufkommendes Prickeln abzuschütteln, lacht sie selbst.

Der Lord bleibt ernst:

„Lassen Sie sich durch das Geschwätz der Leute nicht aus der Fassung bringen. Wer wird denn auf Gerede etwas geben!"

Eine Zeitlang hört man nur das Klappern der Absätze. Eine Minute verrinnt mit jener leisen Hörbarkeit, die versunkene Menschen umgibt.

Und plötzlich greift das Mädchen nach seinem Arm und klammert sich daran fest: „Mylord, glauben Sie an ein Omen?"

Die Antwort kommt nachdenklich und nach langem Zögern: „Der Tod ist überall! Man kann ihm auf offenem Meer ebenso begegnen wie in den verborgensten Schluchten des Gebirges. Sie werden ihn in den Armen der Liebe mit der gleichen unfaßbaren Überraschung antreffen wie unter den Trümmern des Glücks." —

Eva geht schweigend mit gesenktem Kopf weiter. Über dem Horizont liegt es wie schmutziggraues Nebelwallen.

Canterville hat die Augen halb geschlossen und dreht das Gesicht in den Wind, als ob er den aufkommenden Wetterumschlag mit allen seinen körperlichen Sinnen in sich aufnehmen wolle: „Und wenn dem so wäre, Mylady, wenn sich dieser ungebetenste aller Gäste wirklich unter uns befände, einem Wesen wie Ihnen könnte selbst er nur mit Freundschaft begegnen — wenn nicht sogar — mit Liebe! —"

Eva lächelt. — „Sie sind Kavalier, Sir Canterville — und wie stellen Sie sich das Ende einer solchen Freundschaft vor?"

„Kann es Schöneres geben als in den Armen eines Freundes einzuschlafen?"

Langes Schweigen.

Das Deck beginnt sich zu beleben. Die Wanderung nach den Speisesälen hat eingesetzt. Lord Canterville und seine Begleiterin haben die geschlossene Veranda erreicht. Strahlende Helle flammt auf. Kaum bemerkbar vibrieren die Scheiben, hinter deren blinkenden Reflexen das Dunkel der

Unendlichkeit liegt. Passagiere strömen wie duftgetränkte Wogen an den beiden vorbei — knisternder Taft — rauschende Etamine — Herren im strengen Abendanzug mit Frackschleifen, — würdevoller Ernst in den leeren Gesichtern. Eva betrachtet das Bild mit einer Interesselosigkeit, die im grotesken Gegensatz zu ihrer Jugend steht: „Wieso kommt es, daß ich Ihnen noch niemals an Bord begegnet bin, Mylord?"

„Sie irren, Lady Stevenson, gestern saß ich Ihnen im Speisesaal gegenüber."

„Gestern — davon weiß ich nichts."

„Sie werden es vergessen haben, Mylady, obwohl Sie mir sogar in die Augen gesehen haben — aber — kein Wunder, die Eindrücke, denen wir hier ausgesetzt sind, führen ein Sekundenleben!"

„Werden Sie das heutige Fest besuchen?"

„Vielleicht."

„Wenn man den Ankündigungen Glauben schenken darf, stehen Überraschungen bevor."

„Ich mache mir nichts aus Zusammenkünften, die in Geschmacklosigkeiten gipfeln."

„Sie sind ein Feind des Lebens, Mylord!"

„Des Lebens? Nein, aber der Lüge. Ich bin müde geworden — Lady Eva!"

Das Mädchen stutzt, als es sich mit ihrem Vornamen angeredet fühlt, sagt aber nichts.

„Was könnte mir eine solche Ballnacht anderes geben, als die Gewißheit eines trostlosen Finales inmitten einer ahnungslosen Welt. — Sehen Sie sich doch die Leute an — nichts als ein Jahrmarkt voll Talmi und Eitelkeiten. — Die Dame, die Sie eben im Vorbeigehen streifte, hat für den Pomp, den sie am Leibe hat, ein Vermögen geopfert — ihr Mann hat es verdient, zusammengescharrt aus allen Winkeln der Welt. Millionen — — erkauft mit dem Preis einer elenden Verbannung, die er noch Leben nennt. Sehen Sie sich seine Gesichtsfarbe an: Krank durch Über-

fluß — ein Stoffwechselleichnam von bedauernswerter Hilfsbedürftigkeit, nicht einmal die Glorie eines plötzlichen Todes könnte diesen Menschen erlösen, weil dann sein Vermögen testamentlos in ‚Gefahr' geraten würde, sich in Hospitäler und Elendsbaracken seiner bejammernswerten Mitwelt zu ‚verlieren'. — Dort kommt Mistress Vanderbilt am Arme ihres Gatten. Sein Scheckbuch kann unserem Schiff jede gewünschte Richtung geben — nur seine eigene bleibt unverrückbar festgesetzt — unverrückbar, Mylady! Können Sie begreifen, wie wenig mir der Anblick dieser armen Millionäre bedeutet?"

Das Souper hat begonnen. Langsam leeren sich die Decks.

„Ich kenne diesen Dampfer wie meine Westentasche. Nachts, wenn alles schläft, mache ich meine Runde durch das Schiff. Jede Nacht. Die wenigen, die mir begegnen, gehen achtlos vorbei, als hätten sie mich nie gesehen. ‚Spleeniger Yankee', hörte ich einmal einen hinter mir herrufen, den mein Räuspern aus einer Umarmung riß. Das war alles. Aber dieser eine besaß wenigstens Humor!"

Canterville schweigt.

Seine Begleiterin schaudert zusammen: „Wie grausam das alles aus Ihrem Munde klingt, man könnte sich vor Ihnen fürchten. Ist denn keiner unter allen diesen Menschen, dem Ihre Sympathie gehört?"

„Doch, Mylady, ich habe sogar Freunde auf diesem Schiff, — sie wohnen in schmucklosen Verschlägen, essen auf rohen, ungedeckten Tischen und schlafen in eisernen Bettstellen, die nicht selten voll Ungeziefer sind."

Von der Back her ertönt das metallene Anschlagen einer Glocke.

Ehe der Lord weiterspricht, wirft er einen langen, vergleichenden Blick nach der Uhr:

Sieben Uhr dreißig!

„Sehen Sie, Mylady, ich besitze alle Titel und Ehrenzeichen, die ein überschwengliches Leben für einen Canterville zu vergeben hat, bewohne das kostbarste Appartement

an Bord — und dennoch fühle ich mich im Zwischendeck wohler als hier in der ersten Kajüte, so merkwürdig Ihnen das vielleicht erscheinen mag — aber — an diesen blassen, sonnenarmen Geschöpfen, an diesen Zaungästen des Schicksals hängt mein Herz. Auch dort kenne ich sie alle, wie sie das Leben schlecht und recht zusammengewürfelt hat: Der alte Matrose, der den ganzen Tag in seinem Winkel hockt und Seilringe spleißt und der niemals mit seiner Arbeit fertig wird, weil man in zwanzig Stunden nicht so viel Ringe spleißen kann, als die Passagiere beim Spiel ins Wasser werfen. Der lange Jimmy mit der Ziehharmonika, der ihnen jeden Abend vor dem Schlafengehen seine Heimatlieder singt. Die einsame Italienerin, die schon seit der Ausreise in ihrer engen Koje liegt, die Augen in seliger Inbrunst geschlossen, jede Stunde das Wunder ihres gesegneten Leibes erwartend. Der hagere Australier, der von frühmorgens bis in die sinkende Nacht auf dem Gangspill sitzt, den Blick ohne Unterlaß in die Ferne gerichtet, dorthin, wo die ewig irrende Seele das Ziel vermutet, die Augen, die immer voll Sehnsucht und unerfüllter Träume sind — —"

Mit einem Male wird es still. Kaum fühlbar wühlt sich das Schiff durch den langen, flachen Seegang des Ozeans. Über seinem glatten, schwarzen Rücken rieselt ein knisterndes Funkeln von platinbleichen Lichtern. Der Mond ist aufgegangen. Ab und zu schlägt eine Welle gegen den mächtigen Stahlleib und ein schlohweißer Baum aus Wasser und tanzenden Funken richtet sich gegen die Bordwand auf. Unentwegt weist der rauschende Kiel wie ein sehnsüchtiger Finger auf denselben glitzernden Stern im Südwesten — unentwegt zeigt die Nadel unter der Nachthaube des Kompasses wie ein nervöser Pfeil nach dem nahen Ziel.

Als Lord Canterville wieder zu sprechen beginnt, hat seine Stimme einen völlig veränderten Klang:

„Haben Sie den Mut, das Geheimnis Ihres Lebens zu erfahren?"

Die unvermutete Frage und ihr Ton lähmen Evas Gedanken.

„Ich wußte, daß ich Ihnen auf der ‚Titanic' begegnen würde, kommen Sie!"

Und ohne eine Entgegnung abzuwarten, faßt er die Willenlose unter den Arm und geleitet sie in seine Kabine.

Gegen acht Uhr meldet der zweite Offizier, daß die Temperatur weiter um einen halben Grad gefallen ist, und daß der Unterschied zu den vergangenen Nächten nunmehr sechs Grad betrage.

Der Mann im Ausguck drückt seinen Hals tiefer und tiefer in den Pelzkragen. Vom Gesicht sind kaum noch die Augen frei.

Weit und breit öde, kalte, grausame Nacht — schwarz wie die Kristallscheibe des Meeres, in das der stählerne Kiel seine Furche knirscht.

Eva Stevenson sieht sich in dem gedämpften Licht eines vornehmen Wohnraumes um. Durch das breite, viereckige Fenster stäubt das Mondlicht und überzieht die weißen Seidenvorhänge mit bläulichem Schimmer. Ein schwerer Bochara-Teppich füllt das Zimmer bis an das Brokatpaneel seiner Wände aus. In der polierten Schreibtischplatte spiegelt ein Chronometer sein silbernes Gesicht. Stumm und unbeirrt registriert der wandelnde Zeiger den Ablauf der Zeit.

Canterville schaltet die Lichtkrone ein. Ihre blendende Helle fällt auf eine rohgezimmerte Holztruhe, die stilwidrig in der Mitte des Raumes steht. Ein merkwürdiges, moschusartiges Aroma durchzieht die Luft.

Eva ist unruhig geworden. Ihre Hände zittern.

„Ist Ihr Herz in Ordnung?"

Die Stimme des Lords reißt sie auf: „Ich denke doch, Mylord, — warum fragen Sie?"

Der Lord bückt sich zur Erde, öffnet die Schlösser der

„Bücherkiste", schlägt den Deckel zurück und entfernt das schützende Tuch, das über dem Sarkophag gebreitet liegt. Dann beobachtet er aufmerksam das Gesicht des Mädchens.

Eva hat sich mit unhörbarem Schritt der Truhe genähert. Vor ihren Augen liegt ein ägyptischer Sarkophag, wie sie ihm schon oftmals in Museen begegnet ist: Bau und Gestalt in feingeschwungenen Linien der menschlichen Körperform angepaßt — ein Meisterstück altägyptischen Kunsthandwerkes. Aus schwerem Holze geschnitzt, mit Stuck überzogen, vergoldet und reich mit Jaspis, Lapislazuli, Carmeol, Alabaster und Obsidian ausgelegt. Das Frauenbildnis, das das Kopfende des äußeren Schreines ziert, zeigt den Ausdruck ergreifender Trauer und erzählt erschütternd von allzufrüh vollendeter Jugend. Um den Hals eine dreifache Kette aus Ringen von gelbem und rotem Gold, aus blauer Fayence über der Brust ein Skarabäus aus Harz. Geflügelte Figuren der Isis und Nephtys, der Schutzgottheiten Oberägyptens, bilden in eingelegter Zellenarbeit den Fußabschluß der Gestalt.

Erstarrt wie Lots Weib steht Eva ihrem eigenen Konterfei gegenüber: Dieses Bildnis der Mumie — gewiß nur ein Spuk ihrer überreizten Phantasie, Spiel der Nerven, weiter nichts — aber — das blasse Oval der Wangen — der Mund — das leicht geschwungene Kinn — und die Augen — ein Seherblick, der den Abgrund unvorstellbarer Zeiträume längst überwunden hat und abgeklärt, ein ruhig dahinfließender Strom, doch mit allem magnetischen Feuer seiner unversiegbaren Schöpferkraft in dem ihren ruht —

Unheimliche Stille.

Von der sanften Dünung der See gehoben pendeln die Wände, und der Zeiger des Chronometers vollendet Kreis um Kreis.

Acht Uhr dreißig!

Minuten vergehen, ehe Eva die Kraft zu einem aufge-

wühlten Flüstern findet: „Mylord — diese Ähnlichkeit — mit mir — ich kann es nicht fassen!"

„Keine Ähnlichkeit, Lady Stevenson, — die Tote, die in diesem Sarkophage liegt, sind Sie selbst! Ich weiß nicht, ob Sie sich mit der Ungeheuerlichkeit dieser Tatsache vertraut machen können — dieses Mädchen, das vor zweitausend Jahren in Amarna lebte, waren Sie — der Körper, von Ihrer Seele erfüllt — von Ihrem Hauch belebt und von Ihrem unsterblichen Willen geleitet."

Eva ist blaß geworden.

„Ich will Ihnen die Geschichte dieser Frau erzählen, soweit ich sie dem Papyros entnehmen konnte, den man mit der Mumie zugleich in Tel El Amarna gefunden hat:

Am Hofe Tut-ench-atons, jenes sagenhaft gewordenen Pharaonenkönigs, der sich später Tut-ench-amun nannte, lebte ein junges Mädchen. Sie muß von göttlicher Schönheit und Anmut gewesen sein, denn die Schriftzeichen, die den Leichnam in Bändern und Tontafeln auf seiner weiten Reise begleiteten, nannten sie ‚Eine Blume, die im Horizonte Re-Harachtes lebt'. Das Osiris-Amulett, das unter ihrem Haupte gefunden wurde, trug die Worte ‚Erwache aus der Ohnmacht, in der Du schläfst und der Blick Deiner Augen wird gegen alles triumphieren, was gegen Dich getan ist'."

Canterville neigt sich zu dem Sarkophag herab: „— und die Zeichen, die Sie hier am Fußende mit Onyx und rotem Jaspis ausgelegt finden, sind dem Totenbuche entnommen und bedeuten: ‚Breite Deine Flügel über sie aus, Mutter Nut, denn sie war rein wie das Licht der unvergänglichen Sterne'. Die Amarner sahen in ihr eine Göttin, denn sie besaß die seltene Gabe, mit geschlossenen Augen die Dinge der fernsten Zukunft zu erkennen. Und zwar in einem Maße, wie dies noch bei keinem Menschen bisher beobachtet worden war. Ihre Prophezeiungen trafen ein. Sie selbst aber wußte nichts von ihrer Gabe, denn sie sprach aus dem Schlafe, wenn ihr Bewußtsein den ruhenden Körper verließ,

nie aber, wenn sie gerufen wurde. So blieb sie ahnungslos bis zur Stunde ihres Todes."

Eva fühlt, wie sie eine merkwürdige Müdigkeit zu beschleichen beginnt. Die Geschichte, die ihr der Lord erzählt, berührt sie immer entfernter, etwa wie der verwehende Klang eines Märchens, das irgendein lieber Mensch vor dem Einschlafen erzählt. Es ist, als ob sich die Natur in dieser Müdigkeit gegen die Offenbarung ihrer letzten Geheimnisse zur Wehr setzen wolle.

„In Theben hielt man sie für eine Abgesandte des alten Götterkönigs Amun, den Amenophis IV. zugunsten des neu erhobenen Sonnengottes Aton entthront und dessen Tempel er hatte zerstören lassen. Zwischen den heutigen Städten Minia und Assiut errichtete man ihr ein kleines säulengetragenes Heiligtum, den ‚Tempel der Augen'! Eines Nachts, während alles im tiefen Schlummer lag, erhob sie sich unter dem Eindruck einer fieberhaften Vision und verkündete von der Terasse des Palastes aus mit weithin gellender Stimme den Untergang des Aton-Kultes und das Ende der Stadt! Am anderen Morgen fand man sie tot auf den Steinfliesen der königlichen Residenz! Auch diese Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen: Die Atonreligion unterlag bald darauf dem Kampf fanatischer Priesterschaften. Der Regierungssitz des Königs, der sich zu Ehren des wiedererstandenen Götterkönigs Amon fortan Tutench-amun nannte, wurde nach Theben zurückverlegt. Amarna verfiel!"

Wieder das drückende Schweigen. Eva sieht nach der Uhr, erhebt sich, benommen von dem Eindruck der langen Erzählung. Sie hat Kopfschmerzen und ist von dem einzigen, tiefen Wunsche beseelt, allein zu sein mit der Fülle dieser Eindrücke, mit denen sie im Augenblick nicht das geringste anzufangen weiß.

„Mylord, es ist alles so unheimlich, so namenlos absurd — — die Gedanken, die Sie eben ausgesprochen haben, sind so weit von mir entfernt, daß ich sie mit dem besten Willen

nicht mehr erfassen kann. Ich soll dieses Mädchen gewesen sein — nein — ich kann mich auf nichts zurückbesinnen, was hinter mir liegt, so sehr ich begierig wäre, Zusammenhänge zu finden — —"

Auch Canterville hat sich erhoben: „Es gibt kein Zurückerinnern, Lady Stevenson! Gäbe es einen solchen Zusammenhang, die Menschheit würde unter der Last ihrer ausgelebten Leiden zusammenbrechen, würde schon im frühen Kindesalter das zerfurchte Antlitz des Greises tragen — die Natur ist weiser als der Mensch — ihr höchstes Geschenk ist das Vergessen!"

„Gibt es denn keine Ausnahme, Mylord, kann man ein solches Erinnern nicht erzwingen?"

Canterville senkt den Kopf. Um seinen Mund liegt ein schmerzhafter Zug: „Doch, mein Kind — wenn Sie so unglücklich und einsam werden wollen wie ich."

Auf den Gängen ertönen die Gongschläge zum zweiten Souper.

Ballnacht auf dem atlantischen Ozean. Festrausch der Dollargötter — zwei Stockwerke über einer Hölle, die aus einhundertsechsundzwanzig Feuerungen geheizt wird. Blendende Lichtkaskaden, die sich in weißen Täfelungen und goldenen Paneelen spiegeln. Die bunte Glaskugel der Decke: Ein farbensprühender Riesenrubin. Darunter die Welt, in der man gähnt, wenn man von Millionen spricht. Eine Welt, in der man glaubt, daß man mit einem Scheckbuch in der Tasche die Erde aus den Angeln zu heben vermag. Eine Welt, in der man alles weiß und nur die Kleinigkeit vergessen hat: daß Eisberge kaum ein Zehntel ihrer Größe aus dem Wasser ragen.

Auf einer Balustrade produziert sich die Bordkapelle, fünfundzwanzig Mann, darunter neun Deutsche — in blauen Uniformen, schwarze Propellerschleifen vor den blütenweißen Stehkragen.

Jeder Winkel des Saales ist sublime Festlichkeit — von

den strahlenden Wandarmen bis zum Orchideenarrangement rund um das Tanzparkett, von der weißen Joppe der Stewards bis zu den Kolonnen der Sektgläser, vom ersten Gedanken bis zur vollendeten Tatsache seiner Majestät, des Herrn Arrangeurs: Ballnacht auf dem Ozean: Zweitausend Meter über dem Meeresgrund.

Pittmann beginnt die abendliche Runde.

Als er die lärmenden Tischreihen des Zwischendecks entlangschreitet, zeigt man ihm schon von weitem dankbar schmatzende Mäuler. Doch die ausgelassene Laune ist echt. Herzliche Worte fliegen dem Offizier entgegen, kindische Bemerkungen hinter ihm drein.

Bald darauf erscheint er im Ballsaal. Die Kapelle hat den „Patineur" zu Ende gerasselt. Die letzten Klänge schlagen ihm wie eine betäubende Welle ins Gesicht. Eine Wolke von Applaus und Stimmengewirr zerreißt seine Gedanken.

Wilde entdeckt ihn von weitem, kommt ihm entgegen:

„Pittmann, ich habe für Sie einen Platz reserviert. Wir sind so gut wie unter uns."

„Was nennen Sie ‚so gut wie'?"

„Mistress Stevenson aus Liverpool, eine charmante alte Dame mit ihrer Tochter, und Robert Daniel, ein frischgebackener Diplomat aus Budapest — sonst niemand."

Mistress Stevenson beäugt den Offizier durch eine goldene Lorgnette:

„Wir freuen uns, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Antike Würde begleitet ihre Bewegungen.

„Meine Tochter — Mister Pittmann."

Das Mädchen quittiert die Verbeugung mit liebenswürdigem Lächeln. Eva sieht blaß und abgespannt aus und beschränkt sich auf wohlerzogenes Stillschweigen, das zu allem paßt und nichts verdirbt. Sie kleidet ihre Antworten lieber in Blicke als in Worte, wobei Pittmann beobachten kann, daß sie tatsächlich ein Paar Augen hat, die immer größer werden, je länger man sie ansieht.

Natürlich wird auch über Eisberge gesprochen, das all-

gemeine Interesse führt das Thema weit über das Niveau einer tendenzlosen Abendunterhaltung hinaus.

Madame de Valmont, eine junge Marseillerin, die nach Beendigung eines Tanzes mit Wilde an den Tisch gekommen war, sekundiert mit atemberaubender Wißbegier:

„Ich wollte Sie schon vorhin fragen, Mister Pittmann, was war das heute bei der Table d'hote für ein merkwürdiges Gerede?"

Robert Daniel läßt seinen Sekt mit der Geschicklichkeit eines Zauberkünstlers verschwinden:

„Donnerwetter — ich habe den Ozean schon hundert Male überquert —"

„Wie oft?", unterbricht Pittmann mit einem steilen Seitenblick.

„Na, ja, wie man so sagt, aber ich habe noch nie das Glück gehabt, einen Eisberg zu treffen."

Frau Stevenson wirft, als das Wort Eisberg fällt, einen unruhigen Blick auf Eva. Sie war auf diese peinliche Wendung des Themas nicht vorbereitet, als sie, um ihrer Tochter eine Zerstreuung zu bieten, die Einladung der Schiffsleitung angenommen hatte. Eva folgt mit gespanntem Interesse, ohne die geringsten Anzeichen von Nervosität.

„Ich glaube, wir sind hier der einzige Tisch, an dem noch von Eisbergen gesprochen wird", erwidert Pittmann, und seine Augen wandern langsam durch den Saal.

Stewards recken die Hälse, flattern wie weiße Flamingos von Tisch zu Tisch.

Die Musik hat sich längst dem Rhythmus der Maschine angeschlossen. Die „Petersburger Schlittenfahrt" kommt wie aus der Pistole geschossen. Galopp im Parkett, das Fieber des Tourbillons steigt.

„Oh, da irren Sie sich, Mister Pittmann. Sehen Sie dort den weißhaarigen Herren mit der kleinen, runden Fensterscheibe im linken Auge."

„Für wen würden Sie diesen Menschen halten, Mister Daniel?"

„Wenn er nicht neben dem Kapitän säße — für einen Abenteuerer im Frack."

Wilde, der eben getrunken hat, verschluckt sich und muß husten:

„Um Gottes willen, was fällt Ihnen ein? Das ist der liebe Gott auf einer Erholungsreise."

„Versteh ich nicht."

„Der Präsident unserer Gesellschaft."

Pittmann lacht und berührt Daniels Schulter:

„Machen Sie den Mund zu, sonst raucht Ihnen der ganze Alkohol aus."

Der Diplomat schüttelt den Kopf:

„Das ist der Präsident der White Star Line?"

„Setzt Sie das so in Erstaunen?"

„Doch — dieser Herr saß nämlich heute nachmittag im Wintergarten und unterhielt sich mit einer Dame am Nebentisch so laut, daß ich jedes Wort verstehen konnte. Es wurde auch über die Eisberggefahr gesprochen. Die Dame meinte, daß man wohl jetzt die Fahrt des Dampfers verringern würde, worauf ihr eben der Herr wörtlich zur Antwort gab: ‚Aber im Gegenteil, gnädige Frau! Jetzt werden wir erst recht darauf losfahren'."

Die Blicke der beiden Offiziere kreuzen sich.

„Das kann nur Miss Reyerson gewesen sein", sagt Pittmann, und Madame de Valmont neigt sich vor:

„Ja, sagen Sie bitte, besteht denn wirklich eine Gefahr für das Schiff?"

„Aber keineswegs. Wir sind auf dem Posten. Sehen Sie, es gibt zweierlei Arten von Eisbergen. Solche, die man sieht, und solche, die man nicht sieht."

Wilde verfolgt nachdenklich den Rauch seiner Zigarette: — „Solche oder Solche — SOS."

Daniel rückt sein Glas beiseite und beugt sich über den Tisch:

„Wie soll ich das verstehen?"

„Je weiter ein Eisberg in die Äquatorzone vorgeschoben

wird, desto mehr wird auch seine Oberfläche durch die zunehmende Temperatur des Wassers und der Luft abgeschmolzen. So kann es leicht vorkommen, daß ein Eisberg, wenn er den Schiffahrtsweg erreicht hat, mit der Oberfläche des Wassers bereits vollkommen zusammenfällt und eine unkontrollierbare Gefahr unter Wasser bildet, der man in windstillen Nächten wie der heutigen so gut wie ausgeliefert ist."

Die Kapelle hat sich von ihren Plätzen erhoben und das Finale der „Schlittenfahrt" stehend zu Ende gepoltert. Vom Nebentisch klingt das Glockenspiel der Sektgläser. Eva füllt die entstandene Pause mit einem Augenaufschlag aus, der den Erzähler trifft.

„Wollen wir nicht lieber gehen?" wendet sich Frau Stevenson so leise, daß es keiner der Tischgesellschaft hören kann, an Eva, — „du bist müde, Kind."

Eva läßt den Blick nicht von dem Offizier:

„Nein, Mutter, — ich möchte noch bleiben — ich bin nicht mehr müde", gibt sie ebenso leise zur Antwort.

„Wieso gerade in windstillen Nächten?" vernimmt man wieder die Stimme Robert Daniels.

„Man kann einen Unterwassereisberg nur an den Brechern erkennen, die der Seegang an seiner Oberfläche bildet. Damit aber solche Brecher entstehen, müssen natürlich Wellen vorhanden sein."

Madame de Valmont schaut Frau Stevenson von der Seite an:

„Wie merkwürdig, nicht?"

Frau Stevenson wäre am liebsten der ganzen Tischrunde ins Gesicht gesprungen, aber sie bezwingt sich.

Pittmann hat das stumme Intermezzo der Situation erkannt. Er lächelt so ruhig und vertrauensvoll zu Eva herüber, daß diese das unterbrochene Spiel mit der zerknüllten Serviette wieder aufnimmt.

„Lassen Sie sich Ihre gute Laune nicht verderben. Diese Gefahr besteht nur für kleinere Schiffe. Ein Dampfer von

der Größe unserer ‚Titanic' würde ein solches Hindernis glatt über den Haufen rennen."

Er weiß, daß er gelogen hat, aber die Augen von Eva Stevenson, die ihm wie ein kalter Schauer getroffen haben, haben ihm die Worte diktiert.

„Dieses Schiff ist so fest gebaut, wie — —"

„Der schiefe Turm zu Pisa", fällt ihm Robert Daniel ins Wort. „Aber warum der vorwurfsvolle Blick, Mister Pittmann? Der Turm von Pisa steht achthundert Jahre und ist bis heute noch nicht umgefallen, obwohl man immer behauptet, daß auch er eines Tages —"

„Porth Arthur galt auch lange Zeit als uneinnehmbar!"

„Ich weiß nicht, ob es in Damengesellschaft angebracht ist, alle Möglichkeiten zu erörtern, die in der Hand der Vorsehung liegen", mischt sich Wilde in das Gespräch. „Ich denke, es ist besser, wir reden endlich von etwas anderem."

„Ja, ich denke auch", pflichtet Frau Stevenson mit einem dankbaren Blick bei, und, als eine Lücke in der Unterhaltung zu entstehen droht, wendet sie sich an Wilde: „Wann sind wir eigentlich in New York, Mister Wilde?"

„Morgen abend um acht Uhr, gnädige Frau."

„Wir werden uns wohl auf einen grandiosen Empfang gefaßt machen müssen?"

Zwei harmlose Fragen, deren Absicht der „Diplomat" nicht versteht, denn er benutzt die nächste Atempause, um die unglückselige Atmosphäre von neuem heraufzubeschwören:

„Haben Sie schon die Geschichte von dem blauen Diamanten gehört, Mister Pittmann?"

„Flüchtig!", gibt der Offizier mit transparenter Grobheit zur Antwort.

Daniel, dem der Nervenkitzel die Wangen gerötet hat, merkt es nicht:

„Was halten Sie davon?"

„Gar nichts!"

Über Evas Gesicht huscht leichte Blässe. Ihre Pupillen

heften sich wie zwei schwarze Perlen an den Mund des Diplomaten: das Gesicht Lord Cantervilles taucht wie ein Gespenst vor ihrem geistigen Auge auf.

„Erzählen Sie bitte."

Daniel trampelt rücksichtslos auf dem peinlichen Thema weiter herum. Er hat die Veränderung in dem Wesen der jungen Dame nicht bemerkt. Er scheint an diesem Tisch überhaupt nichts zu bemerken; außerdem spielt die Musik in diesem Augenblick so laut, daß er sich mehr auf die Deutlichkeit seiner Worte als auf das Mienenspiel seiner Tischgenossen konzentrieren muß.

„Die Geschichte des blauen Diamanten ist kein Märchen, sondern eine historische Aneinanderreihung von Tatsachen, die, so absurd es auch klingen mag, ihren Ursprung in der alten indischen Geheimlehre haben."

Pittmann wendet ärgerlich den Kopf:

„Vollidiot!", brummt er und beginnt mit einem Bleistift die Weinkarte zu bekritzeln.

„Der Stein hat bis jetzt noch jedem Unglück gebracht, der ihn besessen hat. Vor mehr als dreihundert Jahren bildete er das Auge Schiwas im Tempel zu Dinapur. Generationen später tauchte er in der Krone des Sultans auf. Von da an ist sein Schicksalsweg festgelegt. Der Sultan wurde, wie es in den Berichten heißt, zur Abdankung gezwungen und kurze Zeit darauf von den Häschern seines Nachfolgers erdrosselt. Ein spanischer Juwelenhändler namens Habib erwarb den Stein für eine märchenhafte Summe, aber das Schiff, das ihn in seine Heimat zurückbringen sollte, scheiterte an der portugisischen Küste und ging unter. Er selbst ertrank. Während des Unterganges gelang es einem englischen Matrosen, den Diamanten aus der Kajüte des Spaniers zu stehlen und sich damit auf einem Floß an die Küste zu retten. Er verkaufte ihn um einen lächerlich niedrigen Preis an einen holländischen Juwelier."

Eva starrt den Sprecher offenen Mundes an. Pittmann sieht, wie Frau Stevenson vergebens bemüht ist, ihren Un-

willen über soviel plumpe Taktlosigkeit in nicht mehr mißzuverstehende Blicke zu kleiden.

„Der Matrose", fährt Daniel fort, „soll einen Monat darauf in einer obskuren Hafenkneipe in Santiago erschlagen aufgefunden worden sein. Der Juwelier endete durch Selbstmord. Der Stein gelangte in den Besitz des Prinzen Lamballe, der nach Ausbruch der Revolution gelyncht wurde. Im Jahre 1783 erwirbt ihn Marie Antoinette!"

Daniel hält endlich den Mund. Pittmann versucht die Situation zu retten:

„Sie scheinen das Märchen schon sehr oft erzählt zu haben, Mister Daniel."

„Aber wie kommen Sie darauf?"

„Weil sie den Fall mit einer Gründlichkeit behandeln, die man sonst nur im Konversationslexikon findet. Das Ganze ist ein Nervenspuk eines irrsinnigen Reporters!"

„Ein bedauernswerter Irrtum, Mister Pittmann, Mac Lean hat mir die Geschichte selbst erzählt!"

Madame de Valmont blickt auf:

„Und wer ist der jetzige Besitzer?"

„Ein Juwelier aus Washington — Mister Mac Lean, er sitzt Ihnen schräg gegenüber, dort an dem kleinen Tisch in der Nähe der Tanzfläche."

„Und der Stein?"

Daniel kostet seine Weisheit mit jeder Phase aus:

„Befindet sich zur Aufbewahrung im Privatsafe unseres Kapitäns!"

In diesem Augenblick setzt die Kapelle mit dem „Delirienwalzer" von Strauß ein.

Eva Stevenson sinkt in die Arme ihrer Mutter. Ihr Mund ist so bleich wie die Serviette, die ihrer Hand entgleitet.

„Ihre Tochter — — gnädige Frau", stottert Wilde und springt zu.

Mistress Stevenson blickt verstört um sich:

„Rasch, den Arzt!"

Pittmann hat sich erhoben:

„Doktor Morell sitzt im Rauchsalon, ich hole ihn sofort."

Robert Daniel stammelt Entschuldigungen, die von keinem beachtet werden.

„Das haben Sie nicht sehr diplomatisch gemacht", ist das einzige, was ihm Wilde knurrend an den Kopf wirft.

In zwei Minuten ist Pittmann mit Doktor Morell zur Stelle. Morell gelingt es, die Ohnmächtige wieder ins Bewußtsein zurückzurufen:

„Was ist Ihnen nur eingefallen, gnädige Frau, Ihre Tochter in diesem Zustand in Gesellschaft zu führen?"

Frau Stevenson sucht verlegen nach Worten:

„Eva fühlte sich gerade heute so frisch und wohl — ich dachte an eine kleine Zerstreuung — eine Ablenkung — aber — es war ein Fehler von mir, ich sehe es ein —"

„Nette Ablenkung", brummte der Doktor im Hinblick auf Pittmanns Bericht. „Ich habe es ausdrücklich verboten — — Sie müssen sich die Folgen selbst zuschreiben."

Der Vorfall hatte sich so rasch abgespielt, daß er nur an den Nebentischen bemerkt worden war.

Pittmann benutzt die entstandene Leere, um mit dem Doktor den Saal zu verlassen. Als er an der Tafel des Präsidenten vorbeikommt, grüßt er mit stummer Verbeugung. Die Dame an dessen Seite schlägt ein Paar verklebte Lider auf. Kapitän Smith erwidert den Gruß mit erhobenem Glas. Im Vestibül bleibt der Doktor stehen:

„Na, was sagen Sie zu Eva Stevenson?"

„Ein Weib, das! — Oder ein Kind, ich weiß nicht, wie man dieses Alter bezeichnen soll. Und diese Ozeanaugen."

„Ja, weiß Gott, Pittmann, Ozeanaugen, — meertief und ebenso schwarz oder blau oder grün, wie man will. — Merkwürdig: Der müßte kein Mann sein, der darin nicht versänke. Der sich aber wieder daraus rettet, das ist ein — Held!"

„Na, also, schon so weit, Doktor?"

„Kommen Sie!"

Pittmann atmet tief auf, als er wieder das Verdeck betritt. Kalte Böen streifen sein Gesicht. Er schließt die Augen und lauscht in die Stille. Willenlos gibt er sich dem Dunklen hin, das ihn wie mit saugenden Polypenarmen zu umstricken beginnt — diese geheimnisvolle Nacht, in der etwas von der Schöpferkraft Gottes zu seiner unruhigen Seele herüberweht.

Der Ballsaal liegt hinter ihm wie eine schwere Schuld, an die er sich nicht mehr erinnern mag, nur atmen, atmen, atmen. Nichts denken, nichts hören, nichts sehen!

Das Rauschen des Kielwassers führt ihn wieder in die alte Welt zurück. Die Nacht gähnt ihm wie das Rund einer erloschenen Riesenbühne entgegen. Musik klingt an sein Ohr — er weiß nicht, von wo sie kommt: Amerikanischer Marinemarsch — „den hast du doch erst vor einigen Tagen gehört", geht es ihm durch den Kopf. „Kann auch schon länger her sein — Wochen — Monate. War's nicht das Orchester im ‚the Criterion' — ja natürlich, total verrückt, die Klänge scheinen aus dem Meer zu kommen. Sollte ich von zwei Gläsern Sekt — —? Er lauscht angestrengt in das Dunkel. Das Aufbrüllen der Sirene läßt ihn zusammenfahren. Er hört Rufe — fern und in nächster Nähe, dann einen vielstimmigen Aufschrei. Menschen stürzen an die Reling, beugen sich in die Nacht — starren in die Finsternis.

Pittmann, der hinter einer der breiten Windschutzwände steht, kann nicht das ganze Deck übersehen; mit zwei Schritten steht er an der Reling, folgt dem Blick der andern, erschrickt — atmet auf — lacht — greift nach dem Zigarettenetui:

Keine hundert Meter Entfernung: ein Phantom kreuzt den Kurs der „Titanic". Ein Schiffsriese, strahlend aus tausend erleuchteten Augen. Vier massige, dunkelrote Schornsteine, weiße Aufbauten im hellen Lichterglanz!

Kielwasser blitzt auf. Menschen an der Reling hüben und drüben — winken herüber — rufen. Auch Pittmann winkt.

Der Name des Schiffes ist jetzt deutlich zu erkennen: „Lusitania".

Auf dem Bootsdeck spielt die Bordkapelle — gute Fahrt! Aus der Sirene des Cunarders quillt schlohweißer Dampf: Drei tiefe gröhlende Töne — good bye!

Das Ungetüm rauscht vorbei, hoch aufschäumend schlagen die Kielwellen der beiden Schiffe gegeneinander. Ein paar Augenblicke, dann schmilzt es zu flimmernden Punkten zusammen.

Pittmann steht noch lange an der Reling, hat gar nicht bemerkt, daß ihm die Zigarette aus den Fingern geglitten war, wie er sie aus dem Etui entnommen hatte.

„Können Sie mir sagen, was das für ein Dampfer war?" fragt eine Stimme an seiner Seite. Er dreht sich um, steht einem weißhaarigen Mann gegenüber, der eine graue Reisekappe in den Händen hält.

„Die ‚Lusitania' von der Cunard Line", gibt er knapp zur Antwort.

„Ein imposantes Schiff — wohl auch so groß wie die ‚Titanic'?"

Pittmann antwortet: „Nein — neununddreißigtausend Tonnen — wir haben sechsundvierzigtausend."

Der alte Herr kommt näher auf Pittmann zu. Ein seltsames Lächeln liegt um seinen Mund:

„Ob die Menschen drüben wohl wissen werden, daß sie eine Begegnung mit der ‚Titanic' gehabt haben?"

Pittmann, dem diese Frage zwecklos erscheint, zuckt die Achseln:

„Ich nehme es an — finden Sie darin ein besonderes Kuriosum?"

Der Alte sieht an Pittmann vorbei: „Nein — im Augenblick nicht — aber — ich sehe, Sie haben keine Beziehung zu der Frage."

Die Unterhaltung droht zu stocken, da der alte Herr verlegen nach passenden Worten sucht. Pittmann wird nervös:

„Darf ich fragen, mit wem ich das Vergnügen habe?"

„Gewiß — Pastor Andersen, verzeihen Sie meine Vergeßlichkeit."

Pittmann stellt sich vor.

„Sie sind Deutscher, Herr Pastor?"

„Ja, aus Lüneheide."

„Dann sind wir Landsleute, ich bin aus Erfurt."

„Daß Sie Deutscher sind, entnahm ich aus Ihrer Unterhaltung, die Sie heute mittag im Speisesaal mit dem Kommandanten hatten; Sie haben mich nicht bemerkt, obwohl ich Ihnen gegenübersaß."

Eine Dame mit pelzverbrämtem Abendmantel nähert sich, von zwei Herren begleitet, dem Musiksalon. Als man die Tür öffnet, flutet eine Musikwelle über das Verdeck: ‚Quand l'amour meurt'.

„Ich hatte von dem Augenblick an, als ich Sie das erstemal sah, rein gefühlsmäßig die Empfindung: hier ist ein Mensch, mit dem man reden kann, so wie man denkt; deswegen habe ich Sie auch angesprochen — meine Frage von vorhin war nur ein Vorwand."

Pittmann weiß nicht, was er sagen soll, so lächerlich ihm dies auch erscheinen mag.

„Wenn Sie meine Gesellschaft nicht langweilt, würde ich einen kleinen Spaziergang vorschlagen."

Pittmann wendet sich zum Gehen. Das Verdeck ist leer; es sieht in der fahlen Deckenbeleuchtung wie eine verlassene Radrennbahn aus.

„Ich habe mich lange Zeit mit Herrn Doktor Morell unterhalten", — beginnt Pastor Andersen, als sie eine Weile schweigend gegangen sind: „Ich lernte ihn gestern abend kennen. — Er erzählte mir manches Interessante aus seinem Leben hier an Bord und aus seinem Beruf. Darunter auch etwas, das mich sehr zum Nachdenken gezwungen hat: ich weiß nicht, ob und wieweit Sie über Passagierangelegenheiten informiert sind", und mit einem Seitenblick auf den Offizier, — „wir haben ein junges Mädchen an

Bord, das unter höchst merkwürdigen Umständen erkrankt ist."

Pittmann horcht auf: ‚Aha, die kleine Stevenson', denkt er, behält es aber noch für sich.

„Sie erlebt jede Nacht, in einer geradezu schauerlichen Verklärung — wenn man den Worten des Doktor Morell Glauben schenken darf — den Untergang unseres Schiffes. Sie soll Einzelheiten darüber mit einer Plastik schildern, die an das Übernatürliche grenzt. Sie spricht von Eisbergen und will sogar —"

„Ich kenne die Geschichte", kommt ihm Pittmann, nicht gerade begeistert über das Thema, zuvor — „es ist Miss Stevenson aus Liverpool — ich habe soeben ihre Bekanntschaft gemacht."

Der Pastor bleibt stehen:

„So — Sie kennen sie, das stimmt also alles?"

„Ja", und wie zur Bekräftigung: „ich bin mit Doktor Morell befreundet."

„Wofür halten Sie diese — ‚Erkrankung'?"

Pittmann sieht dem Pastor ins Gesicht:

„Für Hysterie!"

„Doktor Morell spricht von einer Bordpsychose, — was versteht man denn darunter?"

„An sich nichts Außergewöhnliches, sensible Menschen werden auf See sehr häufig davon befallen. Eine Art Seekrankheit des Bewußtseins."

„Und — leiden alle diese Patienten unter Symptomen einer so unheimlichen Prophetie?"

„Nein, das nicht —", gibt Pittmann zögernd zur Antwort, „obwohl es sich in den meisten Fällen nur um Angstpsychosen handelt, die sich aus Eindrücken der unmittelbaren Umgebung zusammensetzen und daraus zwangsläufig ihre schädigenden Kräfte ziehen. Solche feinnervigen Menschen würden meines Erachtens auch im Schlafwagen eines D-Zuges von Eisenbahnkatastrophen träumen."

„Sie geben doch aber selbst zu, daß Offenbarungen, wie

sie sich bei diesem Mädchen zeigen, schon zu den außergewöhnlichen Fällen gehören?"

„Ja, — das allerdings! Aber ich begreife immer noch nicht, was daran zu besonderem Nachdenken zwingen könnte."

Der Pastor schüttelt den Kopf:

„Sie merken nicht, wo ich hinauswill. Ich wollte von Ihnen keine wissenschaftliche Erklärung haben. Ich finde mich in diesen trockenen, wissenschaftlichen Bezeichnungen nicht zurecht. Sie liegen auch gar nicht in meiner Ebene." Und dann, wie mit einem plötzlich gefaßten Entschluß: „Eine Frage, — die Sie mir bitte nicht übelnehmen wollen: — würde Sie es sehr verwundern, wenn dieses Schiff ein Gottesgericht treffen würde?"

Pittmann hat eine Sekunde lang das Gefühl, als ob ihm jemand einen kalten Strahl hinter den Kragen gegossen hätte. Dieser Mann wagt einen Gedanken auszusprechen, der ihn selbst seit zehn Minuten beherrscht und quält. Seine Stimme klingt rauh:

„Herr Pastor, was Sie eben laut werden ließen, ist so ungeheuer —"

„Ich weiß", fällt der Pastor ins Wort, „ich habe auch lange mit mir gekämpft, ehe ich den Mut dazu gefunden habe. Denken Sie bitte nicht etwa, daß ich auch an Bordpsychose erkrankt wäre. Nein, Herr Pittmann, ich bin vollkommen gesund, aber ich habe manches hier an Bord gehört — und viel gesehen."

Eine Kette übermütiger Passagiere zieht lärmend und singend an den beiden vorbei.

„Herr Pittmann, aus diesem Mädchen spricht die warnende Stimme Gottes! Ich halte Sie nicht für so befangen, hier noch an bedeutungslose Hysterie zu glauben. Diese Visionen sind eine letzte Mahnung an alle, die das Schicksal an Bord dieses Schiffes zusammengeführt hat!"

Der Pastor ist während dieser Worte an die Reling getreten und blickt in stummer Erregung in die Nacht hinaus.

„Wir wissen alle, daß wir uns auf einer Rekordwettfahrt um das blaue Band befinden. Ich habe erfahren, daß man um ein paar lumpiger Stunden willen die Maschinenkräfte bis zum äußersten belastet. Der Kapitän wurde von allen Seiten vor Eisbergen gewarnt. Ohne, daß es ihm einfällt, auch nur auf eine dieser Stimmen zu achten, geschweige denn, sie ernst zu nehmen. Man jagt mit der Verantwortung für Tausende von Seelen durch eine Zone, in der Tod und Verderben lauern, und feiert Feste! Der Kommandant nicht einmal ausgeschlossen! Das kann kein gutes Ende nehmen! — Auch dann nicht, wenn man nicht an eine Vergeltung glaubt!"

Der Pastor schweigt. Man hört das Klappern der Persennings im Winde.

„Das war es, Herr Pittmann, was ich Ihnen sagen wollte. Ihnen, oder einem Ihrer Herren Kameraden! Ich habe es nicht mehr länger mit mir herumtragen können. Es hätte mich erdrückt!"

Pittmann versucht, die peinliche Spannung durch Worte zu überbrücken:

„Ich kann Ihnen durchaus nicht in allem beipflichten, Herr Pastor. Daß wir uns auf einer Rekordfahrt befinden, ist richtig. Aber wir Offiziere haben den strikten Befehl, alle auch nur erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen bedingungslos einzuhalten."

Der Pastor sieht zu Pittmann auf:

„Fällt die Verminderung der Fahrtgeschwindigkeit auch unter diese Maßnahmen?"

„Wenn es die Schiffsführung für nötig erachtet, gewiß!"

„Wann wird es die Schiffsführung für nötig erachten?"

Pittmann leitet das Thema in Nebengleise ab:

„Herr Pastor, der Weltruf dieses Schiffes beruht auf seiner Unsinkbarkeit und auf der jedem äußeren Einfluß trotzenden Technik seines Baues."

Das Gesicht des alten Herren zeigt Spuren eines mitleidigen Lächelns:

„Sehen Sie dort", er zeigt in die Nacht, wo seit geraumer Zeit ein Lichtpünktchen aufgetaucht war, „sehen Sie dort das Licht? Das ist auch ein Schiff. Das ist auch eine unsinkbare ‚Titanic', solange es der Vorsehung gefällt! Ich bin wie Sie überzeugt, daß es Schiffe gibt, deren Technik jedem äußeren Einfluß Trotz zu bieten vermag. Niemals aber dem Inneren! Ich meine, einem so herausfordernden, sittenlosen Einfluß, wie dem, unter dessen Flagge gerade dieses Schiff seine technische Vollendung auf die Probe stellt. Herr Pittmann, ich bin ein alter Mann. Ich habe vor dem Tode keine Furcht. Wenn ich abberufen werde, hinterlasse ich niemand. — Aber die andern, die sich an Bord befinden — die vielen Frauen und Kinder!!"

Ein Steward kommt aus dem Dunkel auf die beiden Herren zu:

„Das Abendbrot ist serviert, Mister Pittmann."

Pittmann dankt mit unmerklichem Aufatmen.

„Lassen Sie sich nicht stören", kommt Pastor Andersen mit veränderter Stimme seiner Bitte um Entschuldigung zuvor.

„Ich hoffe, wir werden noch Gelegenheit haben — —"

„Es würde mich freuen", gibt ihm Pittmann zur Antwort, nur um etwas Verbindliches zu sagen. Aber sein Ton ist verstört, klingt konventionell.

Der Pastor reicht ihm die Hand:

„Wenn es Ihnen angenehm ist, nach dem Abendbrot in meiner Kabine. Ich wohne Nr. 136."

Und Pittmann sagt zu.

„Seltsame Begegnung", denkt er, während sein Unterbewußtsein wenige Minuten später Orgien der Mißstimmung über die Konsequenzlosigkeit der überstandenen Unterhaltung in Verbindung mit einem zähen Rostbraten und kalten Kartoffeln feiert. — Wie was das? — Ob man drüben wissen wird, daß man eine Begegnung mit der „Titanic" — er hält einen Augenblick inne, schüttelt den Kopf — Der Generaldirektor sitzt beim Sekt — der Kapi-

tän auch! — Er denkt keinen Gedanken zu Ende. — Ohne besonderen Grund! Der Rostbraten lenkt ihn immer wieder ab. — „Pastor Andersen aus Deutschland —" Das Rind muß doch mindestens unter der Regierung Karls des Großen — na warte, Smutje —

Der Steward erscheint, um das Geschirr abzuräumen.

„Sagen Sie, Beery, haben Sie bemerkt, daß wir in Southampton Dickhäuter übernommen haben?"

Beery besteht nur aus „dummem Gesicht".

„Why do you ask it?"

„Because I have my reasons for it!" schreit ihn Pittmann an. „Bestellen Sie sich auf meine Rechnung einen ‚Wiener' Rostbraten, aber lassen Sie sich vorher Ihr Gebiß versichern!"

Die folgende Plauderstunde in der Kabine des Pastors bringt sein aufgescheuchtes Temperament wieder ins Gleichgewicht.

Pastor Andersen, der wohl gefühlt haben mochte, daß er vorhin in seiner Offenherzigkeit zu weit gegangen war, bemüht sich, seinen Gast auf das vornehmste zu entschädigen.

Von Eva Stevenson wird nicht mehr gesprochen, auch Pittmann weicht dem peinlichen Thema aus. Die Unterhaltung bleibt zunächst im engsten Bannkreis des Schiffes und seiner Welt. Pittmann verstrickt sich, wie um eine lästige Stimme endlich zum Schweigen zu bringen, ganz intuitiv in eine Art Vortrag über Sicherheitsvorkehrungen auf großen Ozeandampfern, natürlich nicht ohne die „Titanic" als Musterbeispiel hervorzuheben. Er spricht über modernes Signalwesen, berichtet über Rettungsboote und Schottensysteme, erweitert seinen Speech über Funkentelegraphie und die hervorragende Organisation des neuzeitlichen Sicherheitswachdienstes, — lobt zum Schluß Küche und Keller über den grünen Klee, warnt bloß vor der möglichen Gefahr eines Wiener Rostbratens mit kalten Kartoffeln und Gurkensalat.

Pastor Andersen geht schweigend, aber mit gefühlvollem Verständnis auf Pittmanns Begeisterung ein und dankt mit einigen Erfahrungen aus seinem erkenntnisreichen Leben. Das Thema verläßt die Grenze des Alltäglichen — harmlose Plauderei wird zum tiefgründigen Gedankenstrom, bis sie schließlich bei einer Flasche „Beaujolais" in der unbegrenzten Ebene: Gott, Natur und Schicksal einen fast dozierenden Ausklang findet:

„Ja, mein lieber Herr Pittmann, die Menschen wollen es eben nicht begreifen, wie billig Seligkeit zu haben ist — sie stemmen sich gegen das Glück, das sie sich für das Trinkgeld einer einzigen gläubigen Stunde erkaufen könnten, wie gegen ihren ärgsten Feind. Blind gegen das große Gesetz — — taub gegen die Stimme der Berge und des Meeres! Wie wenige hören diese Stimme, aber die wenigen, die sie hören, hat Gott geformt, herausgeeinzelt und ihnen gewinkt, ihm zu folgen. Leider besitzt die weiße Rasse schon Geistesmacht genug, um gigantische Fehler zu begehen. Unrast, Zwietracht und Wirrnis sind die Früchte ihrer Saat. Fehler um Fehler bauen sie in den lebendigen Organismus ein — häufen Irrtum auf Irrtum. Und jeder Irrtum bringt neue Fehler und jeder Fehler neues Leid. Sie häufen Güter — babylonische Türme voll wertlosen Krams, — wappnen sich gegen Gott mit Barrikaden von Banksafes und gehen von dieser Welt — einsam — enttäuscht — ein gefluchtes Gebet auf den Lippen: Es war eben wieder eine verpfuschte Inkarnation. Ich habe vorhin einen Blick in den Ballsaal geworfen — nichts als sinnloser Luxus und zügellose Vergnügungssucht."

Pittmann blickt mit zusammengekniffenen Augen dem Rauch seiner Zigarre nach. Die Worte des Pastors haben ihn in eine Welt entführt, in der es weder unsinkbare Schiffe noch Generaldirektoren gibt. Der Name „Titanic" verblaßt — wird wesenloses Schemen — undefinierbarer Hintergrund, bis er schließlich ganz aus der Erinnerung schwindet — unwichtig — ad acta! Wohliges Bewußtsein, völlig gelöst

von jeder Erdenschwere, befreit von Gewissensqualen fremder Schuld, ein willkommener Zustand, in dem die Nacht und ihre kalte Wirklichkeit kein Spiegelbild mehr finden.

„Warum leiden dann aber so viele Unschuldige, Pastor Andersen?"

„Das Leben befaßt sich nicht mit Schuldfragen, Herr Pittmann, es urteilt nach Gesetz und Folgen. Ich weiß, es gibt Menschen, die vom Mißgeschick verfolgt scheinen, sie können die anständigsten und besten Menschen sein, aber sie sind hartmäulig an ihrer Seele. Sie wollen es einfach nicht merken, wohin sie das Schicksal haben will! Sie bringen nicht den Mut auf, sich dem unendlichen Kraftstrom der Wahrheit anzuvertrauen, jenem Unendlichen, das trotz unseres Sträubens, trotz unseres hirnverbrannten Bockens darauf besteht, aus uns lebendige Wahrheiten und keine Mißgeburten der Lüge zu machen! Weil ihnen der Glaube fehlt und das Vertrauen zu jener Macht, die weiser und klüger unsere Geschicke zu lenken imstande ist, als es der verirrte Wille unserer unbeherrschten Leidenschaften vermag. Leid ist Irrtum, Herr Pittmann, und, wo ein Schmerz ist, dort ist etwas falsch. Schmerz ist der einzige Kompaß für das Kurshalten nach den Inseln der Seligen, um in Ihrer Sprache zu bleiben."

Pittmann starrt in das bunte Muster der Tischdecke:

„Ja, aber, sehen Sie — ich kenne viele, die diesen Glauben besessen haben, und trotzdem vom Schicksal verfolgt wurden — solange, bis sie die Hoffnung aufgeben mußten, weil es für sie eben nichts mehr zu hoffen gab."

Der Pastor lächelt still vor sich hin:

„Nicht darum, lieber Herr Pittmann, sondern, weil sie das einzige und kostbarste verloren haben, was uns Menschen zu dauerndem Glück und zu dauernder Harmonie befähigt: Die Liebe!"

„Das verstehe ich nicht!"

„Gegen jede Hoffnung hoffen, ist eine Weisheit, die bisher nur von der Liebe erreicht wurde."

Draußen auf dem Bootsdeck schlägt die Schiffsglocke: Vier Glasen. Pittmann stellt seine Uhr.

„Wie schön könnte das Leben sein", fährt der Pastor mit ruhiger Stimme fort, „wenn die Menschheit mehr das unendliche Bewußtsein pflegen würde! Wenn sie ahnen würde, welche gewaltige Kraft sie ungenützt, oder besser, infolge ihrer Unkenntnis, falsch genützt, ständig umfließt: dieser spirituelle Ozean! Ein geistiges Fluidum, eine Realität, so wirklich und wirkend wie Feuer, Wasser und Metall — sich entladend — zusammenballend — durch das Universum fließend und jedes Atom der Schöpfung erfüllend. Aufbauend und niederreißend — heilend und tötend. Werte schaffend und vernichtend, im Guten wie im Bösen, tätig zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht! Im Schlaf und im Wachen unsere Schicksale meißelnd, unsere Leiber formend und gestaltend. Aber, anstatt die Hände in den unendlichen Strom zu tauchen und aus ihm nach Herzenslust all die Herrlichkeiten zu schöpfen, die uns in überströmender Fülle zur Verfügung stehen, verdursten sie lieber im Zweifel! Und warum? Weil es hier um etwas geht, was man nicht greifen kann wie ein Stück Holz oder eine Hutschachtel, oder sonst etwas. — Ja, lieber Freund, mit Vernunft ist den Menschen noch nicht beizukommen: Mangel an Urteilskraft ist es, die man gemeinhin Dummheit nennt, — sagt Kant. Seit die Völker mit ihren Religionen Schiffbruch gelitten haben, ist eine förmliche Glaubenspanik in der Welt ausgebrochen allem gegenüber, was man nicht gleich sehen, riechen und betasten kann. Allein schon die Probe aufs Exempel zu versuchen, erscheint ihnen blamabel und lächerlich! Eigentlich dürften diese Vorsichtigen weder telephonieren noch telegraphieren, denn das Wesen der Elektrizität ist uns noch heute ein Buch mit sieben Siegeln. Vor allem aber dürften sie nicht einmal leben, denn was Leben ist, — weiß niemand."

Pittmann erhebt sich, geht wortlos ans Fenster und blickt in die Nacht hinaus. In den Messingbeschlägen der Bullaugen

blinkt es in matten Reflexen auf. Das Meer glitzert wie ein diamantener Spiegel bis in den fernen Horizont.

Die Unterhaltung verstummt. Während Pastor Andersen den Rest seines Glases leert, klopft es an der Tür. Auf das „Herein" des alten Herrn erscheint der Kabinensteward mit einem Brief:

„Verzeihung, Herr Pastor — ein Brief für Sie."

Der Pastor öffnet den Umschlag mit der Spitze des Korkziehers und überfliegt die wenigen Worte; dann wendet er sich an Pittmann:

„Es tut mir leid, daß wir diese schöne Stunde abbrechen müssen, es wünscht mich jemand dringend zu sprechen."

Im Kartenhaus steht der wachhabende Navigationsoffizier vor dem aufgeschlagenen Logbuch. Mit gewohnter Gleichmäßigkeit kritzelt die Feder über das Papier:

9 Uhr 10.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl.

Über die Planken der Promenadendecks huschen die Schatten der Pardunen und Gestänge. Die Decks liegen verlassen und still. Ab und zu ein Einzelgänger mit hochgeschlagenem Mantelkragen oder die klappernden Absätze eines Matrosen, — und das seidige Rauschen der Kielwelle.

9 Uhr 20.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl.

Das Meer.

So still ist es an diesem Abend wie selten — es schaukelt seine Wasser — wiegt sein Getier — und die Sterne leuchten zu ihm herab mit einem Glanz, der wie ein amethystener Nebel noch vom fernsten Rand des Horizontes

herüberstrahlt — weben eine flordünne Glorie um das blaue Sammetkleid der Nacht — grüßen — winken — fragen. Aber die Nacht bleibt auch ihnen stumm — von Ewigkeit zu Ewigkeit liegt sie zwischen den Äonenfernen und dem träumenden Stern, den sie wie mit Mutterarmen umspannt: Die Erde!

Urewige Sehnsucht der Flut — zurückschauerndes Rätsel der Ebbe — geheimnisvolles Weben von Stern zu Stern.

Wie ein irisierender Gazeschleier zieht das Phosphorgeleucht der Quallen neben dem Schiff einher, sprüht auf, verschwindet — und täuscht zuweilen sogar das Leuchten des Mondlichts vor. Doch dieses hat seine ewige Glorie, den ruhigen Silberglanz des Gestirns, dessen Licht etwas von der frostigen Majestät des Weltraums an sich trägt, den es durcheilt. Um so schärfer und zerklüfteter schneidet sich der schwarze Schiffsschatten mit diesem ruhigen Glanz, spiegelt alles, was sich auf Deck bewegt und schaukelt, — das unruhige Spiel seiner Linien — in dem verträumten Glast, so daß das Meer selbst in das gespenstige Winken und Grüßen hineingezogen scheint, das von den Mastspitzen bis zu den Schrauben, und vom Kartenhaus auf der Kommandobrücke bis zu den Spillmaschinen auf der Back eine geheimnisvolle Sprache mit der Tiefe zu reden scheint und Zeichen zu wechseln, die niemand versteht.

Niemand? — Wirklich — niemand? — —

Die Tiere des Meeres sind stumm — dort zu beiden Seiten des Ungeheuers ziehen sie dahin — und immer neue Scharen schreckt sein dahinrasender Schatten auf. Auch sie haben ein Erlebnis in dieser Nacht, nicht nur die dort oben auf dem lichterstrahlenden Verdeck.

Zu Millionen stauen sie sich in dichtgedrängtem Knäuel, um wie ein stummer Areopag des Meeres Rat zu halten — und plötzlich gleiten sie wie auf einen unsichtbaren Wink tiefer und tiefer in die Flut zurück — immer näher dem Abgrund zu — und wer mit des Schöpfers Augen sehen

könnte, der wäre noch etwas anderes gewahr geworden: Die wilde Flucht, mit der sie vor dem Ungeheuer auseinanderstieben, als hätte sich das Element, dem sie Leben und Erfahrung zu danken haben, mit einem Schlag selbst verändert, so daß ihr Instinkt sie tiefer und tiefer zwingt — dem dunklen, heiligen Grund entgegen, auf dem es keinen Wechsel gibt — und immer die gleiche Wärme —

Ein fast arktischer Kältestrom beginnt mit einem Male das Wasser zu durchschauern, in denen sie vor dem stampfenden Riesen herflüchten, dem Ungeheuer, das Menschenwerk ist und es sich doch nicht träumen läßt, welch ein Größeres und Erhabeneres ihm Meile um Meile näherkommt — sich noch immer nicht träumen läßt, was des Meeres stumme Brut schon längst mit ihren Fühlern und Flossen erfühlt, begriffen und erkannt, kraft des Instinktes, der nicht an Wahnwitz des Wissens und des Hochmutes erstarrt ist — wie der Menschen Vernunft.

9 Uhr 30.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl.

Sir Archibald Carter, ein Geistlicher der „church of England" hatte den Zahlmeister um die Erlaubnis gebeten, an diesem Abend in der Bibliothek der zweiten Kajüte eine Choralstunde veranstalten zu dürfen und diese Erlaubnis auch mit dem Lächeln eines Menschen erhalten, der kraft „höherer" Befugnisse über den nebensächlichen Dingen steht. Wider Erwarten aber sieht sich Modey während seines Kontrollganges durch die ihm anvertrauten Räume in der Bibliothek einer mehr als hundertköpfigen Versammlung gegenüber: Passagiere aller Schichten und Nationen, die dem Ruf des Priesters gefolgt waren und diese andächtige Gemeinschaft bilden. Auf einer Estrade erhöht, steht Mister Carter in seinem schmucklosen Priesterornat und leitet die Feier. Jedem Hymnus weiß er eine sinnentsprechende Er-

läuterung vorauszuschicken, von jedem Lied ein Gleichnis zu berichten, einen kurzen Bibelspruch. Ergreifend wirkt dieses schlichte Bild, so daß selbst dem Büchersteward, der mit gekreuzten Armen gegen eines der Regale lehnt, der geringschätzige Zug um den Mund erfriert. Und merkwürdig: das Publikum, das die freie Wahl der Gesänge hat, bestimmt ausschließlich Choräle, die von Gefahren und Unbillen des Meeres und der Schiffahrt erzählen! Und diese Menschen singen mit einer Scheu, die wie ein atemberaubender Flügelschlag seine Kreise schlägt und so herzensbewegt und laut durch die dünnen Wände nach außen dringt, ja sogar noch auf dem Sonnendeck der ersten Kajüte zu hören ist, daß dieser Gesang dem hartgesottensten Mathematiker eine gewisse Formel zerstört haben würde, wenn er an diesem Sonntagabend dort oben an Deck gestanden und seinen Blick nur ein einziges Mal zu den Sternen emporgehoben hätte.

„For those in peril on the sea!"

Um zehn Uhr ist die Feier zu Ende und die Bibliothek wieder der Allgemeinheit zugänglich. Indes das mächtige Schiff meeraufwühlend durch das nächtliche Dunkel rast und die Tümmler erschrocken und staunend die goldenen Lettern am Bug erspähen:

„TITANIC!"

9 Uhr 40.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl.

Dunkel liegt das Achterdeck. Das Heckwasser brodelt mit schäumendem Getöse und wirft ein paar aufblitzende Lichtfunken nach oben. Aus der Tiefe des Ballsaals kichern die Rhythmen eines aufreizenden Banjosolos. Lauwarme Klavierakkorde umspinnen wie Nebelwallen das ganze Schiff. Von überall her ein Girren, Flüstern und Raunen, ein stetes Wispern und Musizieren — miasmischer Brodem, der, aus der Tiefe dieses Palastes aufsteigend, an die verborgenen

Liebesnächte einer Kleopatra hätte erinnern können. Letztes, entnervendes Atemholen vor einem märchenhaften finish: New York!

Eine der Türen, die zu den Gesellschaftsräumen führt, fliegt lautlos auf. Breite Lichtbänder überfluten für Augenblicke das nächtliche Promenoir — magische Lichtschleuse — eine Frau, ein blutjunges Wesen, steht in ihrem weißen Rahmen. Die Handflächen gegen die klopfenden Schläfen gepreßt, saugt sie die salzfeuchte Kühle mit geschlossenen Augen in sich hinein. Dann verschwindet das Licht, es ist wieder dunkel, die Musikwelle aus dem Saal ist wieder zu ihrer flüsternden Eindringlichkeit herabgesunken. Die Gestalt taumelt — wie von einer trunkenen Sehnsucht geleitet — gegen die Reling. Das Gefunkel der Sterne und der schmale Strahlenkranz der Mondsichel sind hier die einzige Beleuchtung. Das junge Weib ist von einer seltsamen Schönheit. Zerbrechlich wie eine Zeichnung zu Ossian — die Sylphide eines nordfinnischen Sees unter den magischen Farbtönen einer Zigeunerin. Augen, die das Gesicht verschlingen, ein schmaler, leicht aufgeworfener Mund, — Gelenke, die vor Schmalheit unwirklich erscheinen. Stockender Atem, der von aufgescheuchter Lebensgier erzählt, bricht aus dem erregten Geschöpf, das in dem kühlen Luftstrom leise zu zittern scheint. Es ist, als ob die Schlangen des Laokoon ihre kalten Ringe um das Tiefste eines mit sich ringenden Weibes geschlungen hätten, ohne daß sie die schwachen Hände, die sich jetzt um die Reling klammern, je aufwinden könnten. Flucht? — Vielleicht ein Kampf gegen das eigene Herz, so sinnlos, wie die ganze betäubende Nacht. Ein Sieg, der ebenso heftig blutet, wie die ersehnte Niederlage: tugendfrommer, vergeblicher Widerstand: Das Karma dieses fliegenden, babylonischen Palastes duldet keine Erlösung, keine andere Offenbarung als die der Dunkelheit. Wenn das Licht sich auflöst, spiegelt das Prisma des Schattens sein dämonisches Dunkel in die Blutbahn der Unerlösten, — Marionetten eines unerbittlichen Schicksals:

— Titanic! Vergeblich sucht sie nach einem Halt, jeder Gedanke verzischt wie Glut im Wasser, jeglicher Vorsatz ein Trümmerhaufen ihres besten Selbst. Die verwirrende Lichtfülle des Saales — die wahnsinnsvolle Athmosphäre — der Sekt, der ihr halbentschlummertes Blut aus dumpfer Lethargie gerissen, der Tanz mit dem jungen brasilianischen Ingenieur, der sie von dem Augenblick an, da sie schüchtern und unbeholfen den Saal betreten hatte, nicht mehr aus den Augen ließ? Und plötzlich steht er vor ihr, kühn und unabwendbar! Das Sommerweiß seines Anzuges leuchtet in unheimlicher Blässe vor ihren Augen auf. Erschrocken weicht die junge Frau zurück: „Warum folgen Sie mir? — Lassen Sie mich endlich allein — ich halte die Athmosphäre dieses Saales nicht mehr aus — ich will allein sein — hören Sie?“

„Harriet, ich liebe Sie!“

„Sie haben getrunken, Ingenieur Santez, verschonen Sie mich mit Phrasen — ich habe Ihnen schon einmal gesagt, ich bin Ehefrau. In New York erwartet mich mein Mann!“

„Harriet, ich liebe Sie!“

„Wenn Sie nicht auf der Stelle verschwinden, schreie ich!“

Santez nimmt das zitternde Geschöpf in die Arme, reißt es an sich. Unter seiner mutvollen Berührung bewegt sich die Brust des Weibes wie das Meer unter der zwingenden Gewalt des Mondes.

„Warum lügen Sie, Harriet?“

Mit schwachen Kräften versucht sich Harriet aus der Umarmung zu befreien: „Weil ich weiß, daß alles, was auf diesem Schiff geschieht, nur Lüge und Niedertracht ist — alles — alles!“ Ihre Stimme klingt heiß und erregt: „Lassen Sie mich los! Ich will Ihre Stimme nicht mehr hören, ich will Sie nicht mehr sehen!“ Dann fällt ihr Kopf zurück und ihre Gegenwehr erlischt.

„Hier können Sie nicht bleiben, Harriet — Sie haben ja fast nichts an.“

Eine Sternschnuppe zieht über die Himmelswand, hell

wie ein aufflammendes Streichholz. Mit aufgerissenen Augen starrt Harriet in den Himmel: „— haben Sie gesehen, ein Meteor!"

Fester zieht der Brasilianer das Weib an sich: „Sind wir nicht alle Meteore, die eine Seele durchdringen, um darin eine unsterbliche Furche zu hinterlassen?"

Harriet wendet den Mund mit bitterem Lächeln aus der gefährlichen Nachbarschaft des Mannes: „Ich fürchte, Sie machen sich etwas vor — ersparen Sie mir einen schalen Morgen. Sie ahnen nicht, wie dankbar ich Ihnen wäre!"

Der Mund des Südländers hat ihre nackte Schulter berührt, seine Stimme sinkt zu bettelndem Geflüster herab: „Harriet, dieser Kampf ist Verrat an Ihren ehrlichsten Gefühlen — Nur die Dunklen gehören sich selbst!"

Harriet fühlt ihre Kräfte schwinden. Die Ahnung einer unabwendbaren Niederlage hat sich bereits dem Klopfen ihres Herzens mitgeteilt: „Wie klar der Orion leuchtet — — wie ein großes, brennendes Kreuz, das über dem Schiffe schwebt." Noch ein verzweifeltes Aufbäumen aus den Armen, die sie umschlungen halten: „Nein, ich kann nicht, Santez — ich kann nicht — geben Sie es auf!"

Und Santez reißt sich los: „Gut, ich gebe es auf, aber ich werde Sie wiederfinden!"

„Ja — vielleicht — morgen — vielleicht — in New York."

„Nein, Harriet, noch heute Nacht!"

„Niemals — Sie werden niemals erfahren, wo ich zu finden bin — niemals — niemals —"

„Närrin, Sie halten die Stewardessen dieser schwimmenden Liebesinsel für unbestechlich?"

Und weg ist er. Wie ein Wahnbild, das nur das Gespenst eines Gedankens war.

Harriet ist allein. Der milchige Widerschein des Meeres flackert hinter ihren geschlossenen Augen fort. Drohend ragen die vier Ungetüme der Schlote über dem festlich strahlenden Rumpf des Riesen in die Nacht hinaus. —

Nur die Dunklen gehören sich selbst? — —

Ein Echo weht ihr diese Worte zu. Dann geht auch sie mit unsicherem Schritt und gesenktem Kopf.

An der Stelle der Reling, gegen die sie noch vor Sekunden gelehnt hatte, prangt ein scharlachroter Rettungsring mit schwarzer Lackschrift:

„TITANIC LIVERPOOL."

9 Uhr 50.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl!

Das Spielzimmer ist leer — die Beleuchtung bis auf eine matte Deckenflamme ausgeschaltet. Auf einem Tisch ein Schachbrett mit Figuren, — vergessene Partie, — unterbrochen durch den Gong zum Souper. Die Königin, durch eine ungeschickte Bewegung vom Brett geworfen, kollert unter den sanften Bewegungen des Schiffes hin und her und fällt endlich zu Boden.

10 Uhr 00.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl!

In der Steuerbordbrückennocke stehen Murdock und Lightolder, die Gläser stur vor den Augen, die Ellenbogen gegen die Balustrade gestützt — wortlos — seit einer Stunde. Das kreisrunde Blickfeld zeigt schwarze, undurchdringliche Nacht!

10 Uhr 10.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl!

In den Kabinengängen der ersten und zweiten Kajüte sind die Lampen auf „Nachtbeleuchtung" gestellt, leuchten

mit schläfrigem Gelb von den Armaturen. — Tiefe Stille. — Hin und wieder ein Geräusch, wie leises Schnarchen hinter geschlossenen Türen, und die Nachtstewardesse, die auf den Zehenspitzen ihre Runde macht.

10 Uhr 15.
Schiff fährt 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl.

Im Kinderspielsaal tickt eine Kuckucksuhr. Leise zählt das Pendel die Sekunden.

Nacht! — Ein Streifen Mondlicht fällt silbern durch das runde Fenster und wandert langsam durch das Dorado einer stillen, unsterblichen Welt.

Kinderparadies.

Die Ritterburg mit ihren Türmen, Mauern und Zugbrücken aus Pappmaché, — der tapfere Zinnsoldat, der vor dem Tore seine unentwegte Wache hält und nicht einmal blinzelt, wenn ihm das Mondlicht in die Augen sticht. Der ewig lachende Hampelmann, der mit gebrochenen Gliedern verlassen in irgendeinem Winkel liegt, — und die Eisenbahn, die dem dicken tolpatschigen Teddybär mitten in den Bauch gefahren war und nun mit entgleisten Wagen hilflos und traurig neben den Schienen liegt.

Welt ohne Seele — Zauberreich, das nur in den Herzen der Unschuld lebt und atmet.

Die bunten Märchenfiguren an den Wänden scheinen sich lächelnd zuzunicken, wie sinnend über den Jubel, der diese Räume noch vor wenigen Stunden mit jauchzender Seligkeit erfüllte. Rotkäppchen, — Dornröschen, — Schneewittchen.

Auf dem Spieltisch liegt ein aufgeschlagenes Bilderbuch mit dicken plumpen Lettern: „Vom Bäumlein, das andere Blätter gewollt hat.“ Daneben ragt ein stolzer Turmbau aus buntbeklebten Holzwürfeln in die Region traumbanger Wirklichkeit: Menetekel Babylon!

Unvollendete Symphonie eines klopfenden Kinderherzens. Der kleine Bauherr schläft, auf den Lippen das stolze Lächeln eines jungen Siegers, und die Stille der Schöpfung schwingt in unergründlichen Rhythmen durch das Dunkel der elterlichen Kabine. Morgen wird das große Werk vollendet sein — morgen wird ihn die Mutter in die Arme schließen: „Junge, mein Junge, das hast du aber fein gemacht." — Morgen, — kleiner braver Jackie Taylor!

Das Türchen der Kuckucksuhr springt auf, der kleine hölzerne Vogel erscheint, verneigt sich vor dem tapferen Zinnsoldaten, ruft ihm ein „Kuckuck" zu und verschwindet.

10 Uhr 20.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl.

Luxusappartement Nr. 7.

Der kristallene Kronleuchter erhellt in verschwenderischer Lichtflut einen feenhaft ausgestatteten Raum. Seidendamast und goldbrokatüberzogenes Mobiliar. An den Wänden Stiche verblichener Meister und Gobelins, Szenen aus der römischen Antike darstellend. Es duftet nach „Fleurs de Printemps" und „Neige de Hymalaya".

Das Appartement ist leer. Fernes Klavierspiel untermalt das Melodram der luxuriösen Stille.

Die glückliche Mieterin oder der glückliche Mieter — es liegt auch ein Ahnen wie von aromatischen Überresten einer guten Zigarre in der Luft — scheint beim Verlassen der Kabine vergessen zu haben, die Beleuchtung auszuschalten. Auf dem Tisch stehen zwei halbgefüllte Likörgläser und eine Flasche „Hennesy" auf silbernem Tablett. Ein benutzter Aschenbecher, ein Körbchen mit Dessert und kandierten Früchten.

Im anschließenden Gemach ein nicht gerade rücksichts-

voll behandeltes Bett, — darüber hingeworfen ein seidener Morgenrock mit japanischem Drachenmuster, und auf dem Teppich der duftzarte Hauch eines himmelblauen Nachtgewandes und ein beigefarbener Seidenstrumpf. Der Toilettentisch präsentiert ein kristallenes Aufgebot verschwenderischer Wohlgerüche, einen Lippenstift und eine chinesische Puderdose aus elfenbeinschwarzem Lack. Die Armaturen zu beiden Seiten des Spiegels sind eingeschaltet. — Scheinbar auch vergessen!

Über einem Mahagonitischchen schwebt eine betäubende Duftwolke: Blütenweiße Lilien! — Lebendige Inkarnation gottbegnadeter Unschuld! — Lilien im April! — Sie mögen dem stilvollen Spender ein kleines Vermögen gekostet haben und dem glücklichen Empfänger eine zarte Erinnerung sein. Eine Visitenkarte mit herber Antiquadruckschrift vervollständigt die Statistik der Situation:

„Sir Bruce Ismay
President of the international Mercantile Marine Company"

und darunter:

„— dankt für einen unvergeßlichen Abend!"

10 Uhr 40.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl!

Im Zwischendeck ist es still geworden. Speisesäle und Gesellschaftsräume liegen im tiefen Dunkel.

Die regelmäßigen Atemzüge der tausend Schläfer beweisen, daß hier die Nacht schon längst begonnen hat.

Hier lebt man, schläft man derbe, traumlose Nüchternheit — anspruchslos und ungeschminkt. Hier duftet es nicht nach arabischen Wundern — hier riecht es nach Alltag, Schweiß und Kattun und, wo das Rauchen nicht polizeilich verboten ist, nach Zigaretten, das Stück zu einem halben Penny. Es hat ein Gutes: man bleibt von dem Katzen-

jammer der Zivilisation verschont, und erwacht mit gesundem Blick und klarem Verstand noch vor dem ersten Hahnenschrei, — wenn — ja wenn — wie sagt Pastor Andersen: — „Wenn das Leben nach Schuld und Nichtschuld urteilen würde, und nicht nach Gesetz und Folge!"

10 Uhr 50.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl!

Sechs Stockwerke unter dem Meeresspiegel: Im Wellentunnel.

Das Schutzgitter der „ewigen Lampen" vibriert unter dem Dröhnen der fliegenden Kurbelwellen. Mit dumpfem Knistern erzittern die stählernen Bodenplatten wie von ständigem Erdbeben erschüttert. Das Mahlen der drei neun Meter hohen Schrauben ist hier, nur noch durch Schott- und Schiffswand vom Ohr getrennt, unmittelbar zu hören. Unheimliches Brüllen und Knirschen erfüllt die Luft, ohrenbetäubendes Fauchen der See.

Das Schnarchen des eingenickten Schmierers ist nicht zu hören. Man sieht nur seine eingesunkene Gestalt, den vornübergeneigten Kopf und einen Werglappen, der dem müden Menschen wohl aus den Händen geglitten sein mag.

11 Uhr.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl!

Die Maschinenzentrale!

Flimmernde Atmosphäre, blitzendes Kolbengewirr, das hypnotisch wirkt. Singende Ventile, polterndes Keuchen, fernes unterirdisches Donnerrollen, das leichte Tacken der Lenz- und Speisepumpen und das Zirpen der Überdruckmanometer bilden die konstante Geräuschkulisse in dem Herzen des stählernen Giganten.

Hesketh sitzt mit aufgekrempelten Hemdsärmeln an seiner Dampfumsteuerung, scheinbar besinnungslos in die Lektüre eines Schmökers aus der Bordbibliothek vertieft — in Wirklichkeit hat er keine Ahnung, was er liest. Seine Gedanken umkreisen unaufhörlich das Lesezeichen, das ihn Seite für Seite begleitet: Eine Photographie seiner Frau und seiner beiden Kinder vor einem Badekarren in Brighton.

11 Uhr 10.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl!

In der Pantry und ihren Nebenräumen klappern die Geschirre. Das Rasseln der Bestecke wetteifert mit dem melodischen Klingen der Sekt- und Weingläser.

Glühende Kochherde — Hochdruckzylinder in der Maschinenzentrale des Magens! Aus den Ventilen der Pfannen, Schüsseln und Töpfe steigt ambrosischer Duft. Dämpfe, aus denen jede Pythia mühelos die finanziellen Schicksale der ersten Kajüte hätte weissagen können! Unter den funkelnden Blicken des Küchenchefs duckt sich das blitzweiße Heer der Angestellten. Stewards turnen, mit dampfenden Lasten beladen, aneinander vorbei, wortlos, auf gummibelegten Böden, gespensterhaft.

„Tempo, Tempo! — Der dreizehnte Gang ist abserviert!" Eine Küchenlore, bis an den Rand mit leeren Sektflaschen beladen, rasselt vorbei.

„Vorwärts! — Alle Mann auf Pumpstation! — Verdursten muß ein furchtbares Ende sein! — Prost, Kolonel Astor! — Ersaufen soll auch keine reine Freude sein!"

Armer kleiner Millionär, die Lösung liegt so nahe, man kann sie bloß nicht mit den Händen greifen, man muß sie fühlen: der goldene Mittelweg!

11 Uhr 20.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord alles wohl!

In der Kabine des Pastors Andersen:

Der Steward füllt die Karaffen der Waschtoilette mit frischem Wasser und stellt die gereinigten Schuhe ans Bett. Der Pastor ist noch immer nicht zurück.

„Ob man es wohl riskieren kann —?" denkt der Steward und schielt wie ein neugieriges Waschweib nach dem Briefbogen auf dem Tisch:

„Wer kann zu so später Stunde noch nach ihm verlangt haben? — Ein Kranker? — Ach, dazu ist doch der Schiffsarzt da — oder — Seelenkummer?" Er lacht laut vor sich hin: „Seelen? — Hier? — Man kommt auf die verrücktesten Gedanken — Oder ein Toter? — Das heißt ein Sterbender? — Ausgeschlossen! — Man fährt nicht mit der ‚Titanic', um sich hinzulegen und zu sterben! — Oder doch? Nein — nicht auszudenken — ein Toter an Bord!"

Es läßt ihm keine Ruhe. Viermal geht er an dem Tisch vorbei, räumt die Gläser ab, stellt die leere Weinflasche beiseite. Endlich beugt er sich über den Tisch und liest:

„Sehr geehrter Herr Pastor!

Wenn mir meine Herzensnot diese Zeilen diktiert, so ist es nur der innige und bescheidene Wunsch einer unglücklichen Mutter, sich Ihnen anvertrauen zu dürfen.

Ich habe erfahren, daß Sie sich an Bord befinden. Bitte, kommen Sie.

Ihre sehr ergebene
Frau Alma Stevenson
Kabine Nr. 260"

11 Uhr 25.
Schiff läuft 25,6 Knoten.
An Bord alles wohl.

Kabine Nr. 107.

Das Licht ist ausgeschaltet. Der seidene Doppelvorhang des Bullauges zugezogen. Nur durch das Fenster, das nach den Gängen führt, rieselt ein gelblicher Schein, hell genug, um die Unordnung einer lauwarmen, parfümgeschwängerten Zelle der ersten Kajüte zu verraten.

Durchsichtige Battiste, auch hier über Möbel und Stühle geworfen, verstreuten Schamhaftigkeiten gleich, mit traurigen Falten und mürrischen Brüchen.

Lange hat Harriet klopfenden Herzens ihr Geheimnis der Nacht gebeichtet, schlaflos auf zerwühltem Lager. Die Bettdecke liegt auf der Erde, das mit Spitzen besetzte Kopfkissen ist herabgeglitten, und auf die blauen Hausschuhe hängt das herausgezogene Laken herab.

Welches Schauspiel hinter den unruhig geschlossenen Augen des Weibes lebt, weiß kein Mensch. Wenn der Schritt der Nachtstewardesse vor einer Tür hält, fährt sie erschrocken zusammen. Kaum hörbar dringt das Rollen der Maschine aus der Tiefe zu ihr empor — rumm — rumm — rumm —. Dieses unheimliche weltferne Poltern, das sich wie brennende Nesseln um die Schläfen legt und jeden klaren Gedanken verwischt — rumm — rumm — rumm —! Das halberstickte Lachen aus den Nebenkabinen und die Klänge der Musik, die sich in hauchdünnen Wellen bis in den entferntesten Winkel des Schiffes gefressen haben: die blendende Vision des Saales! Harriet wirft sich stöhnend herum — mit beiden Händen öffnet sie ihr Hemd, das beim Zerreißen schreit —

Liebe, das Allerheiligste der Menschheit und ihre tiefste Erkrankung zugleich. Liebe, jene grandiose Komödie des Ehrgeizes und des Todes, die das Leben bis zu den höchsten Kräften steigert und es bis zur Schwelle eines lächelnden Todeskrampfes herabzustürzen vermag — verfluchtes Schiff — Tuskulum einer Leidenschaft, die dem Appetit wie einem Verhängnis gehorcht. Frauen, wie Sennerinnen im Getreide, tierisch zu Boden gestreckt: Ballnacht einer internationalen Society.

Das brutale Keuchen aus der Nebenkabine will nicht zur Ruhe kommen. Verfluchter Rausch, der alle Schicksale hier an Bord zusammenschweißt und alle Schamlosigkeit der kultivierten Welt!

Harriet fährt auf, — eine Stimme draußen auf dem Gange! Der Ingenieur? — Dann wieder nichts. Nur Klaviergeklimper und die Kadenzen einer vorlauten Geige. — Rumm — rumm — rumm — grollt der Donner der Maschine — knistert das weiße Email der Wände.

Verwirrt bemerkt sie, daß sie nackt ist. Irgendwo raschelt Papier. In der Nebenkabine fällt der Verschluß einer Parfümflasche in die Waschschüssel.

Sie wirft sich aufs Bett zurück und verbirgt sich ganz, ohne sich zu bewegen. Den Atem anhaltend, den Kopf unter dem Bettuch. Vergebens, die Geräusche folgen ihr auch hier — unentrinnbar. Rumm — rumm — rumm — und das papierdünne Schmettern der Musik — und das aufpeitschende Kreischen der Geigen — gottlose Melodie: „Nur die Dunklen gehören sich selbst!" — Sie reißt das Laken wieder von sich und bleibt mit glühenden Wangen und entblößten Brüsten auf dem Rücken liegen, die Augen krampfhaft zusammengepreßt, als ob sie damit den peinigenden Gedankenstrom zerdrücken wollte — Morgen sind wir in New York — Morgen wird er an der Mole stehen und dem einlaufenden Schiff entgegenwinken, das Kind auf dem Arm und ein Wagenrad von einem Blumenstrauß in der Hand — Hortensien werden es sein, scharlachrote Tulpenkelche oder erster, blaßvioletter Frühlingsflieder, ihre Lieblingsblumen, morgen wird sie seine Stimme hören: Endlich bist du da. Wie sehr haben wir um dich gebangt — Harriet, warum klopft dein Herz, Liebling, sieh mich doch an —

Wieder ein Geräusch, das sie zusammenfahren läßt — dort —

Die Klinke hat sich bewegt.

Harriet starrt nach der unversperrten Tür, die leise, lang-

sam geöffnet wird, — Angst, Schrecken und Erfüllung aller Sehnsucht in einem einzigen, rettungslosen Blick vereint.

Oh, diese bestechlichen Stewardessen — ein halber Dollar hatte genügt, um sie zum Schweigen zu bringen!

11 Uhr 35.
Schiff läuft 25,6 Meilen.
An Bord — —

Im Krähennest hockt Fleeth, der Matrose, die brennenden Augen starr in die Nacht gerichtet. Nebelschwaden ziehen über das Schiff.

Lightolder lehnt noch immer, ohne sich zu rühren, gegen den abgeblendeten Maschinentelegraphen.

Murdock pendelt aus einer Nocke in die andere, die Hände in die Manteltasche vergraben. Das Klappern seiner Schritte und das Knirschen des Bugwassers sind die einzigen Geräusche, die hier zu hören sind. Plötzlich bleibt er vor Lightolder stehen:

„Haben Sie gute Augen?"

„Warum fragen Sie?"

„Ich möchte wissen, ob das Licht dort von den Neufundlandbänken kommt?"

Lightolder hebt sein Glas an die Augen und schaut in die angegebene Richtung:

„— Können auch Fischerboote sein", entgegnet er achselzuckend. „Zu neblig, man kann nichts unterscheiden."

„Bitte, sehen Sie doch mal in der Karte nach."

Lightolder verläßt gegen seine Dienstpflicht die Brücke. Murdock bleibt allein zurück. Das Gespräch mit dem Wachhabenden hat ihn abgelenkt. Er bemerkt nicht die Unruhe des Matrosen Fleeth.

„Es müssen die Neufundlandbänke sein", denkt er und beugt sich weit über die Nockenbrüstung, als wolle er eine unleserliche Schrift entziffern.

Drei metallene Schläge zerreißen die Stille. Der Mann im Ausguck hat die Glocke angeschlagen.

Murdock fährt herum, blickt in die Fahrtrichtung:

Vor dem Schiff türmt sich eine fleckige Masse! — Eisberge!!

Der Offizier erbleicht, stürzt an den Maschinentelegraphen.

Noch fünfhundert Meter!

Beide Hebel fliegen herum.

„Ruder hart Backbord!" schreit er nach hinten.

Das Rad wirbelt um die Achse, steht still.

„Ruder liegt hart backbord", kommt es aus dem Steuerhaus zurück.

Näher schiebt sich die Wand — näher, immer näher — 400 Meter — 300 Meter — zweihundert — Sie wächst heran — höher als das Schiff, schillernd und grün. Murdock starrt, atmet nicht mehr, zählt nur noch die Sekunden.

100 Meter —

„Verfluchtes Ruder!"

80 Meter —

70 Meter — 60 — noch immer, noch immer!

„Die Maschinen müssen längst rückwärts laufen!"

50 Meter — 40 —

Murdock beißt die Zähne zusammen, schließt die Augen — jetzt — jetzt!

Kalt weht es über den Kommandostand.

Drei Sekunden vergehen! — Eine Ewigkeit!

Noch 20 Meter!

Endlich! — Der Dampfer dreht, dreht langsam ab, bestialisch langsam, aber er — dreht, — dreht, dreht, dreht!

Ein tiefer Atemzug, der erste nach einer vollen Minute.

Das Ungetüm jagt vorbei, funkelt im Widerschein der Lichter, die aus dem Ballsaal fluten.

Ingenieur Romain, der mit einer Zeitung in der Hand in seinem Stuhl eingenickt war, ist mit einem Satz auf den Beinen, als das scharfe Signal durch den Maschinenraum gellt. Auch Hesketh glotzt entgeistert in die leuchtende Signalscheibe.

„Umschalten!“

Das Gesicht des ersten Ingenieurs glüht vor Wut und Bestürzung.

„A — — K!“*)

Drei Räder fliegen herum. — Eine Viertelminute schleicht dahin. Dann liegt die Maschine still — wie ein Riese im Todeskampf.

„Was soll das verrückte Manöver mitten in der Nacht?“ knurrt Hesketh, als die Maschinen den toten Punkt erreicht haben.

„Dampfhebel auf! Vorsichtig! Nicht nervös werden! Los!“

Das Schiff erdröhnt in seinen Grundfesten. Die Schrauben arbeiten mit äußerstem Rückwärtsgang.

„Manöver ausgeführt!“

Romain fährt sich mit der Hand über die nasse Stirn:

„Sie wollen wissen, was das Manöver zu bedeuten hat, Hesketh? Halten Sie sich am Regulator fest: Ich glaube, wir fahren in die Hölle!“

Bange Augenblicke vergehen; unter den Füßen der Männer dröhnen die Stahlplatten, dann rasselt es wieder im Telegraphen:

„Stopp!“

„Da haben Sie die Schweinerei“, keucht Romain atemlos vor Erregung.

„Alle drei Maschinen stopp!“

„Alle drei Maschinen stopp!“ kommt das Echo zurück.

Ehe das neue Manöver ausgeführt ist, springt der Zeiger wieder auf:

„Äußerste Kraft voraus!“

Der Ingenieur atmet auf, das gibt ihm seine Ruhe wieder:

„Die scheinen da oben verrückt geworden zu sein“, brummt er und schaltet den Vorwärtsgang ein. Dann winkt er Hesketh zu sich heran: „Sehen Sie mal nach, was eigentlich los war.“

---

*) Signal: „äußerste Kraft zurück!“

Hesketh lächelt:

„Die Reise in die Hölle fällt wegen Mangel an Beteiligung ins — Wasser!“

Er wendet sich um, will die Manöverplattform verlassen, gleitet aus, stürzt zu Boden.

Als er wieder auf den Beinen ist, blickt er in das aschfahle Gesicht des Betriebsleiters:

„Haben Sie den Ruck verspürt, Romain?“

In der Kabine des zweiten Offiziers brennt noch Licht. Um nicht abermals von Gedanken geplagt zu werden, hat Pittmann sich entschlossen, wach zu bleiben und das Tageslicht abzuwarten. Die Musik im Ballsaal schweigt. Pittmann sitzt an seinem Schreibtisch und blättert in einer illustrierten Zeitschrift, die er sich vor der Abreise in Southampton gekauft hat.

Ein Geräusch läßt ihn aufhorchen: Der Maschinentelegraph!

Er blickt auf die Uhr: — 35 Minuten nach 11 Uhr. Pittmann liest weiter.

Da! Schon wieder! Ganz deutlich: Nadelfeines Glockenrasseln! Das kann keine Täuschung sein. Ein Maschinenmanöver?

Er schiebt das Blatt beiseite, lauscht. Einen Augenblick lang ist es totenstill, dann läuft ein leichtes Zittern über Boden und Wände.

Eben im Begriff, sich zu erheben, muß Pittmann sich wieder hinsetzen, ob er will oder nicht. Gleichzeitig hört er ein Schrappen, als wenn das Schiff an einer Kaimauer entlangstreifte.

Sein Blick fällt auf den kleinen Kalender, der vor ihm auf dem Tisch steht:

14. April!

„Vielleicht ein Fischkutter.“

Damit zieht er seinen Mantel an und geht auf das Verdeck. Kalt schlägt ihm die Nachtluft entgegen, nichts ist zu sehen.

Im Ballsaal weiß man von nichts, hat keine Ahnung, daß auf der Kommandobrücke ein blutjunger Schiffsoffizier die Sekunden zählt. Ahnt nicht, daß der Steuermann der unverwundbaren „Titanic" mit zusammengebissenen Zähnen in Eiswände stiert, kommt auch nicht zur Besinnung, als gleich darauf ein Klirren durch die Sektgläser geht, und der Baßgeiger, über sein Instrument stolpernd, den Halt verliert.

Die Musik spielt weiter. Die „Parade der Zinnsoldaten" deckt das Rückwärtsdonnern der Schraubenwellen zu.

Kapitän Smith verfärbt sich leicht, als ihn Miß Reyerson fragt, ob er den leichten Stoß bemerkt habe. Er setzt das Glas, das er eben an die Lippen führen wollte, wieder ab. Die Augen seiner Tischgesellschaft sind auf ihn gerichtet.

„Was haben Sie, Smith?"

Smith gibt keine Antwort, verläßt wortlos den Saal.

Draußen hält ihn Miß Reyerson zurück, die ihm erregt gefolgt ist:

„Was ist geschehen, Mister Smith?"

„Nichts, nichts. Gehen Sie ruhig zurück in den Saal. Ich bin gleich wieder da."

Er läßt sie stehen, geht weiter, merkt nicht, daß er Kappe und Mantel vergessen hat. Auf dem Manöverdeck stößt er mit Murdok zusammen:

„Was war los?"

„Ich wollte Sie eben holen, Herr Kapitän. Ich glaube, wir haben eine Kollision mit Unterwassereis gehabt."

Auf der Brücke kommt ihnen schon Lightolder entgegen:

„Alles in Ordnung, Kapitän, Maschinen laufen full speed. Aber — um Haaresbreite!"

Über die Treppe, die zur Brücke führt, tappen eilige Schritte. Der Kapitän sieht Pittmann mit flatterndem Mantel auf sich zustürzen:

„Schotten dicht, Kapitän!"

Pittmanns Atem fliegt, er kann kaum sprechen. Murdock taumelt gegen den Distanzmesser.

„Schotten schließen!" brüllt Pittmann, als sich der Kapitän noch immer nicht rührt. Er will weiterreden. Eine Telephonklingel reißt ihm das Wort von den Lippen.

Smith stürzt an den Apparat, hört Romains Stimme aus der Tiefe:

„Das Schiff ist aufgerissen vom Kiel bis unter die Kommandobrücke, Wasser steigt rapid — —"

Mit einem Satz steht Smith vor der Schottenregistratur:

„Pittmann, stoppen Sie die Maschinen!"

Sieben Stockwerke tiefer kreischen die Warnungssignale in den Stahlschottenkammern. Zahngetriebe knacken in Öl und Fett: Die Schotten sind geschlossen. Ohnmächtig schlägt das einstürzende Wasser an ihnen empor.

Murdock lehnt immer noch am Distanzmesser. Niemand kümmert sich um ihn. Er sieht, wie Pittmann das Stoppsignal gibt. Er sieht den alten Kapitän vor der Schottentabelle stehen, vergebens auf das Gegensignal der vier letzten Falltüren wartend. Er hört das Klirren der Telephonklingel und die heiseren Worte Lightolders:

„Schotten 12—16 durchgeschlagen!"

Dann die Stimme des Kapitäns vor dem Telephonapparat:

„Löscht die Feuerungen unter den Kesseln! Notbeleuchtung in Bereitschaft setzen! Alle Mann auf Pumpstation!"

Er hört es immer entfernter — wie ein Wanderer, der einen Schauplatz verläßt.

Mister Beesley hat sich an diesem Abend zeitig zur Ruhe begeben. Schon seit einer Stunde sitzt er, nur mit dem Pyjama bekleidet, auf dem Bettrand und liest ein Buch. Seine Kabine liegt unterhalb der großen Ventilatoren auf dem C-Deck. Irgendwo unterhalten sich zwei Stewards. In den Nebenkabinen ist es still — überhaupt, es ist alles genau so wie es vor einer Stunde war, als er die Kabine betreten hatte — nur das Zittern der Matratze, auf der er sitzt, hat plötzlich aufgehört und setzt nicht wieder ein, und vorhin war es ihm einmal, wie wenn das ganze Schiff

einen Augenblick lang ein Stück emporgehoben worden wäre — ein paar Zoll nur — kaum der Rede wert — um gleich darauf wieder in seine leise pendelnde Lage zurückzuschwingen. Wie merkwürdig! Beesley legt das Buch beiseite und sieht hinaus: Stockdunkle Nacht, nichts zu sehen, nur Sterne und ein messerscharfer Horizont. Er wartet noch 10 Minuten — aber das Rollen der Maschine bleibt aus. Schraubenhavarie, denkt er, oder vielleicht ein Heißlauf der Kurbelwelle — verdammt interessant — so etwas — mitten in der Nacht. Und er wirft sich einen Morgenmantel über die Schultern und verläßt in diesem lächerlichen Aufzug die Kabine. Auf dem Gang trifft er mit dem Nachtsteward zusammen:

„Wo wollen Sie denn hin, hier schläft doch schon alles?"

„Es muß etwas los sein, die Maschinen stehen!"

„Gar nichts ist los — so können Sie nicht an Deck, mein Herr, ziehen Sie sich wenigstens etwas an, Sie erfrieren ja da oben."

Beesley geht wie er ist. Er steigt die Treppe zum B-Deck empor. Das merkwürdige, schlaftrunkene Gefühl, das ihn plötzlich befällt und das in den Beinen seinen Ausgangspunkt zu haben scheint, schreibt er seiner Müdigkeit zu: Er ist unsicher im Treppensteigen. Es fällt ihm schwer, er muß sich sogar am Geländer festhalten. Dann stößt er die Türe auf, die auf das B-Deck führt. — Kein Mensch zu sehen. Vom Heck bis zur Winterbrücke gähnt es leer und verlassen im Lichtschimmer, der von den Sternen fällt. Die Luft greift ihn in seinem dünnen Anzug wie mit Messerschnitten an. Das Kielwasser ist verschwunden — nur ein dünner, neben dem Schiff einherlaufender Streifen zeigt, daß sich die „Titanic" nur noch mit geringer Vorwärtsfahrt weiterbewegt. Beesley zieht den Morgenrock, so gut es geht, über dem Hals zusammen und läuft das Verdeck entlang, wirft einen Blick in den Rauchsalon: Vier Tische sind noch besetzt. Alles scheint in bester Ordnung — — nicht die geringste Unruhe unter den Passagieren — man raucht Zigarren,

trinkt Likör und lacht — von Aufregung keine Spur! Als er Sekunden später versehentlich die Tür zum Damensalon öffnet, schreit eine ältere Dame, die den Raum eben verlassen wollte, auf, als sie sich dem Manne im hellblauen Pyjama gegenübersieht:

„O Gott, haben Sie mich erschreckt. Was wollen Sie denn hier?"

„Pardon — ich wollte — das heißt — haben Sie den Stoß verspürt?"

„Den Stoß??? Mein Herr, was erlauben Sie sich — welchen Stoß — ich begreife nicht — und in diesem Aufzug!"

Als Beesley das Strafgericht in den Augen der Mylady aufflammen sieht, verzichtet er auf jede weitere Erklärung und räumt einsichtsvoll das Feld, — die Treppe, die zum A-Deck führt, herauf. Auch hier das seltsame Gefühl, Unsicherheit, als ob die Stufen nicht mehr die gewohnte Winkelstellung innehätten wie sonst. Ahnungslos stelzt er weiter. Zu dumm, — auch in den Gängen läuft es sich anders als sonst. Im französischen Café sitzt eine Gesellschaft junger Männer beim Dominospiel. Beesley wird mit schallendem Gelächter empfangen:

„Halloh, ein Mondsüchtiger!"

Es dauert eine geraume Weile, bis sich die Gemüter beruhigt haben und Beesley seine Frage endlich anbringen kann:

„Haben Sie auch die hebende Wirkung des Schiffes gespürt?"

Alle vier Herren bejahen zugleich und einer von ihnen, ein Ingenieur aus den Staaten, will sogar einen Eisberg an den Fenstern der Veranda vorbeigleiten gesehen haben.

„Einen Eisberg?"

„Ja, einen Eisberg! — Zirka 100 Fuß hoch — hier an diesem Fenster!"

„Wann soll denn das gewesen sein?"

„Vor zehn Minuten!"

„Liegen wir denn still?"

Beesley wird unruhig:

„Nein, wir haben noch etwas Fahrt!"

„Na, sehen Sie, der Eisberg wird uns wohl ein wenig von der neuen Farbe abgekratzt haben, und unser Käptn, der ein ordentlicher Mann ist, fährt nicht eher weiter, bis die Stelle wieder nachgepinselt ist."

Jetzt lacht auch Beesley mit. Einer der Spieler deutet auf sein halbleeres Whiskyglas und neigt sich zu dem Ankömmling:

„Sehen Sie doch draußen mal nach, ob nicht irgendwo Eis aufs Verdeck gefallen ist, ich brauche etwas davon für meinen Whisky."

Als Beesley wieder das Verdeck betritt, sieht er, daß nunmehr die dünne Wasserlinie neben dem Schiff auch verschwunden ist. Die „Titanic" liegt also still. Jemand ist bemüht, die Schutzhülle eines Bootes herunterzuzerren. Nummer 13 steht in goldenen Lettern darauf. —

Schon steht er neben Boxhall, den er in der Dunkelheit aber nicht erkennt:

„Hallo, was ist denn eigentlich los?"

„Nichts, was soll denn los sein?"

„Wir liegen ja schon eine ganze Weile still!"

„Geht gleich wieder weiter!"

Das ist alles, was er erfährt. Beesley, der die Unhöflichkeit des Offiziers nicht zu deuten versteht und außerdem vor Kälte am ganzen Leib zittert, kapituliert und tritt den Rückzug in die Kabine an. Im Kajütengang steht eine Tür auf. Gegen den Pfosten lehnt ein Mann, vollständig angezogen, in Mantel und Hut. Beesley will mit einem ärgerlichen „Good evening" an ihm vorbei, aber der Fremde hält ihn auf:

„Sehen Sie sich den an, der weigert sich aufzustehen! Was soll ich mit ihm tun?"

Dabei deutet er auf seinen Schlafgenossen, der, bis an die Ohren in eine Decke eingewickelt, im Bett liegt und schläft.

„Wecken Sie ihn auf", gibt Beesley zur Antwort. „Draußen scheint etwas passiert zu sein, über das man uns im Unklaren läßt."

„Glauben Sie, der hört auf mich — er ist ja wach!"

Im Augenblick dreht sich der Schläfer grunzend auf die andere Seite: „Ach, Ihr seid ja verrückt — ich soll wohl mein warmes Bett mit der Saukälte da oben vertauschen — fällt mir ja nicht im Traume ein."

Sein Begleiter wird wütend:

„Mann, ich erkläre Ihnen doch, daß etwas nicht in Ordnung ist — wir liegen still!"

Aber der andere ist schon wieder halb im Einschlafen:

„Na schön, dann liegen wir eben still — um so besser kann man schlafen, wenn das verfluchte Geruckle endlich ein Ende hat!"

Draußen wird die Gangtüre aufgestoßen, ein Steward erscheint im Korridor:

„Alle Passagiere an Deck mit angelegtem Rettungsgürtel — Befehl des Kapitäns!"

Beesley hält sich an der Kajütenwand fest und verliert für Augenblicke die Farbe aus dem Gesicht. Der Schläfer hebt den Kopf und blinzelt wütend zu dem Steward herüber, der, den Gang mit raschen Schritten durcheilend, seine unzweideutige Aufforderung vor jeder Tür wiederholt.

„So — und nun gerade nicht — nun gerade nicht — Gute Nacht!", dreht sich um und schläft seelenruhig weiter. Keine zehn Sekunden später beweisen die Schnarchtöne, daß er auch wirklich eingeschlafen ist — er schläft heute noch — er wird ewig schlafen — kein Bettgenosse wird ihn stören — kein Steward — keine ruckelnde Matratze — nichts — ewig — ewig — ewig! Gute Nacht. — O, ja, auch solche Menschen gibt es — und sie sind nicht die schlechtesten, — no, Sir!

Auf dem Bootsdeck ist alles still. Phillips sitzt in seiner Station, klappert an einer Depesche. Bride, der zweite Operateur, tritt ein. Als Phillips ihn sieht, lacht er auf: Der Funker steht in Nachthemd und Beinkleidern vor ihm und gähnt:

„Ich wollte Sie vor der Zeit ablösen. Sie waren gestern so müde."

„Unsinn", gibt Phillips zur Antwort. „Legen Sie sich schlafen, Sie haben noch zwei Stunden Zeit."

„Was gibts?"

„Nichts. Meldungen nach Cap Race. Tun Sie mir den Gefallen und schwirren Sie ab!"

Bride verschwindet. Phillips trommelt seinen Bericht zu Ende. Dann holt er einen Block aus der Lade hervor und schreibt einen Brief:

„Liebe Mutter! Morgen sind wir in New York. Die Fahrt war herrlich — —"

Er setzt die Feder ab, hebt den Kopf: Die Maschinen haben aufgehört zu arbeiten. Die Stille lastet auf dem engen Raum. Draußen verworrene Stimmen, eilige Schritte.

„Ein Lager wird sich heißgelaufen haben", denkt Phillips und schreibt weiter.

„— — Seit zwei Tagen liegt das Meer wie ein Spiegel. Ich denke viel an Dich, Mutter. Dein Päckchen habe ich in Southampton erhalten. Modey übergab es mir kurz vor der Ausfahrt."

Die Tür knackt. Phillips blickt auf: Der Kapitän!

„Machen Sie sich bereit, Hilferufe zu senden! Warten Sie aber, bis ich es anordne!"

Und schon ist er verschwunden.

Nach wenigen Minuten ist er wieder da, legt einen kleinen weißen Zettel auf den Tisch:

„Dampfer ‚Titanic' durch Eisberg schwer beschädigt, erbitten dringend Hilfe, 41 Grad n. B. — 50 Grad w. L. — Smith, Kpt."

Ohne mit der Wimper zu zucken, jagt Phillips den Hilferuf durch den Äther.

Romain steht neben der schweigenden Maschine, die Fäuste geballt, blutleer das Gesicht.

Die Lenzpumpen hämmern mit dumpfen Schlägen, das

Keuchen der Bedienungsmannschaften übertönt sie. Schmutzige Gestalten stolpern vorbei: Heizer. Einige sprechen ihn an, — er gibt keine Antwort.

In den heißen Lagern knackt das Öl, zischt entweichender Dampf.

Hesketh spaziert, die Hände in den Hosentaschen, auf und ab, versucht gleichgültig, einer Lache auszuweichen, die sich auf dem Fußboden gebildet hat und immer weiter um sich greift. Der Radius seiner Bewegungen wird immer enger. Endlich bleibt er vor Romain stehen, legt ihm die Hand auf die Schulter:

„Behalten Sie die Fassung! Es hat doch keinen Zweck."

Keine Antwort. Um Romains Schuhe schlängelt ein dünner Wasserstreifen. Romain scheint noch nichts gemerkt zu haben. Er hält den Kopf gesenkt, die Augen geschlossen. Jetzt kriecht es langsam an den Sohlen empor, klettert immer höher, dringt in das Schuhwerk ein, schmiegt sich um den nackten Fuß. Romain gewahrt das Wasser, versucht zu lächeln.

Hesketh zündet sich eine Zigarette an:

„Kalt", sagt er in einem Ton, als habe er ein Gutachten über eine Limonade abzugeben.

Romain rafft sich auf:

„Es gibt Lumpen, um derentwillen der Ozean nicht wärmer sein darf."

Sieben schweigende Männer im Halbkreis auf der Brücke um ihren Kapitän: Stuart, Wilde, Lightolder, Pittmann, Boxhall, Hitchens und Werner.

Jedes Wort des Kapitäns trifft wie ein Hammerschlag:

„Boote klar! Frauen und Kinder zuerst! Ohne Ausnahme! Bei ernstem Widerstand von der Waffe Gebrauch machen! Alarmglocke läuten! Sirene in Tätigkeit setzen! Die Wahrheit unter allen Umständen zurückhalten! Wenn wir eine Panik verhüten wollen, müssen wir die Gefahr, in der sich das Schiff befindet, verschweigen! Also: nur alles vermeiden, was die Gemüter im geringsten erregen könnte!"

„Ich bin für die Wahrheit, Kapitän!" schneidet die Stimme Pittmanns dazwischen.

„Dann stimmen Sie für den Tod aller, die sich an Bord befinden! Ich garantiere Ihnen, Mister Pittmann, daß Sie kein Boot zu Wasser kriegen, wenn Sie den Leuten verraten, wie es um uns steht! Ich kenne das Schiff und kenne die Mängel der Bootskonstruktion. Ich bitte Sie, meine Herren, halten Sie die furchtbare Wahrheit zurück, solange Sie es mit Ihrem Gewissen nur verantworten können, — eine Panik würde uns jede Rettung unmöglich machen, weil sie sich in erster Linie gegen uns richten würde, — so aber habe ich wenigstens noch die Hoffnung, einigen das Leben zu erhalten!"

Smith reicht jedem die Hand.

Schatten huschen über die Brücke, verschwinden hinter dem Kartenhaus.

Er bleibt allein zurück, die Kappe in der Hand.

„Holde Aida, Himmeln entstammend,
Von Duft und Strahlen zaubrisch verklärt —"

Der kleine Musiksalon ist bis auf den letzten Fauteuil besetzt.

Totenstille ringsum. Kein Atemzug wagt die Glorie dieser köstlichsten aller Geberlaune zu unterbrechen: der Abgott der New Yorker Oper singt!

Pastor Andersen sinnt mit geschlossenen Augen in das Halbdunkel hinein. Die Ventilatoren sind abgestellt, der Zutritt in den Salon bis auf weiteres untersagt.

Herr Taylor hat die Hand seiner Frau ergriffen und läßt sie nicht mehr los. Eine unerklärliche Empfindung hat sich seinem Lauschen mitgeteilt: Es ist nicht mehr der Genius dieser Stimme allein, der die Luft durchzittert — etwas Fremdes, Unwirkliches schwingt in ihr mit — etwas, das seine Gedanken plötzlich mit dumpfer Angst erfüllt und ihn immer dichter an die Seinen heranrücken läßt.

Der kleine Jacky rührt sich nicht. Er hat den Kopf in die

Polsterung des Sessels zurückgelehnt. Gott weiß, wo seine Gedanken sind. Vielleicht jagen sie gerade hinter dem uniformierten Niggerboy her, der an jedem Nachmittag Zigarren und Erfrischungen auf dem Promenadendeck serviert. Vielleicht umkreisen sie gar das ganze dahinstürmende Schiff, von der Warte eines kleinen großen Philosophen aus gesehen — Kinderträume, mit eurem Erwachen endet die Unsterblichkeit, denn mit eurem Erwachen beginnt das — Leben!

„Möchte die Heimat wieder Dir bringen
Dort wo die Luft und der Himmel so schön — —"

Da, die Wedel einer Palme, die hinter dem Flügel steht, haben sich von selbst bewegt! — Ein merkwürdiges Zittern war eben durch die Pflanze gegangen. Jacky hat es bemerkt und Pastor Andersen ist aus seiner Versunkenheit aufgewacht und blickt verwundert um sich. Missis Allyson, die an seiner Seite sitzt, schläft. Nur der Pianist dreht sich um und begegnet demselben, fragenden Blick.

„Möchte ins Haar eine Krone dir schlingen,
Dir deinen Thron bis zur Sonne erhöhn —"

Strahlend klettert das gewaltige Organ empor, das hohe B übertönt den Signalpfiff, der auf dem Oberdeck erschallt. Die Palme hat ausgeschwungen. Reglos verharren ihre Blattlanzetten. Gleich darauf wird die Türe geöffnet und Lightolder, der erste Offizier, steht da, den Mantel bis auf den letzten Knopf geschlossen, den Dienstrevolver umgeschnallt:

Unwilliges Murren empfängt den Störenfried. „Meine Herrschaften, ich muß leider unterbrechen —"

Der Gesang reißt ab. Taylor hat sich lautlos erhoben. Ein vernichtender Blick des Sängers trifft den Offizier.

„Ich bedauere unendlich — aber — der Kapitän wünscht —"

Keiner sieht die Blässe in dem Gesicht des Stotternden,

keiner versteht, was ein umgeschnallter Dienstrevolver an Bord eines Passagierdampfers zu bedeuten hat.

Einer der Anwesenden springt wütend aus einem Sessel auf:

„Nach 10 Uhr darf wohl hier nicht mehr gesungen werden?"

„Das schon", entgegnet Lightolder mit fahlem Gesicht, „aber das Schiffskommando hat Alarmbereitschaft angeordnet, ich muß Sie also bitten —"

„Was haben wir denn damit zu tun?" kreischt eine Stimme dazwischen.

„Ich muß Sie bitten, unverzüglich mit angelegtem Rettungsgürtel auf dem Deck zu erscheinen und vor den Booten Aufstellung zu nehmen. Möglich, daß der Kapitän ein Übungsmanöver machen will."

Als Frau Taylor das Wort „Rettungsgürtel" hört, fällt sie in ihren Stuhl zurück. Jackys Kulleraugen sind mit Bewunderung auf das goldene Kappenemblem des Offiziers geheftet, während Lady Allyson die Nerven verliert:

„Und das hat nicht Zeit, bis Signor Pitaluga ausgesungen hat?"

Lightolder kann seine Unruhe nicht mehr länger verbergen und faßt seine Antwort in die aufreizende Kürze eines Blitzes:

„Nein, Mylady!"

Damit wirft er die Türe ziemlich unsanft hinter sich zu. Tödliches Schweigen bleibt zurück.

Jacky fühlt sich plötzlich hochgehoben und von seinem Vater an die Brust gedrückt.

Anderson verläßt wortlos den Salon, während sich der „Göttliche" mit krebsrotem Gesicht an seinen Begleiter wendet: „Was sagen Sie zu dieser Unverschämtheit?"

Zwischendeck:

Die Passagiere schlafen seit einer Stunde. Einzelne sind noch wach, kramen in ihren Habseligkeiten, hocken im

Halbdunkel über Büchern und alten Zeitungen. Eintönig zittert das Rollen der Maschine. Der vorsichtige Schritt eines Matrosen oder das Zuklappen eines Koffers — sonst rührt sich nichts mehr im Zwischendeck.

Der wachthabende Maat ist eben im Begriff, auf Zehenspitzen den Saal zu verlassen, als ihn ein scharfes Rasselgeräusch so heftig zusammenfahren läßt, daß er mit dem Schädel gegen die Tür fliegt.

Drei Sekunden — dann ist es wieder still. Verschlafene Gesichter tauchen auf, blinzeln über den Bettrand, gähnen, fallen wieder in ihre Kissen zurück, als sie merken, daß sich das Geräusch nicht wiederholt.

Der Maat reibt den schmerzenden Kopf, lauscht in den Saal.

„Was ist denn da los?" fragt einer.

„Weiß nicht. Es kam von unten. Hörte sich an wie ein vorbeifahrender Eisenbahnzug."

„Wenn das kein Treibeis war, laß ich mich hängen!"

„Quatschen Sie keinen Kohl, Mann! Legen Sie sich schlafen!"

„Ich bin zehn Jahre zur See gefahren, mit mir könnt Ihr nicht verrückten August spielen, verstanden?"

„Klugscheißer!" brummt der Matrose und verläßt den Saal.

Schritte auf den Gängen. Ein Geräusch, als wenn jemand ein Tau oder einen schweren Gegenstand hinter sich herzieht. Das Geräusch wiederholt sich.

Einer springt aus dem Bett, reißt die Tür auf, hält den Atem an, schließt die Augen:

„Da muß doch irgendwo ein Wasserhahn laufen. Vielleicht in den Waschräumen?"

Schon steht er vor der Tür, reißt sie auf, macht Licht: Nichts. Die Hähne sind geschlossen. Nur aus einem tropft es in ein blechernes Becken.

„Weiß der Teufel, wo das herkommt."

Im Begriff, sich wieder hinzulegen, hält er inne, starrt auf den Fußboden. Da unten liegen doch die Magazine und

der Mannschaftsraum. Er merkt, daß die Maschinen nicht mehr laufen. Wirft sich platt auf den Fußboden. Legt das Ohr an die Dielen: Wasser — Wasser — Wasser!

Wie von einer Natter gebissen, springt er auf und brüllt durch den Saal:

„Aufwachen, aufwachen!"

Halbnackt, wie er ist, stürzt er von Bett zu Bett, rüttelt die Schläfer:

„Aufwachen — aufwachen!"

Er reißt ihnen die Decken vom Leibe, zieht ihnen die Polster unter den Köpfen weg, trommelt mit den Fäusten gegen die eisernen Bettstellen:

„Aufwachen — aufwachen!"

Im Nu ist alles auf den Beinen, reibt sich fluchend den Schlaf aus den Augen und verwünscht den Narren, der es wagt, mitten in der Nacht —

„Aufwachen — aufwachen!"

Einer springt ihm an die Kehle:

„Du Aas, du verrücktes!"

„Das Schiff geht unter — das Schiff geht unter!"

Die Umklammerung löst sich, der „Verrückte" stürmt weiter, von Lager zu Lager:

„Das Schiff geht unter — Das Schiff geht unter — das Schiff geht unter!"

In der offenen Tür erscheint der Quartiermeister mit drei Matrosen, die schußbereiten Waffen in der Hand. Vergebens seine beruhigenden Worte, vergebens die Drohung. Tumult bricht los. Alles flieht den Ausgängen zu, staut sich händeringend in den Gängen, die zu den Treppen führen. Die Matrosen werden überrannt, der Quartiermeister, dem die Waffe losgegangen ist, niedergeschlagen. Die Türen der anschließenden Schlafsäle fliegen auf, bleiche Gesichter starren in den gestikulierenden Menschenstrom.

In den unterhalb gelegenen Magazinen steigt das Wasser. Schlägt in wirbelnden Kreisen an den Wänden hoch, drückt die Türen ein, ergießt sich in breitem Schwall in die Neben-

räume, dringt ins Mannschaftslogis, umklammert die Beine der flüchtenden Matrosen. Ehe sie die Treppe erreichen, schlägt ihnen die kalte Flut ins Gesicht, erstickt ihren letzten Hilfeschrei.

Weiter steigt die brodelnde Flut, von Treppe zu Treppe, von Raum zu Raum. Bricht in die verlassenen Schlafsäle ein, schäumt hinter den Fliehenden her, überrascht sie in den Gängen.

Unter dem Stampfen der tobenden Menge dröhnen die Treppen. Einer boxt den andern zu Boden, versucht, ihm vorzukommen. Die Flut steigt weiter — unaufhaltsam.

Aufgerissene Rachen, Hilfe brüllend — Kampf um den letzten Atemzug.

In Brusthöhe bleibt das Wasser endlich stehen, steigt nicht weiter. Die Schotten sind geschlossen — bis auf vier, deren zertrümmerter Mechanismus versagt.

Einige erreichen das Verdeck, die andern bleiben zurück, erstarren im Eiswasser.

Kalte Nachtluft empfängt die Geretteten auf der Back.

Stöhnend quillt es aus der Tiefe empor, zwängt sich schaudernd durch die Luken. Eistrümmer überall, die ganze Back ist übersät.

Von den Pistolen der Matrosen in Schach gehalten, irren die Verzweifelten über das Verdeck, stolpern über Eis, gleiten aus, sinken in die Knie, Gebete stammelnd.

Die Zugänge zur ersten und zweiten Klasse sind gesperrt. Noch wagt man nicht, den Ring der Matrosen zu durchbrechen. Einer versucht es, es ist der „Narr", der Hunderten das Leben rettet. Er streckt einen Matrosen mit geballter Faust zur Erde nieder:

„Den Weg frei zu den Booten!"

Zwei Schüsse pfeifen hinter ihm drein, klatschen ihm in den nackten Rücken.

Kurz vor Elf hatte Jan Peter den Schlafsaal verlassen und war langsamen Schrittes auf das Oberdeck gestiegen.

Anne war friedlich an seiner Seite eingeschlafen, den Ausdruck eines Engels in dem schmalen, fast durchsichtigen Gesicht. Aber Peter kann keine Ruhe finden in dieser und auch in keiner anderen Nacht! Der Gedanke an das Nichts, dem er mit der kostbarsten Bürde seines Lebens entgegentreibt, hält ihn wach. Hier auf dem Oberdeck, in der Nähe der großen Ventilatoren, hofft er zur Besinnung zu kommen, obwohl dieser Teil des Schiffes den Zwischendeckpassagieren eigentlich verboten ist. Keine Menschenseele ist mehr zu sehen, kein Laut zu vernehmen — nichts, — nur die Nacht und das dahinrasende Schiff! — Nur Jan Peter und das kalte, mitleidlose Leuchten der Sterne!

Glasiger Nachtdunst hatte sich in der Fahrtrichtung ganz plötzlich aufgebäumt — wie ein Phantom, das aus der Tiefe des Ozeans nach oben steigt — die Wasserfläche durchbricht — immer näher kommt — und Jan Peter hatte mit brennenden Augen in das Gespenst gestarrt — ohne es zu sehen! Längst waren seine Gedanken dem Schiffe vorausgeeilt — was kümmert es ihn, was heute noch auf dieser „Titanic" geschieht — morgen wird ein ganz anderes Phantom aus den Fluten steigen, ein grausames, jede Hoffnung und alle menschlichen Kräfte verschlingendes: New York!

Er merkte es auch nicht, als der Zusammenstoß erfolgte! Jan Peter zuckte erst zusammen, als ihn der barbarische Ruf der Sirene aus seinen Grübeleien riß und zur Umkehr zwang. Seine Knie zittern, als er jetzt die Treppe nach unten steigt. Daß etwas geschehen sein muß, sieht er den Menschen an, die plötzlich von allen Seiten zusammenströmen — verstörte Gesichter, aber keiner darunter, der ihm auf seine Fragen Antwort gibt. Endlich hat er das letzte Deck erreicht und stürmt dem Niedergang zu. Auf dem Verdeck liegen Eistrümmer, — Klumpen bis zur Größe eines Kleiderschrankes. Vor dem Einstieg zu den Schlafsälen staut sich ein gestikulierender Menschenhaufen und versperrt ihm den Weg. Peter schiebt die ersten beiseite, um

die Treppe zu erreichen, wird aber von kräftigen Fäusten zurückgerissen: „Halt! — Niemand darf herunter!“ Schreckensbleiche Gestalten taumeln aus der Tiefe nach oben, Wortfetzen zwischen den raschen Atemzügen hervorkeuchend: „Wasser — Wasser — Wasser!“ Das Dröhnen der einbrechenden Flut ist wie ferner Donner aus der Tiefe zu hören. Einen Augenblick lang steht Jan Peter wie versteint an der Schwelle, dann reißt er sich los und wirft mit einem gellenden Aufschrei dem aufwärtsjagenden Menschenstrom entgegen:

„Anne — — Anne!“ — —

Als Pittmann die Treppe zum Hauptdeck herabsteigt, merkt er, daß seine Knie zittern; aber sein Gesicht bleibt unbewegt. Den erregten Gemütern auf dem Promenadendeck begegnet er mit eiserner Selbstdisziplin:

„Keine Beunruhigung, meine Herrschaften! Das Ganze ist nur ein harmloses Übungsmanöver.“

Von allen Seiten drängt es an ihn heran:

„Warum haben die Maschinen aufgehört zu laufen?“

„Ist etwas geschehen?“

„Was war das für eine Erschütterung?“

„Herr Offizier, wir fahren ja nicht mehr!“

Frauen brechen in Tränen aus, als die Alarmglocke anschlägt. — Männer in Frack oder Schlafanzug umringen den Offizier. Auch Doktor Morell ist unter ihnen:

„Was gibt es, Pittmann? Warum stehen die Maschinen?“

„Rettungsmanöver! — Holen Sie sich eine Schwimmweste, Doktor, und kommen Sie sofort an Deck zurück!“

Er beißt sich auf die Lippen: Der Freund.

Eine junge Dame drängt sich in den Vordergrund, das Gesicht kreidebleich:

„War das ein Eisberg, Mister Pittmann?“

Der Offizier erkennt Miss Reyerson:

„Melden Sie sich bei Ihrem Steward. Lassen Sie sich einen Rettungsgürtel geben.“

„Um Gotteswillen —“ die Dame fällt in Ohnmacht. Irgend jemand fängt sie auf. Pittmann bahnt sich mühsam einen Weg durch die erregte Menge:

„Keine Beunruhigung, meine Herrschaften — nur ein Übungsmanöver auf Befehl des Kapitäns: Alle Passagiere haben mit angelegtem Rettungsgürtel an Deck zu erscheinen!“

„Sagen Sie uns auch die Wahrheit?“

„Fragen Sie nicht so viel! Beeilen Sie sich! Die Boote werden gleich zu Wasser gelassen.“

Ein Herr im eleganten Sportanzug vertritt ihm den Weg:

„Sagen Sie, ist dieses Gesellschaftsspiel im Fahrpreis mit einbegriffen?“

Pittmann schiebt ihn sanft zur Seite:

„Holen Sie Ihre Schwimmweste und kommen Sie wieder an Deck!“

Mit Mühe gelingt es ihm, sich dem Knäul zu entwinden. Überall stößt er auf ratlose Gruppen, neugierige Gesichter, weinende Frauen.

„Alle Passagiere an Deck mit angelegten Rettungsgürteln!“

Man glaubt seinen Worten, hört nicht den Mißklang in seiner Stimme.

Das Schiff liegt wie eine Kröte im Sumpf. Nicht der leiseste Luftzug ist fühlbar.

Vor dem Musikzimmer stößt er mit dem Pastor zusammen. Der Weißhaarige steht gegen die Windschutzwand gelehnt und scheint von den Ereignissen an Bord keine Notiz zu nehmen. Er hält seine graue Reisekappe in der Hand und blickt in die Nacht hinaus, genau so, wie ihn Pittmann vor drei Stunden kennengelernt hat.

Im ersten Augenblick will Pittmann an ihm vorbei, — verfluchtes Lügen —, aber er bezwingt sich, bleibt stehen und greift nach seiner Hand. Die Verlegenheit raubt ihm fast die Stimme:

„Herr Pastor — bitte — holen Sie sich eine Schwimmweste — und kommen Sie auf das Bootsdeck!“

Der Pastor sieht mit gleichgültiger Miene einigen Passagieren nach, die in wilder Hast über das Promenadendeck stürmen:

„Ist es so weit, Mister Pittmann?"

„Aber — nein — nicht doch, Herr Pastor", gibt Pittmann verstört zurück — „unser Kapitän hat eine Nachtübung angeordnet — er will wissen, wie lange das Einbooten der Passagiere im Ernstfall — bei Nacht — dauern würde — also bitte — beeilen Sie sich — die Boote werden gleich zu Wasser gelassen!"

Der Pastor sieht ihm ruhig und offen ins Gesicht. Er hat die Hast, mit der Pittmann diese Worte zusammengerafft hat, richtig verstanden:

„Warum belügen Sie mich, Herr Pittmann?"

Dem Offizier steigt die Schamröte ins Gesicht. Mitgefühl und Pflichtbewußtsein stellen ihn vor den Entscheid: Soldat, oder Mensch. Und Pittmann verliert die Nerven — und bleibt Mensch!

„Weil ich muß! Weil ich nicht anders darf! Ich stehe im Dienst!"

„— der Lüge?"

„Ja", antwortet Pittmann und seine Stimme hat wieder den alten Klang, „vielleicht wird diese Lüge vielen das Leben retten — aber Ihnen — Ihnen muß ich doch die Wahrheit sagen, Herr Pastor, — wir sind verloren, wir sind erledigt — wir sind fertig — Schluß — aus — vorbei — Unterwassereis — Schotten durch — nichts mehr zu machen — das Schiff sinkt."

Der Pastor nimmt die Hiobspost wie den Kartengruß eines Freundes aus der Heimat entgegen:

„Leben Sie wohl, Pittmann", reicht ihm die Hand. Pittmann drängt, von allen Seiten poltern Menschen über die Decks. Das Getrappel aus den oberen Etagen wird immer dichter und unruhiger:

„Ich bitte Sie, Pastor Andersen, es ist keine Zeit zu verlieren, gehen Sie."

Eine ältere Dame stürzt auf Pittmann zu. Sie hat ihren Rettungsgürtel verkehrt angezogen und fliegt am ganzen Körper:

„Herr Schiffsoffizier, — ich mach ja das Theater ganz gerne mit — aber ich habe beim Anlegen von diesem dummen Dings da den Toilettenspiegel zerbrochen, muß ich den etwa bezahlen?"

„Nein, nein — den bezahlt schon die Gesellschaft, gehen Sie zu den Booten."

„Na, Gott sei Dank, dann bin ich beruhigt. Wie käme ich denn auch dazu, wissen Sie, das war nämlich so: Ich nehme den Gürtel, da — so von hinten herum —"

Pittman drängt die aufgeregt gestikulierende Frau beiseite:

„Nicht jetzt, meine Dame — später — dort geht es lang, dann die Treppe hoch!"

Als sich Pittmann umdreht, ist der Pastor verschwunden — an seiner Stelle steht ein junges Mädchen in blütenweißem Kleid und einer Halskette mit goldenem Kreuz. Ihre Wangen sind gerötet. Sie schlägt vor Pittmann wie ein verliebter Backfisch die Augen auf — ein hauchdünnes Stimmchen:

„Verzeihen Sie, Herr Kapitän, wird der Rettungsgürtel um die Brust angelegt oder um den . . . hier weiter unten?"

Sie hält ihm hilflos den Gürtel entgegen. Pittmann hilft ihr beim Anlegen und läuft weiter.

In der Tür zum Damensalon steht eine junge Frau, in aller Seelenruhe mit der Reinigung ihres Kleides beschäftigt. Pittmann bleibt stehen:

„Die Boote gehen zu Wasser, meine Dame!"

Miss Violett blickt wütend auf:

„Ach was — die Boote! — Da sehen Sie — was man mir gemacht hat!" Sie zeigt mit der Hand auf einen handtellergroßen nassen Fleck in Schoßhöhe. — „Rotwein — das geht nicht mehr heraus, ich werde die Gesellschaft auf Schadenersatz verklagen."

Das ist Pittmann zu viel:

„Verklagen Sie den lieben Gott auf Zurücknahme ihrer Fahrkarte", schreit er und ist weg.

Endlich erreicht er den Ballsaal, stößt die Tür auf:

Musik!

Er schreitet die Logen entlang, von niemandem angehalten, von keinem befragt.

Vor dem Tisch des Präsidenten bleibt er stehen:

„Befehl des Herrn Kommandanten: Alle Passagiere haben mit angelegtem Rettungsgürtel auf dem Promenadendeck anzutreten!"

Lord Ashburton taumelt aus dem Stuhl empor.

Guggenheim stößt das Sektglas um.

Der Präsident erbleicht.

„Wollen Sie sich mit uns einen Aprilscherz erlauben?"

„Ich bin im Dienst, Herr Präsident", kehrt ihm den Rücken und wendet sich schon mit halblauter Stimme an den Nebentisch:

Mac Lean und Frau.

„Verzeihen Sie die Störung — der Kapitän bittet die Herrschaften unverzüglich mit angelegtem Rettungsgürtel an Deck zu erscheinen."

In dem Gesicht von Miss Lean bleiben nur die Schminke und zwei rote Striche. Ihre Hand greift nach dem Arm des Gatten.

„— — Eine Bootsübung", sagt Pittmann leise und steht schon vor dem nächsten Tisch.

Dieselben Worte — dasselbe Erschrecken — dieselbe Frage — und immer dieselbe irrsinnige Antwort:

„Ein Übungsmanöver."

Weiter von Tisch zu Tisch, wie ein gehetzter Hund! Vor ihm lachende fröhliche Gesichter — hinter ihm lähmendes Entsetzen, — banges Schweigen.

Und dazu spielt die Musik!

In einer Loge ein junges Paar.

Bei Früchten und Sekt. Als Pittmann wie ein Gespenst vor ihrem Tisch auftaucht, klingen gerade zwei Sektgläser

zusammen. Der Tisch ist mit Blumen geschmückt. Pittmann sieht einen funkelnagelneuen Ehering. Die Loge dreht sich vor seinen Augen um die Achse —! Und mit trockener Stimme deklamiert er seinen Vers herunter:

„Der Kapitän läßt sämtliche Passagiere bitten, mit angelegtem Rettungsgürtel an Deck zu erscheinen."

Die junge Frau zeigt Pittmann ein ahnungsloses Lächeln:

„Oh, man hat mit uns eine Überraschung vor?"

„Nein, keine Überraschung, gnädige Frau — — eine Übung! — — Ein Rettungsmanöver!" fährt Pittmann heiser fort, als das Lächeln noch immer nicht aus dem glückstrahlenden Gesicht verschwinden will. Der Mann blinzelt ihm zu, greift in das offene Zigarettenetui:

„Muß das sein?"

„Ja! — — bitte — — unverzüglich."

„Na, aber unsern Wein werden wir doch noch austrinken dürfen? Wir sind nämlich auf der Hochzeitsreise. Wie lange wird denn die Geschichte dauern?"

„Nicht lange", preßt Pittmann rauh hervor, „in einer Stunde ist alles vorbei."

Der Glückliche merkt noch immer nichts:

„Also schön, wir kommen", ruft er Pittmann nach, der bereits in der Nebenloge steht.

Männer im Frack, Frauen im großen Abendkleid. Betrunken. Eine Batterie Sektflaschen neben dem Eiskübel. Pittmann wird mit schallendem Gelächter empfangen:

„Was nennen Sie Bootsmanöver?" lallt ihm eine fette Stimme entgegen, „vous êtes wohl total plemplem, my dear, Signore — aber ohne uns — wir sind froh, daß wir sitzen — nehmen Sie Platz, Ihre feudale Firma scheint Geld zu haben!"

Pittmann wird grundsätzlich:

„Meine Herrschaften, ich muß Sie dringend bitten!"

„Aber wir denken gar nicht daran! Empfehlen Sie uns Ihrem spleenigen Chef, er soll seine Übungsmanöver gefälligst im Saale abhalten. — Adieu! Good bye! A rivederci!"

Pittmann verliert die Geduld:

„Wir haben einen schweren Zusammenstoß gehabt, — das Schiff ist verloren!"

Eisiges Schweigen! Sieben nüchterne Menschen — sieben offene Mäuler. Der Sprecher von vorhin fährt wie angeschossen herum, starrt auf die Stelle, wo Pittmann noch vor einer halben Sekunde gestanden hatte . . .

Drei Tische weiter: Lord Canterville. Pittmann macht seine Verbeugung:

„Verzeihung, Mylord, der Kapitän hat — —"

Weiter kommt er nicht. Eine unüberwindbare Hemmung schnürt ihm die Kehle zu, als er den durchdringenden Blick des Gastes auf sich gerichtet sieht:

„Sie wollten mir doch etwas sagen, Mister Pittmann?"

Der Angeredete bleibt stumm, sucht vergeblich nach einem Wort, das er verantworten kann. „— darf ich Ihnen aus der Verlegenheit helfen?" kommt ihm der Lord höflich entgegen: „Sie wollten mir wohl sagen, der Kapitän hat — ein Gewissen, das so unantastbar ist wie sein Schiff, stimmt es?"

Dann lacht er dem Offizier, der wie ein Primaner vor ihm steht, ins Gesicht.

„Nichts für ungut, ein gutes Gewissen ist besser als keins. Ich habe meine Zeche bereits bezahlt. Rauche nur noch meine Zigarette zu Ende —!"

Pittmann reißt die Hacken zusammen und verschwindet. Zum Überlegen ist keine Zeit.

Die Kapelle hat eben einen neuen Tanz begonnen, als der Offizier auf den Kapellmeister zukommt:

„Aufhören! Schluß!"

Die Musik bricht ab, Pittmann winkt den verwirrten Kapellmeister zu sich heran:

„Packen Sie Ihre Instrumente ein und spielen Sie sofort an Deck weiter. Flotte Sachen! Verstehen Sie mich?"

Ehe sich die Spannung löst, hat Pittmann den Saal verlassen. Im Vestibül tritt ihm der Präsident in den Weg:

„Ich bitte Sie um eine Erklärung!“

„Die habe ich eben abgegeben — lassen Sie mich vorbei!“

„Sie werden sich zu verantworten haben, Mister Pittmann!“

„Daran glaube ich nicht mehr!“

„Zum Teufel, was hat denn das alles zu bedeuten?“

„Legen Sie Ihren Rettungsgürtel an und fügen Sie sich den Anordnungen des Kapitäns!“

„Ich?“

„Wenn es Ihnen Spaß macht, können Sie auch hierbleiben!“

Der Präsident steht wie vom Blitz getroffen.

Pittmann schmeißt die Tür hinter sich ins Schloß.

Die Flügeltüren des Saales öffnen sich. Wie ein Maskenzug strömt das Publikum heraus, Arm in Arm, als gelte es, zu einer Polonaise anzutreten.

„Beeilen Sie sich, Lord! Die Idee ist fabelhaft originell. Endlich mal was anderes.“

Musiker mit Instrumenten verschwinden nach oben, Stewards und Stewardessen, immer dichter wird die Menge.

„Was will man eigentlich von uns?“

„Man gibt uns Gelegenheit, eine Sensation zu erleben. Freuen Sie sich nicht?“

„Ach wo. Kleine Kahnpartie auf dem Ententeich! Ich kenne das.“

„Vergessen Sie nicht, Ihren Mantel umzuhängen! Es ist höllisch kalt draußen.“

„Wo gibt es denn die Schwimmwesten?“

„Oben an Deck!“

„Komisch — — haben Sie die Nervosität des Offiziers bemerkt?“

„Was hat die Sirene zu bedeuten?“

„Alarm!“

„Hört sich an wie das Blöken einer Kuh.“

„Schrecklich!“

Lord Ashburton erblickt den Präsidenten an der Türschwelle:

„Das haben Sie ausgezeichnet arrangiert — ganz ausgezeichnet. Kommen Sie, schauen wir uns die Geschichte in der Nähe an. Jedenfalls aufregender als unsere ewige Bridgepartie."

Er klemmt sein Glas ins rechte Auge:

„Sagen Sie, Ismay, weiß der Teufel, entweder ich habe wirklich zu viel getrunken — oder der ganze Dampfer steht schief! Geht es Ihnen auch so, Herr Präsident?"

Die Ereignisse der letzten Minuten sind in so dichter Aufeinanderfolge auf den Präsidenten eingestürmt, daß er zunächst völlig kopflos in seine Kabine stürzt. Als er dort alles in bester Ordnung vorfindet, klettert er in den Maschinenschacht herunter. Dort steht Romain im Gespräch mit einem Heizer, der ihm eben die Mitteilung macht, daß die Kohlenbunker I und II fluten und die Räume augenblicklich verlassen werden müssen! Ismay wartet geduldig, bis der Chefingenieur seine Anweisungen gegeben hat, dann stürzt er auf ihn zu:

„Was ist geschehen, Mister Romain?"

„Wir sind auf Eis aufgelaufen!" lautet die kurze Antwort.

Der Präsident sieht, wie das Maschinenpersonal gedankenlos durcheinanderläuft und hört das laute Rufen aus den Bunkern. In den Schottenabteilungen tönen die Gongsignale der Warnungsanlagen.

„Ist der Schaden ernst?"

Romain wendet sich ab: „Ich glaube, Sie haben einen Rekord für England gewonnen, der einzig dasteht, Mister Ismay! Entschuldigen Sie mich bitte, ich muß zu meiner Maschine."

Der große Schiffsreeder steht wie vom Schlage gerührt. Die Titanic — verloren — das genialste Menschenwerk aller Zeiten — vernichtet! — Und als er sich wieder unter den Passagieren befindet, da hat das stolze Schlagwortvom unsinkbaren Schiff alle Festigkeit verloren und seine Stimme klingt brüchig und rauh.

Auf der Brücke stehen Kapitän Smith, Lightolder, Stuart und Werner. Ohrenbetäubend zischt der Dampf aus den vier Ablaßrohren der Schornsteine. Plötzlich erscheint eine Rotte halbnackter Heizer im Aufgang, der zu den Brücken führt. Ihre rudernden Armbewegungen, mit denen sie sich hier in unmittelbarer Nähe des brüllenden Dampfrohres verständlich machen wollen, wirken wie eine groteske Tanzpantomine:

„Wasser, Kapitän — Wasser — die Bunker laufen voll!"

Smith stampft wütend mit dem Fuße auf:

„Zum Donnerwetter, hinunter mit euch!! — Wer hat euch aus dem Dienst entlassen? Das Schiff ist in Gefahr — marsch zurück!"

Schweigend, wenn auch unwillig, gehorcht der gespensterhafte Trupp.

Lightolder ist über den Kommutator gebeugt. Der Zeiger der Apparatur, der die geringste Abweichung von der Senkrechten registriert, hat die Normaleinspielung überschritten und verläßt sie konstant nach Steuerbord zu!

„Fünf Grade Steuerbordschlagseite!" meldet er dem Kapitän. — „Wir sinken bereits!"

In den Kabinen rührt sich nichts.

Die Vibration der Maschine hat längst aufgehört, nur das Tacken der Lenzpumpe schlägt kaum hörbar an. Die Schlafenden spüren es nicht, hören auch nicht das Geheul der Schiffssirene, das wie drohendes Knurren in alle Räume dringt.

In Kabine 360 brennt Licht. Eva steht vor dem Spiegel und kämmt das Haar. Die Mutter hat sich schon vor einer halben Stunde zu Bett gelegt. Der Abend und seine sonderbaren Gespräche lassen Frau Stevenson nicht zur Ruhe kommen. Sie waren weder für Eva noch für sie geeignet, die harmlose Zerstreuung zu finden, die sie sich von dem kurzen Besuch des Festes versprochen hatte. Die groteske Geschichte von dem blauen Diamanten, das eigentümliche

Lächeln der beiden Offiziere, als von Eisbergen die Rede war — — dann die Unruhe dieses merkwürdigen Mr. Daniel. Warum eigentlich merkwürdig? Vielleicht war ihr das alles nur merkwürdig vorgekommen. In Wirklichkeit ist gewiß alles natürlich und selbstverständlich. Vielleicht nur ein Angstgefühl, übersteigert durch die Aufregungen der beiden letzten Nächte.

Ihr Blick fällt auf die Uhr: zehn vor zwölf!

„Gott sei Dank, die letzte Nacht!" Wie ein Stoßgebet jagt ihr der Gedanke durch den Kopf.

„Möchtest du nicht endlich zu Bett gehen, Eva?"

Eva steht vor dem Spiegel, das Antlitz wie eine stumme Maske auf sich selbst gerichtet. Aug' in Auge mit jenem rätselhaften Doppelwesen, das ihr plötzlich klar und bewußt gegenübersteht, als hätte es sich plötzlich aus der magischen Fessel des inneren Zwiespaltes befreit. Ihr Blick ist von abstrakter, abwartender Ruhe und läßt nicht die leiseste Spur einer fieberhaften Verschleierung erkennen. Nur das große, überirdische Dunkel leuchtet und loht aus dem Auge hervor — schwarze Algengründe, die durch die Tiefe kristallheller Bergseen schimmern. Ihre Gedanken sind leer — fort — weggewischt. Der ganze Aufnahmeapparat ihres Wesens ist willenlos auf Empfang gestellt. Der große Sender „Leben" schweigt. Eva führt mit sicheren Bewegungen den Kamm durch das Haar, langsam, fast feierlich, als zögere sie, diese Arbeit früher zu unterbrechen als —

— Jetzt schlägt der Sender wieder an. Die innere Stimme wird leuchtendes Wort: Das bist Du — Eva Stevenson — das bist du — und wirst es immer bleiben — immer und für ewige Zeiten — auch dann, wenn diese Nacht länger dauern sollte als alle die andern — du — und dein ewiges Spiegelbild. Pastor Andersen ist gut — und das Leben ist schön — Gott aber ist besser. — „Erwache aus der Ohnmacht, in der du schläfst — und der Blick deiner Augen wird gegen alles triumphieren, was gegen dich getan ist." — Immer bereit sein, heißt alles beherrschen — was auch

kommen mag. Es gibt Menschen, die da glauben, das Meer sei kalt — nein — es erscheint uns nur so — weil wir in warmen Hütten leben und uns hinter gekachelten Öfen verkriechen. — Die Fische leben ja auch im Meer — die Fische würden hinter gekachelten Öfen erfrieren. — Die Fische sind von Gott, deshalb sind sie glücklich!

Frau Stevenson beobachtet mit innerer Unruhe die plötzliche Wesensveränderung ihrer Tochter. Seit dem Erwachen aus ihrer Ohnmacht ist es, als ob ihre Lippen ständig ein kaltes unabwendbares Lächeln begleiten wollte. Um sie auf andere Gedanken zu bringen, versucht sie eine harmlose Unterhaltung anzuschlagen; von draußen dringt das nadelfeine Geräusch eines fernen Summtones in die Kabine — die Sirene!

„Freust du dich denn gar nicht auf New York, Eva?"

Eva gibt keine Antwort. Ihre Gedanken sind nicht mehr in dieser Kajüte.

„Morgen um diese Zeit sind wir schon bei Tante Betty. Ich bin neugierig, wie sie dir gefallen wird — sicher recht gut. Sie ist ein lieber Mensch. Du wirst dich sehr gut mit ihr verstehen — und erst dein Vetter Harry, der kleine Lausejunge, weißt du noch? Jetzt wird er auch schon ein stattlicher junger Mann sein."

Eva schweigt. Keine Miene in ihrem Gesicht verrät, ob die Worte der Mutter ihr Bewußtsein erreichen oder nicht.

Frau Stevenson sieht wieder nach der Uhr:

Mitternacht.

„Wenn es endlich Morgen wäre", denkt sie, und im leichten Plauderton fährt sie fort:

„Kannst du dich noch erinnern, wie ihr als Kinder Braut und Bräutigam gespielt habt? Er versprach dir, nie eine andere Frau zu heiraten und du mußtest ihm dafür schwören, auf ihn zu warten! Wie rasch ist doch die Zeit vergangen. Eva — — hörst du mir denn gar nicht zu?"

Ohne sich zu rühren, den Atem anhaltend, lauscht Eva

in sich hinein. Die Lippen bewegen sich kaum. Ihre Stimme hat einen unbekannten Klang.

„— — Amarna muß untergehen — — es hat seine Götter verraten — — Amarna versinkt — —"

„Eva, um Gottes willen, was sprichst du da?"

„— — Ihr habt seine Mäler zertrümmert — — sein Heiligtum geschändet — — seine Tempel entweiht — —"

Blaß wie eine Heilige im Kerzenlicht steht sie da. Hohl glimmt ihr heißer Blick in den Spiegel:

„— — Feinde werden deine blühenden Saaten durchwühlen — — deine Bildnisse zerstören — — deine Paläste in Trümmer legen — — Weh dir, Amenophis — — Flammen —"

Ein Grauen hat die Mutter gepackt, als sie diese sinnlosen, hingeflüsterten Worte vernimmt:

„Eva, ich bitte dich, sei still, du machst mir Angst."

Die Träumende wendet das Gesicht aus dem Spiegel. Ein leiser, surrender Ton, der aus dem Schiffsinnern kommt, schreckt sie aus ihrer Vision empor.

„Gibt es Schöneres, als in den Armen des Freundes einzuschlafen? —"

Während der letzten Worte hat Eva lautlos den Kamm beiseitegelegt. Jetzt geht sie an den Kabinenschrank, schließt ihn auf — überlegt einen Augenblick — greift dann plötzlich wie unter dem Eindruck einer erlösenden Gewißheit nach den beiden Mänteln, hebt sie von den Haken und trägt sie mit langsamen Schritten an das Bett.

Frau Stevenson richtet sich auf, sieht in das entschlossene Gesicht ihrer Tochter:

„Was willst du mit den Mänteln, Eva?"

„Anziehen", gibt Eva mit fremder Stimme zurück, „wir müssen uns ganz warm anziehen, sonst frieren wir, wenn wir nach oben kommen."

„Eva!"

„Es ist schrecklich kalt draußen — Eisberge —!"

„Ein neues Stadium der Krankheit", denkt Frau Stevenson und schaudert zusammen.

Für den Bruchteil einer Sekunde ist ihr, als hätte sie in den Augen des Mädchens etwas wie stummes, kaltes Entsetzen aufflackern sehen.

„Mutter, komm! Wir müssen zu den Booten — es wird sonst zu spät."

Frau Stevenson nimmt Eva in den Arm:

„Aber Kind — Liebes — das sind deine Nerven — geh zu Bett — morgen ist alles vorbei."

Eva befreit sich sanft aus der Umarmung, holt zwei Schwimmwesten und legt sie neben die Mäntel:

„Mutter, beeile dich — sonst müssen wir ertrinken."

Frau Stevenson hat die Hände vor das Gesicht geschlagen und schluchzt in sich hinein. Evas Bitten, den Rettungsgürtel anzulegen, werden immer eindringlicher und, als Frau Stevenson keine Anstalten macht, diesen irrsinnigen Wunsch zu erfüllen, greift sie nach einer Weste und legt sie der Mutter um. Die alte Dame läßt es willenlos mit sich geschehen. Die Angst, durch Opposition den Zustand, in dem sie ein Zeichen beginnender Geistesstörung zu sehen glaubt, zu verschlimmern, lähmt sie an die Stelle. Eva verschnürt sorgfältig die beiden Gurte und legt ihr den Mantel über die Schulter. Dann beginnt sie an sich denselben lächerlich anmutenden Mummenschanz vorzunehmen — mit einer Miene, als wäre es ihr bitterster Ernst.

Plötzlich stockt sie und lauscht nach der Tür: — die Sirene! Wie feiner Staub hängt das Summen in der Luft.

Eva vollendet im Zeitlupentempo ihre Maskerade, das Gesicht immer der Tür zugewandt. Jetzt werden draußen Schritte laut, jemand klopft gegen eine Kabinentür, murmelt unverständliches Zeug — dann wieder Schritte — tapp, tapp, tapp. Bis zur nächsten Tür. Wieder Klopfen — näher — lauter. Wieder das Brabbeln — dem Tonfall nach dasselbe wie vorhin. Dann ruft jemand nach dem Steward.

Frau Stevenson ist unruhig geworden.

„Ich will nachsehen, was es draußen gibt" — sie versucht zu

lächeln, „es wird jemand sein, der seine Kabinentür nicht finden kann."

Jetzt klopft es an die Nebentür und man kann endlich die Worte unterscheiden:

„Alle Passagiere an Deck mit angelegtem Rettungsgürtel!"

Frau Stevenson läßt die Hand, die sie schon nach der Klinke ausgestreckt hat, wieder sinken — sieht auf Eva.

Gleich darauf energisches Klopfen, die Tür geht auf, in ihrem Rahmen steht Pittmann:

„Alle Passagiere an Deck mit ange . . ." Der Rest bleibt ihm in der Kehle stecken: Miß Stevenson und Tochter stehen fertig angekleidet zu dem großen Übungsmanöver vor ihm:

„Verzeihung", — — ist das Einzige und Dümmste, was er herausbringt, ehe er von der Bildfläche verschwindet.

Eva sieht ihm nach, mit einem Ausdruck, als hätte ihr derselbe Pittmann eben im Auftrage des Kapitäns einen Rosenstrauß überreicht. Ob diese kühne Gelassenheit nur eisiger Triumph einer im Unterbewußtsein längst gereiften Gewißheit bedeutet, oder die ersten Anzeichen ausbrechenden Wahnsinns?

Ein Steward rast vorbei. Frau Stevenson stürzt auf ihn zu:

„Was ist geschehen?"

„Nichts, meine Dame!" und, als er die vorschriftsmäßige Kleidung sieht, „gehen Sie an Deck, die Matrosen sagen Ihnen Bescheid!"

„Alle Passagiere an Deck mit angelegtem Rettungsgürtel!"

In den Kajüten klirren die Alarmglocken. Verschlafene Gestalten tauchen auf, stecken den Kopf durch den Türspalt.

„Was ist los?"

„Verfluchte Klingelei!"

„Alle Passagiere an Deck mit angelegten Rettungsgürteln!"

Türen werden aufgerissen, fallen krachend ins Schloß. Frauen kreischen auf, wenn es an ihrer Tür klopft. Ein dünnes Stimmchen piepst durch den halbgeöffneten Spalt:

„Mama — — sind wir schon in New York?"

„Alle Passagiere an Deck mit angelegten Rettungsgürteln!"

„Kerl, ich knalle Sie über den Haufen, wenn Sie uns nicht sofort verraten, was hier gespielt wird."

„Keine Aufregung! Der Kapitän hat ein Rettungsmanöver angeordnet. Gehen Sie an Deck, vergessen Sie den Rettungsgürtel nicht."

„Euer Kapitän ist blödsinnig geworden. Ich will meine Ruhe."

„Sehr richtig! Wir haben für die Überfahrt 17500 Mark bezahlt!"

Frauen und Kinder in dünnen Nachtgewändern mit umgeschnallter Schwimmweste huschen durch den Gang. Ihre Gesichter sind blaß wie die Kabinenwände. Ein Mann in seidenem Pyjama stellt sich dem Steward in den Weg:

„Wollt ihr die Weiber erfrieren lassen? Sehen Sie sich das an!"

„Alle Passagiere an Deck mit angelegten Rettungsgürteln!"

Ein Mädchen im Hemd schlottert vor dem dritten Offizier:

„Bitte, — — wo sind die Schwimmwesten?"

„Unter der Waschtoilette, unter den Betten, in den Schränken — — überall. Ziehen Sie sich was an. Beeilen Sie sich."

Eine ältere Dame taumelt zu ihrer Kabine zurück. Der Steward sperrt ihr die Tür vor der Nase zu, wirft den Schlüssel fort:

„An Deck! Hier dürfen Sie nicht mehr bleiben!"

„Lassen Sie mich in meiner Kabine sterben! Ich habe die Wahrheit erfahren."

Vor der Tür bricht sie zusammen. Ein Matrose hebt sie auf, schleppt sie durch den Gang.

„Alle Passagiere an Deck mit angelegtem Rettungsgürtel!"

„Hallo, bleiben Sie stehen, Sie haben das Ding verkehrt angezogen. Hier müssen die Enden durch."

Neben einer gewaltsam geöffneten Tür hockt eine halbnackte Frau, sie ringt nach Luft.

„Was ist mit Ihnen los?"

„Ich bin herzkrank — — ich — — kann nicht weiter."

„Nehmen Sie sich zusammen, es wird schon gehen."

„Alle Passagiere an Deck mit angelegtem Rettungsgürtel!"

Pittmann wird von einem Herrn im Pyjama mit einer Wasserkaraffe angefallen:

„Ihr seid an allem schuld. — — Ihr — — Ihr!"

Ein Matrose entreißt dem Tobenden die Flasche.

„Alles in Ordnung, Fleeth?"

„Nein, Mister Pittmann, die meisten haben sich eingeschlossen, wollen nicht aus den Kabinen heraus."

„Holen Sie sich Leute! Brechen Sie die Türen auf! Halt, wo wollen Sie hin?

„An Deck!"

„Wo haben Sie Ihren Schwimmgürtel?"

„Verloren — —"

„Holen Sie sich einen anderen."

„Ach was, so genau will ich das gar nicht wissen. Macht eure Manöver gefälligst bei Tage und nicht mitten in der Nacht."

Eine junge Frauensperson stürzt auf den Gang, — ihre spitzen Rufe gellen dem Offizier in die Ohren. Sie hat nur eine Bluse an, einen Strumpf, und hält ihre Brennschere krampfhaft an die Brust gedrückt. Pittmann hält sie auf:

„Was haben Sie da in der Hand?"

„Meine Verträge, ich bin Sängerin — — ich muß doch übermorgen auf der Bühne stehen, lassen Sie mich vorbei, — — ich schreie."

Pittmann reißt ihr das Eisen aus der Hand und hält es

ihr unter die Augen. Jähe Röte überfliegt das schöne Gesicht: „O Gott, meine Verwirrung — — ich danke Ihnen!“ will zurück in die Kabine, aber Pittmann schlägt die Türe zu und zieht den Schlüssel ab:

„Gehen Sie nach oben, mein Kind, hier droht Ihnen Gefahr!“

„Alle Passagiere an Deck mit angelegtem Rettungsgürtel!“

Auf dem Gang des C-Decks ist es noch still, das Licht erloschen. Auch in Kabine Nr. 107, deren Schlüssel erst vor etwa einer halben Stunde zweimal im Schloß herumgedreht worden ist. Das Rumm — Rumm — Rumm aus der Tiefe ist nicht mehr da. — Die Geige hat ihr verruchtes Lied heruntergekratzt — die Nebenkabine schweigt in stumpfer Agonie.

In der tiefen Dunkelheit erweckt das heiße Atmen Harriets ein tragisches Echo — und die Blitze eines erlösenden Gewitters streifen den Raum, über dem schon das Grauen des furchtbaren Erwachens gebreitet liegt: Der Vorhang vor dem kleinen, runden Fenster hängt schief — in der Decke knistert ein bisher unbekannter Ton.

Gemurmel auf der Treppe, die nach oben führt — dann ein paar hastige Schritte und ein weit entferntes Klingelzeichen.

Die Liebenden haben das Klopfen gegen die Kabinentür überhört. Der Beamte, der draußen ungeduldig vor der Türe steht, wiederholt es lauter. — Keine Antwort. „Leer“, brummt er gleichgültig vor sich hin, greift in die Tasche, holt einen Nachschlüssel hervor und schließt auf.

Als er die Tür aufstößt, bleibt ihm die Entschuldigung in der Kehle stecken: Zwei Menschen starren ihn aus glühenden, weit aufgerissenen Augen an — splitternackt — emporgerissen aus wilder Umschlingung. Einen Augenblick lang überlegt er, ob er seine Lüge herunterplappern soll, aber dann scheint ihm die Situation denn doch für den schmet-

ternden Schlag der Wahrheit reif: „Nehmen Sie Ihren Rettungsgürtel und gehen Sie nach oben. — Das Schiff geht unter!“

Damit zerrt er unter dem Sofa einen Rettungsgurt hervor und wirft ihn an die Stelle, wo Harriet mit verglasten Augen und eingesunkenem Körper hockt.

Nur die Dunklen gehören sich selbst!

In der Markonistation:

Phillips sitzt vor dem Apparat und horcht den Äther ab. Keine Antwort kommt. Die Nacht bleibt stumm. Bride steht neben ihm. „Sie machen die Boote klar!“ sagt er zu Phillips, aber der hört nur auf das Rasseln der Magnete. Unaufhörlich jagt er sein SOS in den Raum hinaus, das er ab und zu mit einem CQD, der älteren Fassung des internationalen Hilferufes auf See, unterbricht — vielleicht gibt es Funker, die mit dem neuen Ruf noch nicht genügend vertraut sind.

Bride blickt durch das Fenster auf das Manöverdeck. Die Boote sind ausgeschwungen und schaukeln in ihren Befestigungen. In jedem hängt eine brennende Petroleumlampe. Kommandorufe der befehligenden Offiziere schallen über Deck. Kurze Trillerpfiffe. Die Rudermannschaft klettert in die Boote. In den dicken Schwimmwesten sehen sie wie gepanzerte Gnomen aus.

Endlich fängt die singende, weinerliche Morsestimme an den Ohren des Funkers zu flüstern an. Sie sind gehört worden.

„Dampfer Frankfurt — — empfangen Euren Hilferuf — — funkt Position.“

„Die scheinen bis jetzt gepennt zu haben“, brummt Phillips vor sich hin und jagt die gewünschte Auskunft in die Nacht:

„41°,16′ N — — 50°,14′ W — —“,

obwohl er die Aufforderung der „Frankfurt“ nicht ganz versteht, denn er funkt ja den Standort des Schiffes schon

seit zehn Minuten hinaus. Wieder dauert es längere Zeit, ehe sich die „Frankfurt" meldet.

„Verdammte Schlafmützen!" — Phillips wird deutlicher, legt aber im Gegensatz zu Bride eine Ruhe und Selbstbeherrschung an den Tag, die schon fast unheimlich wirkt.

„Haben schwere Kollision mit Eisberg gehabt, brauchen dringend Hilfe — —"

Dann herrscht wieder Totenstille, und die beiden Funker sehen im Geiste ihren Kollegen von der „Frankfurt" vor sich, der Meilen um Meilen von ihnen entfernt, in der dunklen Nacht über die Decks seines Schiffes stolpert, um den Kapitän mit der Hiobsbotschaft zu wecken, daß die „Titanic" um Hilfe gebeten habe, — und dann wieder kopfschüttelnd, wie durch eine dumme Halluzination genarrt, an seinen Apparat zurückkehrt, um in hastigen Flüsterzeichen nach weiteren Einzelheiten zu fragen. Und die Einzelheiten, die er von Phillips erfährt, hätten genügen müssen, um den Bug des Schiffes unverzüglich zu wenden und ohne eine weitere Frage zu stellen der Titanic zu Hilfe zu eilen! Aber auf der „Frankfurt" scheint man sich noch immer nicht den Schlaf aus den Augen gerieben zu haben — — immer noch eine Gegenfrage — immer wieder muß Phillips seine Angabe über Breite und Länge wiederholen.

Kapitän Smith steckt den Kopf zur Türe herein. Er ist blaß, bewahrt aber seine Ruhe:

„Der Schiffsboden ist aufgerissen — wir nehmen viel Wasser, — sinken langsam mit dem Bug vorne weg."

Ohne aufzublicken klappert Phillips das soeben Gehörte in die Nacht hinaus, wortgetreu, — schreit es allen, die es hören können und hören wollen, in die Ohren! Daß viele Schiffe im Bereich der Wellen liegen, weiß er ganz genau. Aber er weiß auch nur zu gut, daß kaum eines dieser Schiffe mehr als einen Funker an Bord hat und daß dieser eine Funker, auch wenn er ganze vier Pfund Sterling im Monat verdient, ab und zu schlafen muß. Meist eine Glückssache, ob man in solchen Nächten gehört wird oder nicht!

„Können wir uns noch bis morgen früh halten, Kapitän?"

„Nein!" gibt Smith mit ruhiger Stimme zurück, „in zwei Stunden sind wir fertig! Wie mir Romain mitteilt, dringen 100 Tonnen Wasser in der Minute ein!"

Bride schlägt ein Kreuz. Sein Kamerad merkt es — lächelt, funkt aber unbeirrt weiter, als ob ihn die ganze Geschichte nichts anginge.

„Die ‚Frankfurt' wird morgen in aller Frühe hier sein. Die Augen von den Schlafmützen, wenn sie merken, daß sie ihre schönen Kohlen umsonst verpulvert haben!"

Vor dem Fahrstuhl, der die Verbindung zu den Decks herstellt, staut sich die Menge. Ältere Damen, denen das Treppensteigen Schwierigkeiten bereitet, Kranke und Gebrechliche; Unruhe und Nervosität in den sturen Gesichtszügen. Was ist geschehen? Keiner weiß, woran er ist und was die Frage in dem Gesicht seines Nebenmanns zu bedeuten habe. Eine bejahrte Matrone lehnt gottergeben gegen die geschlossene Gittertüre — ein leichtes Lächeln auf dem schmalen Antlitz. Ihr Nachbar — Mister William Stead, trommelt ungeduldig gegen ein Messingschild. Wo nur der Fahrstuhl solange bleibt — längst schon müßte er unten sein. Immer gedrängter wird die Ansammlung, immer lauter der Schrei nach dem Boy! Ohne Unterlaß rasselt die Klingel nach oben! In jeder Etage ist sie zu hören — aber der Fahrstuhl steht für immer still! Zwischen dem C-Deck und den Salons hat ihn während der Abwärtsfahrt das Geschick ereilt — kleine Tragödie in einem Reich, das längst dem Tode gehört! Und doch erschütternder noch als der Untergang dieser ganzen Stadt:

Das blasse Gesichtchen zurückgeneigt, die Hände zitternd zu kleinen, kraftlosen Fäusten geformt, sitzt Bobby auf seinem Dienstschemel — in vier knackenden Metallwänden eingeschlossen und wagt sich nicht zu bewegen. Ratlos hängt sein Blick an der flammenden Signalscheibe, — keine Ahnung hat er, was um ihn herum geschieht.

Er weiß nur, daß sein Fahrstuhl steckt und durch nichts mehr zur Weiterfahrt zu bewegen ist und daß sich die Kontrollstelle, mit der er in Signalverbindung steht, nicht mehr meldet. Er weiß auch nicht, was das dumme, unheimliche Grunzen der Sirenen mit einemmal zu bedeuten hat und die Unruhe der Menschen, die plötzlich von allen Seiten nach ihm rufen, und das Zischen aus den Dampfablaßrohren. Er kennt ja nur die Welt seiner engen vier Wände, in denen sich plötzlich ein noch nie dagewesenes Leben zu regen beginnt — ein Leben, dem er einsam und sprachlos entgegenlauscht: — ganz leises Knistern und Flüstern im Metall. Er weiß auch nicht, daß sich durch die Neigung des sinkenden Schiffes die Konstruktion der Förderkabine und die Gleitbahn verschoben haben und daß keines Menschen Hand je wieder den Fahrstuhl aus seiner Verklammerung wird befreien können. Sieh sie dir nur gut an, diese vier Wände, sie sind aus dem besten und härtesten Material gefertigt, das auf der Welt aufzutreiben war — und ein großer Meister hat sie erbaut, die Wände dieses Schiffes. Armer, kleiner Bobby, da stehst du nun mit deinen wasserblauen Augen, in denen soviel Dankbarkeit und Sehnsucht wohnt — und um dich herum tanzt das Schicksal seine Carmagnole — um dich herum bricht der große Jahrmarkt Leben endgültig seine Zelte ab und du weißt nicht einmal etwas davon — dich hat man vergessen, auf dich wartet keiner mehr, weder hier noch in New York, — kleiner, ahnungsloser Held! Gott hat dich herausgeholt aus der Welt der Übrigen. Wie lieb dein Gedanke eben war, an den fremden, freundlichen Herrn, der noch vor so kurzer Zeit deinen Herzenswunsch erraten hatte, — Mister Beesley heißt er, mein Kind — Lawrence Beesley — und er wird sich auch oft deiner erinnern. Du aber wirst jetzt mit deinem Fahrstuhl sieben mal siebenhundertsiebenundsiebenzig Stockwerke in die Tiefe fahren und wirst, am Ende des Schachtes angelangt, endlich den Himmel sehen und die Sonne, — deine so heißersehnte Sonne — kleiner,

blasser, elternloser Bobby mit der munteren, wißbegierigen Stupsnase und dem strohgelben Wuschelhaupt —.

Verlassen und öde liegt die Kommandobrücke. Der Lichtschein aus dem Kartenzimmer wirft den Schatten des Ruderrades wie ein riesenhaftes Spinnennetz über die Planken.

Smith steht vor dem toten Bordtelegraphen, wie ein Denkmal der Reue und Zerknirschung. Die Hilferufe der Sirene schwingen über ihn hinweg in die Nacht hinaus. Kein Fluch kommt über seine Lippen — kein Hader mit Gott trübt seine letzten Stunden. Schwarz und stumm dehnt sich das Meer — meilenweit. Er starrt in den Himmel und weiß es nicht. Er sieht das Meer — und sieht es nicht. Menschen taumeln an ihm vorbei. Er merkt es nicht. Schüsse fallen in seiner nächsten Nähe — um ihn ist es still. Eine blaßrote Ampel leuchtet mit spärlichem Schein von der Decke. Draußen rumpelt ein Wagen über die Straße — und durch das Fenster fällt das müde Licht einer Gaslaterne. Smith hält seinen Jungen im Arm, preßt ihn an die Brust — küßt ihn wieder und immer wieder, dann trägt er ihn leise in das Schlafzimmer seiner Frau — ganz leise. Nichts rührt sich in dem stillen Haus, das nur erfüllt ist von dem Atemzug der Liebe und des höchsten Vertrauens. Er legt das Kind mit sanfter Hand neben die Ruhende und geht — an der Tür bleibt er noch einmal stehen — blickt noch einmal zurück — lange — lange — good night!

Kapitän Smith hat das Haupt gesenkt, die Augen geschlossen.

Der Rauchsalon ist leer. Nur an einem Tisch wird noch Bridge gespielt: Oberst Simonius, Präsident des Schweizer Bankvereins, Alfons Durieux, französischer Attaché, und Robert Daniel. Das Heulen der Sirene rollt hier wie eine schwere Eisenkugel über den Fußboden.

„Sie haben mir schon wieder eine Karte zuviel gegeben, Mister Daniel. Warum auf einmal so nervös?“

„Ich denke, es ist besser, wir hören auf. Die Geschichte geht mir langsam auf die Nerven."

„Mais pourquois? Je n'en vois pas la nécessité."

„Stört Sie das Nebelhorn?"

„Nein, das nicht, aber ich weiß nicht: Das Benehmen der Passagiere kommt mir nicht ganz geheuer vor."

„Haben Sie Angst?"

„Hören Sie doch das Geschrei der Leute an. Das klingt ja, als ob es ernst wäre."

„Nette Bande, die Herren Offiziere!" mischt sich der Oberst in die Unterhaltung. „Hetzen das ganze Schiff durcheinander. Ich glaube, wir drei sind die einzigen Vernünftigen an Bord."

Daniel legt die Karten beiseite:

„Und wenn dieses Übungsmanöver gar kein Übungsmanöver ist?"

„Sondern?"

Daniel zieht die Schultern hoch und schweigt.

„Retirez vous dans un fromage de Hollande, monsieur Daniel?"

„Mais oui les paroles sont faites, pour pauvoir cacher les pensés, mon cher Durieux. Zehn zu eins, daß Sie eben dasselbe gedacht haben!"

Eine Stewardesse mit umgeschnalltem Rettungsgürtel stürmt durch den Raum.

„Ich kenne einen ähnlichen Fall an Bord der ‚Republik'. Da hieß es auch eines Abends, als die Passagiere gerade beim Abendbrot saßen: Rettungsmanöver! Alles fluchte natürlich. Keiner wollte mitmachen. Der Zeitpunkt des Soupers schien den Leuten für derartige Experimente nicht eben geeignet. Viele blieben zurück und ersoffen, als das Wasser durch die Dielenritzen quoll und ihnen den Weg zu den Ausgängen versperrte. Mein Schwager hat es selbst miterlebt."

Der Attaché lehnt sich pathetisch in seinen Stuhl zurück:

„Oh — vous êtes un diable, monsieur Daniel."

Im Hintergrund wird die Tür aufgerissen: Pittmann erscheint im Rauchsalon:

„Ich muß Sie dringend bitten, meine Herren. Die Boote gehen bereits zu Wasser."

Oberst Simonius verliert die Beherrschung, schlägt mit der Hand auf den Tisch:

„Möchten Sie uns nicht endlich in Ruhe lassen? Wir haben Ihnen bereits mitgeteilt, daß wir diesen Unsinn nicht mitmachen. Ich verbitte mir endlich die Belästigungen."

„Verzeihen Sie, Kolonel, — ich wollte nur Ihr Leben retten!"

Durieux erbleicht.

Der Oberst schnappt nach Luft.

„Was soll das heißen?"

„Entnehmen Sie daraus, was Sie wollen." Der Offizier verbeugt sich und verschwindet.

Vor den ersten Booten herrscht noch verhältnismäßig Ruhe und Ordnung. Kein lautes Wort wird gewechselt, keine Panik, nichts! Aber die Boote bleiben halb leer und müssen halb leer zu Wasser gelassen werden, weil die meisten der Frauen nicht einsehen wollen, aus welchem Grunde sie einem harmlosen Bootsmanöver ihre Gesundheit opfern und dafür eine Erkältung riskieren sollen, für die sie die Gesellschaft mit keinem Cent entschädigen würde! Vergebens das Drängen der Offiziere, alle Überredungskünste prallen an der Logik ab, mit der man diese Passagiere seit fünf Tagen ausgerüstet hat: Die „Titanic" kann nicht untergehen! Wozu also das Schiff verlassen? Außerdem spielt gerade Musik!

Man kann es bei aller Nörgelsucht wirklich keinem verargen, der, aufgerissen aus wohligem Schlummer, in die Dunkelheit der Verdecke tappt: Dort die kalte, nachtschwarze See, unheimlich und einsam, — wie ein drohender, unbekannter Planet — und hier das felsenfeste, hellerleuchtete Schiff — mit dem Zauber seiner tausend

Intimitäten und Räumlichkeiten! Kein Wunder, wenn man diesem nächtlichen Bootsausflug so wenig Interesse als nur irgend möglich abgewinnt und es lieber vorzieht, das eingetretene Ereignis unter der Lupe der Kritik, vom sicheren Schiffe aus zu betrachten. Keiner, dem es auch nur einfallen würde, an eine ernsthafte Katastrophe zu denken. Natürlich werden die Offiziere mit Fragen bestürmt, natürlich gibt es bleiche Gesichter und zitternde Lippen. — Natürlich bleibt auch dem Harmlosesten mancher gute Witz in der Kehle stecken, wenn man die Silhouetten der ausgeschwungenen Boote sieht und das nerventötende Gröhlen der Sirene hört. Aber — es spielt ja Musik! Und die Offiziere haben ihren Psalm von der heiligen Unverletzlichkeit des Schiffes so oft, so deutlich und mit so suggestiver Eindringlichkeit heruntergeleiert, daß alle Bedenken in diesem einen tragischen Gedanken kulminieren: Man hat sich entschlossen, uns mit einer ebenso zwecklosen wie billigen Attraktion zu beglücken und ist nun enttäuscht, auf Widerstand zu stoßen!

Von allen Seiten kommen sie zusammengelaufen, die Mäntel zusammengerafft, den Rettungsgürtel flüchtig um den Körper geschnallt:

„Was sagen Sie zu dem Unsinn?" ereifert sich eine junge Dame, „wir müssen parieren wie die Hampelmänner, — da bitte — alles nur die erste und zweite Kajüte! Die Zwischendeckler, die für ihre lumpigen 20 Guineen genau so zeitig drüben ankommen wie wir, haben ihre Ruhe! Es scheint den Herrn Offizieren ein besonderes Vergnügen zu bereiten, ihre souveränen Machtgelüste gerade an uns auszulassen!"

„Weil sie uns für dekadenter halten als die drüben in der Bretterklasse", gibt ihr jemand zur Antwort. „Pardon, ich meine natürlich gefügiger!"

„Was machen Sie denn mit dem Rettungsgürtel?"

„Ich kann das schmutzige Zeug nicht an meinen Körper legen, ich habe ein nagelneues Etaminkleid an — da, sehen Sie: Teer!"

Ein Offizier kommt im Eilschrittempo vorbei:

„Halloh, meine Damen, — dort geht es zu den Booten!"

„Dort wollen wir ja gar nicht hin! Ich möchte nur wissen — erst posaunt Ihr in die Welt hinaus, daß nichts passieren kann und dann macht Ihr plötzlich ‚Rettungsmanöver'. Noch dazu um elf Uhr nachts, wenn wir Ballkleider anhaben und tanzen wollen. Das ist eine Gemeinheit, — wo ist der Kapitän??"

„Ganz richtig. Wir denken nicht daran, in diese schaukelnden Dinger zu steigen — dazu müßt Ihr Euch schon andere suchen!"

„Meine Damen, — die Boote gehen zu Wasser, wenn Sie so freundlich sein wollen — bitte —"

„Glückliche Reise, mein Herr, holen Sie sich dabei keinen Schnupfen!"

Missis Reyerson lächelt mit eiskaltem Mund:

„Warum sind Sie denn so aufgeregt, Mister Pittmann, wenn das alles nur Theater ist?"

„Wohl zu wenig Beteiligung —" sekundiert eine andere Stimme aus dem Knäuel: „Kein Wunder, bei der Kälte!"

Und eine dritte fügt hinzu:

„Blasen Sie das Ganze ab, wir bleiben hübsch zu Hause!"

„Zu Hause", wiederholt der Offizier, beißt sich auf die Lippen und verschwindet, — hört nicht mehr das Lachen, das seiner entgleisten Miene gilt und das erst verstummt, als ein Mann, der durch irgendeinen dummen Zufall die Wahrheit erfahren hat, blaß wie ein Stück Papier, mitten in die Ansammlung platzt:

„Herrschaften, — der Schiffsboden ist aufgerissen! Der Schiffsboden — ist — aufgerissen!"

Aber weiter läßt man ihn nicht kommen. Einer der Offiziere hat ihn beim Kragen gepackt und hält ihm den Mund zu:

„Sie sind wohl wahnsinnig geworden, — verschwinden Sie gefälligst, wenn Sie hier Unruhe stiften wollen!"

Kopfschüttelnd sehen ihm die anderen nach:

„Junger Mann, legen Sie sich ins Bett und telephonieren

Sie nach einem Arzt, bei Ihnen stimmt etwas nicht!" — Und so taumelt er weiter, — von Gruppe zu Gruppe — von Boot zu Boot — von Verdeck zu Verdeck, vorbei an der schmetternden Musik.

„Der — — Schiffsboden — — ist — — aufgerissen — — der Schiffsboden — — ist aufgerissen! — —" Und überall wird er mit witzigen Bemerkungen abgefertigt:

„Ein Hysteriker." — „Ein Süßwasserseemann!" — „Ein Sonntagstourist!"

Junge Mädels, die sich einen Witz daraus machen, in die schwankenden Boote zu klettern, rufen den Zurückbleibenden ein fröhliches „Auf Wiedersehen beim Frühstück!" zu. Andere wieder kommen mit kleinen, glitzernden Eisstücken angerannt, die bestaunt und bewundert durch aller Hände wandern, bis sie zu ein paar warmen Wassertropfen zusammengeschmolzen sind.

„Eis, — dort hinten", damit meinen sie vorne, aber sie sind zu aufgeregt, um in der Dunkelheit die Richtung zu erkennen: „Dort hinten haben wir es gefunden — das ganze Schiff ist voll davon, ein toller Anblick, im Scheine der vielen Lichter — direkt romantisch — müßt Ihr sehen, — kommt — auf dem unteren Deck arrangiert man bereits Schneeballschlachten mit den Dingern!"

„Kind, wir können unsere Kabinen nicht solange allein lassen", antwortet eine Mutter, „unser Schmuck! — —"

Als der Kapitän erscheint, ist er im Nu umringt:

„Man will uns zwingen, in die Boote zu steigen, wir erkälten uns doch, bitte nehmen Sie Rücksicht auf unsere dünnen Kleider — sprechen Sie ein Machtwort, Mister Smith!"

Und der alte, erfahrene Kommodore der White Star Line spricht sein Machtwort, obwohl ihm diese Zurückhaltung die letzten Kräfte kostet:

„Nein, meine Damen, ich kann Sie leider nicht davon befreien, bitte steigen Sie augenblicklich ein — ich kann diese Übung nicht bei Tage abhalten — glauben Sie mir,

ich habe meine Gründe dazu! — Also bitte, wer ist der Nächste?"

Keiner rührt sich. Niemand tritt vor. Trotzig und verärgert umlagern sie alle das Boot. Smith beißt sich auf die Lippen:

„Dann muß ich das Boot halb leer herunterlassen!"

Niemand versteht den furchtbaren Doppelsinn dieser Worte. Man beginnt ihn erst zu ahnen, als sich Smith, ehe er geht, halblaut an den Bootsmaat wendet:

„Gewalt anwenden! — —"

und die Matrosen diesen Befehl erfüllen.

Von den Inhabern der Luxuskabinen sind die meisten in dem tragischen Irrtum begriffen, daß das Schiff selbst im Falle einer noch so ernsthaften Störung immer noch der sicherste und bequemste Aufenthaltsort sei. Ihr verwöhntes Leben hatte sie an den Trugschluß glauben lassen, daß die Welt eine Organisation darstelle, die einzig und allein für ihre Bequemlichkeit und die bedingungslose Garantie ihrer persönlichen Sicherheit eingerichtet wäre, und sie sind höchst erstaunt, sogar böse, als sie plötzlich einer Tatsache gegenüberstehen, die sich mit den dogmatischen Grundgesetzen ihrer bisherigen Gepflogenheiten nirgends mehr in Einklang bringen läßt.

Oberst Astor hat seine Frau, die sich gesundheitlich in denkbar schlechter Verfassung befindet, bis an das Boot geleitet. Der Offizier befiehlt ihm, sofort die Pinasse zu verlassen, und er gehorcht ohne Widerrede, mit dem bitteren Gefühl, daß es ihm auch nichts genützt hätte, wenn er eine seiner zahllosen Millionen für den Platz neben seiner Frau geopfert hätte. Mit einem frohen, gutgespielten Abschiedswort tritt er zurück: „Auf Wiedersehen in New York — — auf Wiedersehen!" Und Lady Astor hebt ihre blassen Hände und winkt. Worte bringt sie nicht mehr über die Lippen. Als das Verdeck mit den Zurückbleibenden nach oben verschwindet, schluchzt sie wie ein wundes Tier auf.

12 Uhr 30.

Allmählich sickert die Wahrheit durch.

Die meisten Räume der ersten Kajüte sind verlassen. Auf seiner hastigen Wanderung stößt Pittmann nur noch auf Nachzügler, die sich in dem Wirrwarr der Gänge verlaufen haben. Sinnlos aus einem Raum in den andern jagend, preschen sie an ihm vorbei. Fieberkranke, in Decken gehüllt, wanken durch die Gänge. Frauen in hauchdünnen Hemden, die Hände vors Gesicht geschlagen, lachend, weinend.

Ahnungslose, Gleichgültige, Wissende. Von keiner dieser Gestalten nimmt Pittmann Notiz. Er sieht in ihnen nichts als malerische Figuren einer grotesken Schicksalskomödie, deren Spielleiter er vielleicht sein könnte, wenn er den Mut aufbrächte, ihnen die Wahrheit ins Gesicht zu schreien. Ein einziger Gedanke treibt ihn vorwärts: die Kinder.

Der Speisesaal ist leer. Überall tritt er auf zerbrochene Gläser, stolpert er über umgeworfene Stühle, leere Flaschen. Die Speisen auf den Tellern sind erkaltet, das Fett in silbernen Pfannen gestockt. Ein geübtes Auge hätte auch bemerkt, daß der Wein in den Gläsern nicht mehr in horizontaler Übereinstimmung mit Tischplatte und Fußboden stand.

In der Nähe des Treppenhauses peitscht ein scharfer Knall durch Pittmanns Gedankenchaos. Sekundenlang anhaltendes Gepolter folgt, dann wieder Ruhe. Mit einem Satz steht Pittmann in der offenen Tür: bläulicher Dunst steigt langsam zur Decke — — es riecht nach verbranntem Schwefel. Das Vestibül ist leer. Auf dem letzten Treppenabsatz liegt eine eingerollte Gestalt. Pittmann nimmt zwei Stufen auf einmal, reißt den Toten herum — Doktor Morell!

Im Musikzimmer gähnt der Flügel wie ein offener Walfischrachen.

Auf dem Fußboden liegt eine zertretene Geige, daneben ein umgefallener Notenständer.

Irgendwo schmettert die Bordkapelle einen schneidigen Marsch von John Philipp Sousa.

Ein wundes Tier brüllt auf: Dreimal kurz — — dreimal lang: Die Sirene!

Auch der Speisesaal der zweiten Kajüte ist verlassen.

Gedeckte Tische.

Pittmann langt eine Whiskyflasche vom Tisch, schlägt ihr den Hals an der Tischkante ab, füllt ein Wasserglas, leert es mit einem Zuge, — ein zweites — ein drittes — dann stakt er weiter. Durch den Damensalon in den Wintergarten. Jagt alle, denen er begegnet, an Deck, sagt jedem die Wahrheit, hinterläßt bleiche Gesichter, erstarrte Augen.

Der Alkohol gibt ihm die Spannkraft wieder, setzt ihn über den grausamen Ernst der Situation hinweg. Er torkelt von Raum zu Raum, von Gang zu Gang, seine Wangen sind glühend heiß. Er spürt nicht, wie der Fußboden immer steiler wird. Er denkt nicht daran, daß das Schiff mit jeder Minute zehn Zentimeter sinkt.

Die Kajütengänge sind verlassen. Die Türen aus den Angeln gebrochen.

„Sind hier noch Frauen und Kinder zurückgeblieben?"

Von Kajüte zu Kajüte die gleiche Frage:

„Sind hier noch Frauen und Kinder zurückgeblieben?"

Eine dieser Türen ist verschlossen. Pittmann trommelt mit den Fäusten dagegen:

„Aufmachen! Aufmachen!"

Unterdrücktes Wimmern ist die Antwort. Pittmann nimmt kurzen Anlauf, bricht die Tür mit seinem Körper auf, steht vor einer jungen Mutter, die ihr Kind an die Brust drückt:

„Lassen Sie mich — Lassen Sie mich!"

Pittmann zerrt einen Rettungsgürtel unter dem Bett hervor:

„Machen Sie keinen Unsinn! Kommen Sie! Ich führe Sie an Deck. Wo ist Ihr Mann?"

„Bei den Booten."
„Wo??"
„Bei den Booten!"
Einen Augenblick scheint es, als ob der Gürtel seinen Händen entgleiten will. Dann nimmt er die Frau mitsamt dem Kind auf den Arm und schleppt sie durch den Gang.

In eine Ecke des Teesalons gedrückt, steht der junge Referendar, der noch vor wenigen Stunden den Genuß von Haifischflossen mit Krebsmark bei mittelmäßigem Seegang „Gottversuchen" genannt hat. Sein Gesicht ist blasser als der Fenstervorhang, in den sich seine Hände vergraben haben. Ohne Unterlaß stolpert es an ihm vorbei, — taumelt in tierplumper Maskerade die gedeckten Tischreihen entlang dem Ausgang zu, da und dort eine japanische Teetasse niederreißend, ein Likörservice stürzend oder einen im Wege stehenden Stuhl. Menschen! Entsetzen jagt diesem Sturm voran und Entsetzen folgt ihm. Ohne Unterlaß klirrt und scheppert es aus den Nebenräumen, gellen Hilferufe wie angerissene Stahlseiten auf. Die Türen, die nach den Decks münden, stehen sperrangelweit auf. Draußen spielt Musik. Noch gibt es viele, die nicht wissen, was diese Klänge zu bedeuten haben, aber der junge Gottesdiener ist informiert. Menschen haben es ihm gesagt, zugerufen, haben es ihm im Vorbeilaufen entgegengebrüllt, ihm in die Ohren geflüstert, ins Gesicht geschrien: „Grüßen Sie Ihren Herrgott von uns — — die ‚Titanic' sinkt!" Und, als sich der Boden langsam unter den Füßen zu verschieben begann, als draußen auf dem Verdeck die ersten Schüsse fielen und die Bordkapelle dazu den Yankee-Doodle spielte, da war er wie ein Kind in sich zusammengesunken und hatte die Nerven verloren, trotz der Unerschütterlichkeit seines Glaubens, trotz aller Gottesfurcht und dem heroischen Respekt vor einem chinesischen Diner bei Windstärke 4!

Den Blick stur in den heimtückischen Fußboden gebohrt, schluchzt er haltlos in sich hinein und erschrickt, als er sich

plötzlich von Lord Canterville, der ihn eine Zeitlang schweigend beobachtet hat, angesprochen fühlt.

„Der Schrei nach Erleuchtung ist stumm, Herr Referendar, nehmen Sie sich zusammen!"

Der Geistliche hebt scheu das Gesicht:

„Es ist ja alles zwecklos — wir sind verloren — alle — alle!"

„Woher wissen Sie das so genau — vorläufig sehe ich nur einen, der mir wirklich verloren scheint — und das sind Sie!"

„Nein — nein — alles zwecklos — O Gott — o Gott!"

„Wahrer Glaube versetzt Welten, Herr Referendar!"

Und plötzlich packt er den Zitternden an der Brust und reißt ihn hoch: „Und diesen Glauben haben Sie verloren, mein Freund, — hören Sie dort die Musik — das sind Männer, die angesichts des Todes alberne Weisen spielen! Kein falscher Ton kommt aus ihren Instrumenten — Und Sie brechen zusammen — gerade Sie?"

Der Priester hat die Augen aufgerissen und starrt in ein eisiges, entschlossenes Gesicht, wagt keine Antwort zu geben, seine Lippen bewegen sich, aber er bleibt stumm.

„Sind Sie Amerikaner?"

„Ja, Sir"

„Ein vorbildlicher Yankee, der um sein Leben winselt, während Frauen und Kinder darum kämpfen! — Mann Gottes, reißen Sie sich zusammen, es ist die höchste Zeit!"

„Ja — aber — die Offiziere sagen —"

„Kennen Sie das Lied, das die Bordkapelle eben spielt?"

„Ja, Sir."

„Und singen können Sie auch?"

„Singen??"

„Ich meine jetzt Melodien, auf die es ankommt, keinen Kirchengesang! Also los! — Wir beide werden jetzt singen!"

Und er fällt mit dröhnender Stimme in den alten Gassenhauer ein:

„A Yankee boy is trim and tall
And never over fat, sir — —"

„Sie sollen mitsingen, haben Sie gehört? — vorwärts —"

„At dance and frolics hopand ball,
As nimble as a rat, sir — —"

Aus dem Gesicht des Referendars weicht das Entsetzen. Lord Canterville hat die Hände auf seine Schultern gelegt und wie zu einem grotesken Bauerntanz Aufstellung genommen. Im Takte der dumpfen Posaunenstöße wippt sein Körper und bei jedem Trommelschlag stampft er mit den Füßen in den Teppich.

„Mitsingen, Herr Referendar, mitsingen!"

„A Yankee boy is trim and tall
And never over fat, sir — —"

„Weiter, weiter, nicht aufhören! — Nur mit Haltung können Sie Gott imponieren — aus Waschlappen macht er sich nichts! —"

„— — fear not than nor threat nor boast
Yankee doodle dandy!"

Die Musik bricht ab. Einen Augenblick lang hört man nur das herzzerreißende Kreischen der Menschen. Der Priester hat sich zusammengerissen und lächelt verlegen dem Lord ins Gesicht.

„Danke Ihnen, Sir, Haltung, — ja, Sie haben vollkommen recht!"

„Na also! — Und jetzt Laufschritt zu den Booten. Für Menschen wie Sie ist immer noch irgendwo ein Sitzplatz frei — — Good by, Sir!"

Die Schlafsäle im Zwischendeck stehen einen Meter unter Wasser. An den verlassenen Bettstellen steigt es empor, kriecht über Tische und Bänke, zerrt an der Verankerung der Möbelstücke, trägt Koffer und Stühle durch den versinkenden Raum, hebt die Laken aus den Betten, schaukelt sie wie wellige Riesenquallen im Kreise umher. Aus den

überschwemmten Matratzen entweicht die Luft, zerplatzt in Wirbeln und Blasen an der Oberfläche. Durch die Strömung, die in den Gängen entsteht, bewegen sich die offenen Türen. Eindringendes Wasser drückt gegen die unterspülten Flügel und treibt alles in den Saal, was an der Oberfläche planscht: Holzbestandteile, losgerissene Wandpaneele, Teppiche, Tabaksbeutel, leere Bierflaschen, Zeitungsblätter, Koffer, Pappkartons, Bücher und Hüte.

Schauerlicher Hexentanz auf gurgelnden Wellenkämmen.

Ein dunkles Etwas kommt angetrieben.

Ein Matrose, der in einem Rettungsgürtel steckt. Wie die Rückenflosse eines seltsamen Meertieres ragt die dicke Weste aus dem Wasser hervor. Stumm zieht er seine Kreise mit dem übrigen Gerümpel.

Der Lärm der Entflohenen dringt schwach in die Korridore, in denen das Wasser Zoll für Zoll an den weißen Wänden aufwärtsklettert und schon mit dem Messingzierat der Wandarme zu spielen beginnt. Kristallhell leuchtet die Flut im Licht der elektrischen Birnen, durchsichtig bis auf den Grund.

Dunkle Klumpen haben sich aus der Mauer der zu spät Gekommenen gelöst — treiben — eine Prozession des Grauens — durch den gurgelnden Gang:

Zwischendeckpassagiere.

„Good bye, my country".

Noch tickt im Kinderparadies die Kuckucksuhr.

Um 11 Uhr 30 verneigte sich der kleine hölzerne Vogel zum letztenmal vor dem treuen Zinnsoldaten.

Dann hörten die Schläge auf.

Das Pendel schwang aus und stand still.

Heimliches Knistern geht durch den Raum, murmelndes Rascheln — — ein Klopfen und Raunen.

Das Zauberreich erwacht. Von unsichtbaren Händen ins Leben gerufen:

Ein Gummiball rollt über das Parkett, stolpert über einen

Kindersäbel und springt an der gegenüberliegenden Wand hoch.

Der Hampelmann schlägt einen Purzelbaum und rutscht auf allen Vieren einer schlafenden Gliederpuppe in die Arme.

Spuk im Kinderparadies.

Ein Regen und Tuscheln — — geheimes Wispern und Flüstern. Aus allen Winkeln und Ecken knistert und krabbelt es hervor.:

Da eine Kindertrompete!

Dort ein Schilderhaus!

Angetreten zum letzten Appell!

Eine Kanone jagt durch den Saal, hinter einem flüchtenden Puppenwagen her.

Die Bilder an den Wänden hängen schief.

Eine Fahnenstange fällt um.

Verwundert sieht der tolpatschige Teddybär dem abenteuerlichen Treiben zu. Als er merkt, daß sich keiner von der ganzen Gesellschaft um ihn kümmert, kippt er nach hinten um, streckt die Beinchen gegen die Decke und rutscht auf dem Rücken der Kanone nach.

Noch hält der standhafte Zinnsoldat Wacht vor der Burg. Er sieht, wie seine Kameraden fallen — — sieht sie von Zinnen und Mauern in den Festungsgraben purzeln.

Etwas Rotes rumpelt an ihm vorbei, kracht in die hölzernen Mauern. Ein Dampfschiff auf Rädern.

Der Pulverturm verliert das Gleichgewicht, kollert über den Boden.

Die Burg beginnt zu wanken.

Der Zinnsoldat steht noch immer auf seinem Posten: Das Gewehr über — Augen geradeaus! Er kann sich nicht erklären, warum der Fußboden immer schiefer wird.

Die Burg hinter ihm ist verschwunden.

Babylon wankt. — —

Jackies schöner Turm steht auf der Kippkante — Sekunden noch, dann liegt das stolze Werk in Trümmern.

Armer kleiner Bauherr! — Morgen bauen wir einen

neuen Turm, viel größer und schöner noch, als dieser war — morgen, Jackie — morgen!

Dem Zinnsoldaten schwindelt. Der Boden gleitet ihm unter den Füßen weg. Bauz, liegt er da!:

Das Gewehr über, Augen geradeaus!

Auf dem Promenadendeck spielt die Bordkapelle.

Für ewige Zeiten sind diese Melodien gebrandmarkt, keiner der Geretteten wird sie jemals vergessen können.

Umsonst der Heldenmut!

Umsonst das heilige Opfer:

Die Wahrheit bricht immer weiter durch — wie ein Blitzstrahl aus dem Himmel!

Die „Titanic" ist verloren!

Das Schiff geht unter!

Kein Übungsmanöver — kein Spiel — kein Scherz!

Keine Tombola mit anschließender Preisverteilung!

Vor den Booten stehen die Offiziere mit vorgehaltener Waffe.

„Zurück die Männer! — Nur Frauen und Kinder!"

Drohend starren die Mündungen den Letzten entgegen.

„Frauen und Kinder zuerst! Zurück die Männer!"

„Zurück die Männer!"

Schüsse fallen — gellende Schreie — [illegible] brechen zusammen — Männer stürmen über sie hinweg.

Der Kampf um das nackte Leben beginnt.

Menschen hetzen wie Tiere aufeinander los, würgen sich gegenseitig die Besinnung aus dem Leibe: um einen Platz im Boot!

Männer im Frack, — Frauen in zerfetzten Balltoiletten: Raubtiere mit manikürten Krallen.

Kavaliere, die vor wenigen Minuten noch mit sklavischer Ergebenheit den Specknacken beugten, sehen sich vor der letzten Entscheidung, empfinden die Weiber, die ihnen im Wege stehen, als Barrikaden, die gestürmt werden müssen, wenn man keinen Wert darauf legt, als Held zu ersaufen.

Während der Einbootung erweisen sich Konstruktionsmängel der Davits:

Zwischen Bordwand und Boot klafft ein ein Meter breiter Zwischenraum!

Dazwischen geht es sieben Stockwerke in die Tiefe!

Die ersten springen zu kurz, verschwinden lautlos im Abgrund. Die Mannschaften helfen, so gut es ihre eingekeilte Lage erlaubt. Packen die halb besinnungslosen Frauen und werfen sie wie Bündel in die Boote. Drüben werden sie von den Matrosen aufgefangen und verstaut. Ein falscher Griff kann das Schicksal des ganzen Bootes bedeuten.

Erbarmungslos ergießt sich die Wasserflut durch das Schiff. Reißt Türen und Wände ein, überschwemmt die Räume — steigt — steigt — unaufhaltsam. Erreicht die Stallungen im Zwischendeck. Schlägt an den Leibern der aufbrüllenden Tiere hoch — dringt in den Laderaum — brandet über Kisten, Fässer und Ballen. — Steigt weiter!

Erreicht die Automobile — wuchtet sie hoch — schmettert sie wie Spielzeug durcheinander.

Steigt und steigt — polternd, gurgelnd von Raum zu Raum. Erreicht die Lebensmittelmagazine im Mittelschiff: Fünfzigtausend Säcke Kaffee! Waggonladungen Zucker: ein einziger donnernder Schwall!

Kaffee mit Salzwasser und Würfelzucker!

Kaffee für Haifische, Tümmler und Garneelen.

Eiskaffee für Walfische, Seehunde und Robben.

Die Sintflut steigt weiter.

Klettert Zoll für Zoll die Wände hoch, durch Spalten und Ritzen heult die entweichende Luft.

Symphonie auf der Teufelsorgel!

Die Flut schägt gegen die Decke — preßt, drückt und schiebt. Der darüberliegende Raum ist die Postzentrale. Das gepreßte Wasser schießt durch die Dielenritzen in fauchenden Geysiren auf, bis der Boden mit berstendem Knall zerfetzt. Sieben Millionen Briefe wirbeln hoch.

Sieben Millionen Grüße an Haifische, Tümmler und Garneelen. —

Weiter klettert die See — von Wand zu Wand — von Raum zu Raum — steigt — und steigt! Unerbittlich!

Erschreckend steil schwebt die Uhr im Treppenhaus über dem Abgrund, der sich mit jeder Sekunde tiefer und unheildrohender dem eindringenden Meere öffnet. Noch einmal hören die Fliehenden den melodischen Glockenschlag, dann bekommt das prachtvolle Werk das Übergewicht und zerschellt am Fuße der Treppe! Die Ehre in Trümmern — der Ruhm verflogen — und die Zeit — dahin!

Zwischen dem Markonihäuschen und den Maschinenskylights liegt ein gestürztes Kamel. Niemand kümmert sich um das zitternde Tier, das mit gespreizten Beinen und entsetzten Blicken langsam die Planken abwärts zu rutschen beginnt, den gepolsterten Sitzkorb immer noch um den Rücken geschnallt. Menschen stolpern über seine Beine hinweg, fluchend, rasend vor Wut, und ihre Fußtritte traktieren im Vorbeistürmen den hilflosen Leib — jammervolle Ergebenheit — stumme, geheiligte Demut des Tieres — es gibt einen Himmel, in den nur Kamele kommen — keine Menschen — no Sir! — Reglak — Reglak. —

Vor allen noch übrigen Booten dasselbe Bild.

Lightolder steht mit dem Rücken gegen die Reling gepfercht. Er fühlt, daß seine Kräfte der stürmenden Menge nicht mehr lange standhalten werden. Neben ihm der Matrose Fleeth und Modey, der Quartiermeister. Alle drei den gespannten Revolver in der Hand.

Verworrenes Flehen dringt zu ihm. Zitternde Arme suchen ihn zu fassen, starre Finger klammern sich an seinem Mantel fest:

„Retten Sie mich — Retten Sie mich!"

„Tausend Dollar für einen Platz im Boot!"

„Hunderttausend Dollar!"

„Eine Million!"

„Ein ganzes Vermögen!!"

„Zurück die Männer — nur Frauen und Kinder!"

Eine Brechstange saust durch die Luft, trifft ein Mädchen mitten ins Gesicht. Hinter ihr ein Hüne, der Meisterschütze, packt die Leblose an der Schulter, drückt sie zu Boden, drängt sich an ihre Stelle, holt zum nächsten Hieb aus: — ein Kind in den Armen seines Vaters!

Lightolder zielt — trifft mitten in den Mund.

Wie Sandsäcke liegen sie in den Booten übereinandergetürmt — ohnmächtig — mit gebrochenen Gliedern — verrenkten Armen, stöhnend vor Kälte und Grauen, bis an den äußersten Rand des Bootes gepreßt.

„Zurück! Das Boot ist überfüllt!"

Der Offizier setzt die Pfeife an die Lippen, jagt ein Signal nach oben.

Auf dem Bootsdeck knirschen die Taue, knarren die Rollen in ihren Befestigungen. Zwölf Männer müssen die Last des übervollen Bootes in den Flaschenzügen halten.

„Langsam abwärtsfieren!" bellt das Kommando des Bootsmeisters, der schweißtriefend in den Pardunen hängt. Dann gleitet das Boot in die Tiefe.

Lightolder blickt ihm nach, bis es in der Dunkelheit verschwunden ist. „In der Nähe des Schiffes bleiben, bis weitere Befehle kommen!"

Hunderte bleiben zurück.

Ein Mann in französischer Offiziersuniform schwingt sich mit kühnem Satz in die rollenden Taue, versucht, an ihnen herunterzuklettern. Lightolder und Modey bemerken es — zwei Schüsse blitzen gleichzeitig auf. Alfons Durieux bleibt mit zerschmettertem Rückgrat im Boot liegen. Durch den Aufprall des Körpers geht das Führungsseil zum Teufel — das Boot saust achtern in die Tiefe! Verschwindet hochaufschäumend in der See!

Wilde steht vor Boot Nr. 16, zehn Matrosen an seiner Seite.

Ein Wunder, daß das Tauwerk noch hält. Langsam, langsam rutscht ein händeringender und tobender Menschenknäuel in die Tiefe. Zwei Minuten später klascht es auf dem Wasser auf. Das Boot wird von Matrosen aus seinen Befestigungen gehoben, — sinkt bis an die Markierungslinie ein — sinkt bis an den Rand — es ist überfüllt — sinkt — sinkt. Die Flut schlägt über ihm zusammen — fünfzig Menschen! Der Rettungsgürtel verlängert ihre Qual. Eisiges Erstarren ist das Ende.

Oben weiß man von nichts, die Nacht ist zu dunkel.

Stuart verteidigt Boot Nr. 12. Ein siebenjähriges Mädchen klammert sich mit halberfrorenen Händchen an die wankende Bootsbordwand, ruft nach seiner Mutter. Mutter kann nicht mehr mitkommen. Als sie der Matrose aus der Menge heben will, um sie ins Boot zu befördern, sieht er, daß sie tot ist — erdrückt.

Auch dieses Boot geht zu Wasser — bleibt an der Oberfläche ohne unterzugehen. Mit hastigen Ruderschlägen will die Mannschaft aus dem Bereich des sinkenden Schiffes gelangen. Die Überlebenden der gekenterten Boote schwimmen darauf zu — erreichen es, klammern sich an die Bordwand fest, versuchen von allen Seiten das Boot zu erklettern. Die Schüsse der Matrosen verfehlen in der Dunkelheit ihr Ziel. Ehe die Mannschaft zu den Messern greifen kann, treibt auch dieses Boot kieloben.

In der Funkstation rattern die Magnete. Seit anderthalb Stunden hat Phillips die Taste noch nicht lockergelassen. Er jagt sein SOS mit einer Selbstverständlichkeit in die Nacht hinaus, als ob er nichts anderes zu tun hätte, als die Kapitäne sämtlicher Schiffe zu einem gemütlichen Kaffeekränzchen einzuladen.

Die Wände der Station stehen schief, Bride kann sich nur noch mit knapper Not aufrechterhalten. Unsicher irrt sein Blick von einer Ecke des Raumes in die andere:

„Wenn nur endlich diese verfluchte Sirene aufhören wollte!"

Phillips greift in die Tasche, legt eine kleine, runde Schachtel auf den Tisch:

„Nehmen Sie Brom — — Sie machen mich nervös!"

Bride faltet die Hände über der Tischplatte:

„Na, also. Liegt Ihnen wirklich soviel an diesem Leben? Waren Sie nicht selbst derjenige, der sich immer über die Sinnlosigkeit des Daseins beklagt hat?"

Er merkt, daß Bride blaß geworden ist:

„Was ist denn mit Ihnen los?"

Bride lächelt, obwohl seine Lippen zittern und seine Augen jeden Glanz verloren haben:

„Nichts, nichts. — Schon wieder alles tip-top."

Um eine hilflose Geste zu bemänteln, drückt er die Hand des Kameraden:

„Sie frieren ja, Phillips — ich werde Ihnen Ihren Mantel holen."

„Ach Quatsch, laß den Unsinn sein."

Aber schon ist Bride davon.

Draußen tobt ein Trupp bewaffneter Matrosen an ihm vorbei. „Zugänge besetzen!" hört er einen rufen. Es fällt ihm auf, daß ihnen das Laufen über die steilen Deckplatten große Mühe macht.

Die Kajüte liegt unmittelbar neben dem ersten Schornstein. Hier dröhnt die Sirene gegen die dünnen Holzwände wie Posaunen des Jüngsten Gerichts. Bride reißt den Mantel aus dem Spind, erspäht auf dem Nachtkästchen ein eingerahmtes Photo: die Mutter. Er steckt es ein.

Auf dem Rückweg sieht er weiße Magnesiumsterne über den Mastspitzen aufbrechen. Kreidig fällt ihr Schein aufs Verdeck und verwandelt die herumirrenden Menschen in schlohweiße Gespenster.

In der Kabine angekommen, hängt er Phillips wortlos den Mantel um. Der merkt aber nichts davon. Seit einigen Minuten steht er mit dem Cunard-Dampfer „Karpathia"

in Verbindung und funkt wie besessen die Position. Bride neigt sich über den Zettel, der vor Phillips auf dem Tischchen liegt und liest: „Haben Kurs geändert und kommen Euch mit Volldampf zu Hilfe!" Ein Aufleuchten geht über sein Gesicht: „Wie weit entfernt, Phillips?"

„Zirka siebzig Meilen."

„Also auch nicht vor morgen früh!"

„Bestenfalls!"

Wieder schlägt der Empfänger an:

„Haltet aus — werden gegen acht zur Stelle sein, Cottam, — Karpathia."

„Ihr habt leicht reden —", sagt Phillips, während seine Hand über den Notizblock fliegt, „um acht Uhr früh spielen wir mit dem lieben Gott gerade die erste Bridgepartie!"

Die Stimme der „Karpathia" ist schwächer zu hören wie die der „Frankfurt", so daß die Funker zunächst der Meinung sind, die „Frankfurt" stünde der „Titanic" am nächsten! Aber gerade dieses Schiff legt eine Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit im Funkverkehr an den Tag, wie sie selbst ein so erfahrener Funkgast wie Phillips noch nie erlebt hatte. Nichts als sinnlose Fragen, die Phillips immer wieder beantworten muß. Langsam verliert er die Geduld: „Diese Stiefels scheinen noch immer nicht zu wissen, was wir von ihnen wollen — sonst müßten sie schon längst — halt" — das larmoyante Gewinsel setzt wieder ein! — Phillips notiert den Ruf: „Dampfer Frankfurt —, Besteht ernste Gefahr für das Schiff?" — — Wütend saust die Faust in den Tisch, dann surrt die Antwort, die Phillips nicht mehr zurückhalten kann, hinüber: „— — Ernst nicht, wir sinken bloß!"

Smith erscheint im Türrahmen:

„Was habt ihr Neues?"

Bride erzählt dem Kapitän das unliebsame Renkontre: „Kein Mensch weiß, was sie von uns wollen, fragen nach Position, Grund des Rufes und verstehen immer nur Bahnhof! Herrgott noch einmal, anstatt zu kommen!"

„Idioten!“ — ist das einzige, was der Kapitän darauf erwidert. Aber dieses eine Wort aus dem Munde des weißbärtigen Alten löst bei Phillips einen so sieghaften Heiterkeitserfolg aus, daß er sich sogar noch die Zeit nimmt, der „Frankfurt“ eine Mitteilung hinüberzujagen, die sich der Funker wohl nicht gerade hinter Glas gesteckt haben wird:

„Unser Käptn meint, daß Du ein Idiot bist — und wir pflichten ihm vollkommen bei!“

Zu diesem Zeitpunkt hatte die „Olympic“, das Schwesterschiff der „Titanic“, schon den Hilferuf ihres unglückseligen Zwillings beantwortet, ist aber viel zu weit entfernt, um an Hilfe denken zu können, obwohl sie längst ihren Kurs umgelegt hat und wie rasend auf die Unglücksstelle zuzudampfen beginnt.

Phillips nimmt die Verbindung mit der „Karpathia“ wieder auf — es ist ihm jetzt vollkommen klar, daß dieses Schiff das Rennen machen wird, aber immer wieder wird er durch das Dazwischenfunken der „Frankfurt“ in seiner Unterhaltung gestört, bis ihm endlich der Faden endgültig reißt — das hat lange genug gedauert — und er mit wütendem Gesicht und aller nur morsefähigen Unhöflichkeit den Kollegen auffordert, seine Taste nicht mehr länger zu bemühen, die Gespräche der „Titanic“ mit der „Karpathia“ nicht zu unterbrechen und das Maul zu halten — „Rindvieh, irrsinniges, — kommt oder laßt es bleiben“ ist sein letztes Wort an die „Frankfurt“! Dabei vergeht Zeit — kostbare, unwiederbringliche Zeit, — während das Schiff immer tiefer in die Fluten taucht. Und von Sekunde zu Sekunde kriecht das Wasser höher an den Schiffswänden hinauf — greift schon nach den Sockeln der Ventilatoren unterhalb der Kommandobrücke!

Bride löst Phillips ein paar Augenblicke ab und es gelingt ihm, ein schwaches Flüstern der „Baltic“ hereinzubekommen. Leise wie ein Hauch, über Hunderte von Meilen trostloser weltverlassener See-Einöde getrennt, spricht der

unsichtbare Äther zu all den Schiffen, die ahnungslos in dieser stillen Ozeannacht dahindampfen, von der großen rettungslosen Not ihrer Schwester. Und wieder erscheint das gespenstige Gesicht des Kapitäns in der Türe:

„Die Maschinenräume stehen unter Wasser, Dynamos werden wahrscheinlich nur noch kurze Zeit arbeiten können."

Auch diese Mitteilung wird ungekürzt an die „Karpathia" weitergeleitet. Die letzte Depesche, die Phillips daraufhin erhält, lautet:

„— Wir kommen mit aller Kraft, die unsere Kohlen nur hergeben, auf Euch zu — machen 18 Knoten Fahrt!"

Smith weiß, daß die reguläre Geschwindigkeit der „Karpathia" höchstens 15 Meilen beträgt und atmet ein wenig auf. Das Ganze ist also nur noch eine Zeitfrage — und schon ist er wieder verschwunden.

Bride hängt Phillips den Rettungsgürtel um und schnürt die Enden zusammen. „Sie feuern schon Raketen ab!"

„Na, ja, laß sie doch, Mensch", nuschelt Phillips, „dazu sind sie ja schließlich da. In einer Stunde sind sie sowieso alle naß!"

Ehe Bride die Kabine verläßt, um nach den Booten zu sehen, stellt er das Photo, das er vorhin eingesteckt hatte, neben den Morseapparat auf den Tisch. Phillips sieht das Bild seiner Mutter — schaut nach Bride, der rasch die Tür hinter sich ins Schloß zieht und seine Augen leuchten:

„O Keh, mein Junge, du bist richtig!"

Der Ballsaal macht den Eindruck einer schräggestellten Drehbühne. Weinflaschen und Sektkübel stehen auf der Kippkante. Ein leichter Stoß, und sie fallen. Noch sind die Tische festlich gedeckt, so wie die Passagiere sie verlassen haben, nur von den glatten Marmortischen in den Vestibülen ist das Kaffeegeschirr zu Boden geglitten und liegt in wüsten Scherben auf dem Fußboden.

Ein Sektkübel bekommt Übergewicht, schlägt um, langsam rutscht ein kleiner, viereckiger Eisblock übers glatte Verdeck.

Der Saal ist menschenleer. Durch die offenstehenden Türen strömt Zugluft und bewegt die Enden der herabhängenden Tischtücher wie Fahnen im müden Sommerwind.

Auch Mister Buddenbrook hat das Weite gesucht. — Eine Silberplatte mit Curry ziert wie ein kleiner Grabhügel den Platz, an dem er noch vor wenigen Augenblicken gesessen, respektive gegessen hatte.

Um auf die andere Seite des Saales zu gelangen, muß Pittmann den Weg längs der Logengalerie nehmen. Dabei streift er eine gläserne Karaffe. Sie klirrt zu Boden und springt in Stücke. Das wirkt auf die Nebentische wie ein erlösendes Signal. Überall beginnt es zu rumoren und zu splittern, zu rasseln und zu klappern. Gläser, Flaschen, Vasen tanzen Cancan.

Vor den Kaufläden stauen sich Männer und Frauen mit umgeschnallten Schwimmwesten. Sie haben aufgeklappte Koffer vor sich und wühlen wie rasend darin herum. Pittmann herrscht sie unwillig an.

Sie beteuern, ihre Ware in Sicherheit bringen zu müssen, ihr Eigentum, ihr Hab und Gut.

„Mann Gottes", erbost sich Pittmann, „lassen Sie den Plunder liegen und verschwinden Sie nach oben."

„Plunder?? Herr Leutnant! Das ist kein Plunder, das sind Edelsteine, Herr Leutnant. Edelsteine im Wert von siebenundvierzigtausend holländischen Gulden."

„Wollen Sie den Dreck mit in den Himmel nehmen?"

„In den Himmel? — — Was heißt in den Himmel? Ich will nicht in den Himmel — — ich will Geschäfte machen — — ich muß nach New York!"

Pittmann ist längst außer Hörweite. Er hört nicht mehr, wie der Juwelenhändler mit dem Schicksal krakeelt.

Der leere Theatersaal.

Pittmann hastet weiter, benutzt die Lehnen der festgeschraubten Stuhlreihen als Stütze, gerät in den festlich erleuchteten Verbindungsgang.

Er atmet auf, der Fußboden ist mit Gummiteppichen

belegt. Das erleichtert sein Vorwärtskommen. Pittmann genießt die Annehmlichkeit, er stellt sogar eine gewisse Befriedigung fest: Das Schiff ist untadlig — einfach untadlig — und Komfort? Ha, ha, — Komfort ist eine überaus schätzenswerte Sache.

Er wundert sich nicht, daß sämtliche Türen offenstehen — er wundert sich nicht, daß sämtliche Räume gähnend leer sind. Er nimmt alles als gegeben hin.

Der Damensalon — leer — umgeworfene Stühle — vergessene Abendmäntel — Capes — Handtäschchen — aufgeschlagene Modejournale. Weiter — Verbindungsgang — Coffeur — weiter — noch eine Tür: Fußtritt — auf: Patsch — Badezimmer mit überschwappter Wanne, das Wasser ist noch warm! — Wieder ein Gang:

„Sind hier noch Frauen und Kinder zurückgeblieben?"

Aus der Pantry kommt die Antwort: Tausendstimmiges Scherbengeklirr. Pittmann fährt zusammen: Tollhaus! Noch ein Gang — Türen — leere Räume und wieder ein Gang. Dann eine Treppe: Da — der tote Morell! Rundlauf — wieder an derselben Stelle — — verfluchtes Schiff — weiter — weiter. Pittmann galoppiert den Gang zurück — wagt sich nicht mehr umzusehen. Nur weiter — weiter — weiter. Der Saukasten sinkt immer tiefer — jede Minute zehn Zentimeter! Eine verschlossene Tür ist ihm im Wege — er tritt sie ein: Grüß Gott, da wären wir endlich in der „Carlton Bar".

Umgeworfene Hocker, Scherben, Pfützen, Zigarettenreste, Blumen, die Kapsel eines Füllfederhalters, ein Goldstück — alles auf dem Boden.

„Nanu, was ist denn das?" Pittmann starrt. „Dort hinter der Theke — Pittmann, alter Idiot — siehst du denn auch schon Gespenster — natürlich — dort steht doch wieder Doktor Morell — ach, Unsinn — Nerven — weiter nichts — nur nicht schlapp machen, Mensch — reiß dich zusammen, Pittmann!

Die Erscheinung glotzt ihn an — lacht sogar: —

„Also schön — ein Geist, einverstanden! Mal etwas anderes — etwas, das noch nicht da war — einverstanden: Also Doktor Morells Geist steht hinter der Theke und säuft Schnaps! — Was kann noch kommen auf diesem verfluchten Schiff? — Er spricht sogar, ganz vernünftig, wie ein wirklicher Mensch."

„Na, Pittmännchen, da sind Sie ja, ich wußte, daß Sie kommen würden."

Pittmann starrt.

„Ich habe ein Mittel gegen die Seekrankheit gefunden — ha, ha, ha, eine rote Laterne — aber, warum glotzen Sie mich denn so an? Ich tue Ihnen doch nichts — he, Pittmännchen, was ist los mit Ihnen?"

Pittmann starrt.

Der „Spuk" greift nach einer Flasche, setzt sie an die Lippen: Der Spuk säuft, wirklich und wahrhaftig.

„Wenn Sie von diesem Zeug ein Glas getrunken haben, hören Sie die Engel im Himmel singen, — daher der Name ‚Teufelswasser'. Salzwasser werden wir nämlich heute noch mehr schlucken müssen, als man vertragen kann."

Pittmann starrt. Die nüchterne Trockenheit der Vision verwirrt ihn — macht ihn rasend. Seine Hand umkrampft die Flasche: Also schön — auch das noch! Prost trinken mit seinem eigenen Hirngespinst — ganz egal.

„Na endlich werden Sie vernünftig, Pittmännchen, haben Sie es denn noch nicht gefressen, daß hier nur noch der Alkohol helfen kann?"

Pittmann hebt die Flasche, lacht höhnisch auf:

„Prost, Doktor Morell!" dann schüttet er den Inhalt, ohne abzusetzen, in sich herein.

Jetzt bricht auch der Doktor in schallendes Gelächter aus:

„Halleluja! — Der Schluck ist mir bekannt — ich dachte schon wirklich, Sie wären übergeschnappt!"

„Gottverfluchter Irrsinn!" kreischt Pittmann auf, die Flasche saust durch die Luft — Morell schnellt zur Seite. Der Spiegel hinter ihm zerklirrt in tausend Scherben.

„Sind Sie wahnsinnig geworden, Pittmann?" brüllt ihn Morell mit mehr als menschlicher Stimme an. „Was fällt Ihnen denn ein? — Nehmen Sie sich gefälligst zusammen."

Pittmann taumelt einen Schritt zurück — eiskalten Schweiß auf der Stirn. Das war kein Phantom, das war der leibhaftige Doktor Morell.

„Doktor — Doktor", stößt er rauh hervor, „Sie haben sich doch im Vestibül — erschossen?"

„Ach — so steht es um Sie? — Nee, mein Lieber, wer weiß, was Sie da gesehen haben. Auf der Kommandobrücke liegt auch einer, der so aussieht wie Sie und ich — es liegen viele herum auf dieser gottverdammten Jahrmarktschaukel — sieht einer wie der andere aus. Nein, nein, täuschen Sie sich nicht. Hier ist die ‚Carlton Bar', hier wird nicht geschossen — — hier wird gesoffen!"

Er wankt auf Pittmann zu. Der rührt sich nicht. Morell fällt ihm um den Hals:

„Max, altes Rhinozeros — kommen Sie doch endlich zu sich. Wer weiß, wen Sie da draußen gesehen haben."

Pittmann fühlt den Körper des Freundes, — fühlt seinen Atem, der nach Alkohol riecht, fährt sich über die nasse Stirn:

„Doktor — Mensch — Sie leben wirklich — Gott sei Dank — Aber jetzt vorwärts — die Boote gehen zu Wasser, — heidi — avanti."

Er hängt sich in den Doktor ein und zerrt ihn mit sich:

„Rasch, rasch, wir haben nicht mehr lange Zeit!"

„Langsam, Pittmännchen. Ihr habt mir geschworen, daß dieses Schiff nicht untergehen kann — und daran glaube ich!"

Pittmann schiebt den Wankenden durch die Tür. Draußen auf dem Gang bleibt der Doktor plötzlich stehen, preßt das Gesicht in beide Hände — stößt einen meterlangen Seemannsfluch durch die zusammengebissenen Zähne. Dann atmet er tief auf und sieht Pittmann mit stechenden Augen an:

„So! Pittmann. Alles wieder allright. Wollte so lange saufen, bis ich nicht mehr weiß, was mit mir geschieht. Hatte den Kopf verloren — sitzt aber schon wieder wie Eisen — noch Frauen und Kinder an Bord?"

„Hunderte!"

„Allmächtiger! — Los, los!"

Das Promenadendeck der ersten Kajüte.

Männer, denen seit dreißig Jahren der Spieltisch näher stand als ihre schon zu Lebzeiten entflohene Seele, liegen trotz weißer Weste und Stehkragen auf den Knien, wimmern um gnädigen Fortbestand, schauerliche Wortgeschwülste zu Gebeten formend. Sie glauben, mit lächerlichen Phrasen dem Herrgott, dessen Vorhandensein ihnen erst in letzter Minute bewußt geworden ist, eine Überraschung zu bereiten. Und da ihnen der Himmel die Antwort schuldig bleibt, morden sie um Christi willen, lassen Frauen und Kinder im Stich, werfen sich mit gestärkten Heldenbrüsten in die Kugeln der Offiziere. Aus allen Ecken grinst ihnen das Verderben entgegen, verfolgt sie mit dem Sündenregister ihres ganzen Lebens.

Frauen klammern sich an ihre Männer, gehen lieber mit ihnen in den Tod, als daß sie sich von rohen Matrosenfäusten in die Finsternis schleudern lassen. Sie verwechseln Überlegung mit sinnlosem Taumel — den letzten Schlager mit dem „Te Deum Laudamus", singen Choräle mit fliegenden Haaren, entblößten Schultern, nackten Brüsten, schlotternden Knien.

Spieler, die noch die Karten in den Händen halten — Dandys, deren zitternde Füße in Lackschuhen stecken, während die Hand selbst jetzt noch das Einglas vor dem Auge hält. Alle, alle mit demselben Ausdruck im Gesicht, der auch das Stigma des Wahnsinns ist: fiebernde Angst und rasende Wut! Da und dort krampfen sich zwei starke Arme noch einmal um ein geliebtes Wesen — saugen sich bärtige Lippen wie für die Ewigkeit an dem tränenüberströmten Antlitz eines Kindes fest, das mit dem stieren

Angstblick eines stummen Tieres das Unbegreifliche in sich aufzunehmen versucht.

Mütter — deren Gewandung im fahlen Zwielicht der Mondnacht und unter unheimlicher Hast ihrer verstörten Bewegungen halb grotesk, halb gespenstisch wirkt. Jäh aufflatternde Tücher, langnachwehende Schals — und das geisterhafte Weiß der Hüllen, aus denen Kinder und Säuglinge hervorweinen, während die Frauen in wahnsinnsdrängender Hast den letzten Booten zueilen, noch einmal den Gestaden des Lebens entgegenzutragen, was sie fürs Leben empfangen zu haben glaubten! Und wie viele unter diesen Verwöhnten des Glücks und des Lebens, die kaum Zeit zu einer letzten Umarmung finden, so daß die Nacht mit Entsetzen sieht, was in diesem Augenblick vielen Männern zum Bewußtsein kommt: Nicht ich war es, dem sie vor dem Altar den Schwur geleistet hat — es war mein Geld! Eine dieser kinderlosen Schönen läßt sich sogar von dem todblassen Gatten Uhr, Börse und Diamantring ins Boot herüberreichen, das nur für sie Platz hat und nicht für ihn!

Noch immer glänzt die Sternennacht über ihnen — mit keiner einzigen Welle droht das Meer — jeglicher Lufthauch schläft wie ein Kind zwischen Himmel und Erde, als bezeuge der Ozean selbst, was da und dort schon ein erschauerndes Herz in Demut zu erahnen beginnt:

Nicht das Meer ist es diesmal — nicht das Meer — etwas anderes ist es — etwas ganz anderes — —!

Auf dem Achterdeck lümmeln drei Männer und versuchen, ihr Leben mit Humor zu beschließen:

„In einer halben Stunde sind Sie ein Fisch, Mister Daniel."

„Wenn Sie in meiner Nähe bleiben, allright! Von Ihnen kann ein Fisch bequem drei Monate leben."

„Was wollen Sie damit sagen?"

Daniel streicht mit eingefrornem Lächeln über Mister Buddenbrooks stattlichen Prälatenbauch:

„Schade um die viele Mühe! — Was meinen Sie, wieviel Portionen Curry heute zu den Fischen wandern? Ihr Vater hätte lieber eine Eiche pflanzen sollen, wäre vernünftiger gewesen, Konserven gibt es genug!"

„Oder eine unsinkbare ‚Titanic' erfinden!" ergänzt die dritte Stimme.

„Wo bleibt die ‚Christian-science', meine Herren?"

„In London!"

„Wo werden Sie denn heute Nacht schlafen?"

Der Angesprochene verdreht die Augen und kreuzt die Arme über die Brust:

„In einer Krippe zu Bethlehem."

„Als einer der ‚Heiligen Drei Könige'?"

„Nein, als heiliges Schaf! — Aber das kann ich euch sagen, das nächstemal komm ich als Wachsfigur."

„Oho?"

„Hält sich länger über Wasser."

„Inkarnieren Sie sich in einen Sektkorken, der geht auch nicht unter."

„Ich wollte, ich könnte als Massenmörder wiederkommen."

„Aber Exzellenz!"

„Diese dreimalhimmelherrgottsakramentverfluchten Rekordschweine berufsmäßig um die Ecke bringen!"

Mister Buddenbrook versucht vergebens eine Zigarre anzuzünden:

„— meine Familie sitzt jetzt gerade beim Abendbrot."

Oberst Simonius geht in Ekstase über: „Herrschaften, wißt Ihr, was ich jetzt brauche?"

„Flügel!"

„Nein!"

„Ein Unterseeboot!"

„Auch nicht. — — Ein Frauenzimmer!"

„Bravo, Kolonel, das nenne ich fairen Heroismus."

Daniel betrachtet die See, als wäre sie eine grüne Wiese. Das herzzerreißende Gekreisch der Ertrinkenden hört sich wie ein Komplott von tausend Kindertrompeten an.

„Suchen Sie etwas, Mister Daniel?"

„Ja — vierblättrigen Klee!"

„Ich kann das Geplärr nicht mehr aushalten."

Ein Mensch hastet vorbei. Er faselt vor sich hin. In der Dunkelheit kann man nicht unterscheiden, ob es ein Mann ist oder eine Frau. Sein irres Reden hört sich an wie das Gegacker einer verfolgten Henne. Plötzlich schreit das Wesen in die Nacht hinaus:

„O Gott, was soll ich tun?"

Die Herren schweigen.

Dann macht die Stimme ihr eigenes Echo und wiederholt:

„O Gott, was soll ich tun?"

Gemessen antwortet Daniel:

„Setzen Sie sich mit dem Hintern auf einen Eisblock und erfinden Sie eine neue Dampfheizung! Oder bringen Sie uns drei Portionen Hummer-Curry."

Buddenbrook gibt sich einen Ruck und reißt die Augen auf:

„Ja, mit etwas Zitrone, — — Mandelschalen und einem Schuß chinesischem Ingwer!"

„Wollt Ihr nicht endlich das Maul halten, Kinder, es hat ja doch keinen Zweck!"

Der Oberst hat seinen Browning gezogen und entsichert.

„Was wollen Sie damit, Kolonel?"

„Meine Laufbahn als Offizier beenden."

Daniels Griff kommt um zwei Sekunden zu spät.

Buddenbrook sackt neben der Leiche zusammen.

„Worauf warten wir eigentlich noch, meine Herren?"

Daniel ist der letzte, der gegen den Aufbau lehnt.

„Wissen Sie was, Mister Buddenbrook, ich habe einmal in Shanghai an einer Litfaßsäule ein Plakat gesehen: Eßt mehr Curry und ihr werdet 100 Jahre alt! — Ich glaube, wir haben alle zu wenig Curry gegessen."

Eine Tür fliegt krachend aus den Angeln.

Pittmann hält einen weinenden Knaben im Arm. Vor ihm staut sich die Menge um ein übervolles Boot, preßt den

Offizier, der es befehligt, gegen die Balustrade. Ein Kerl hat ihm die Pistole entrissen, hält sie ihm vor die Stirn:

„Den Weg frei!"

Stuart läßt den Kopf nach hinten fallen, ein Faustschlag trifft ihn ins Gesicht. Im nächsten Augenblick duckt sich der Riese wie ein Tiger zum Sprung ins Boot. Pittmann drückt den Kopf des Jungen fester an seine Brust, feuert mit der Linken. Der Tiger springt, ehe er das Boot erreicht, trifft ihn die Kugel.

Mit zusammengebissenen Zähnen wühlt sich Pittmann durch die lebende Mauer, den Knaben über dem Kopf balancierend. Von allen Seiten greift man nach ihm, reißt ihm den Mantel in Stücke. Keuchend erreicht er den bedrohten Kameraden, übergibt das Kind, das leblos in seinen Armen liegt, einem Matrosen.

Stuart klebt mit gebrochenen Rippen an der Relingswand. Pittmann deckt ihn mit seinem Körper. Das Gebrüll der Menge zerreißt jeden Gedanken. Unaufhörlich dröhnt die Sirene, schrillen die Alarmglocken. Über dem ganzen Tumult schweben die lächerlichen Klänge der Bordkapelle, die jetzt einen oberösterreichischen Ländler spielt!

„Nicht überladen! — Die Boote schlagen um!"

Ein Trupp Matrosen trampelt vorbei. Ihr Anführer gewahrt den bedrängten Offizier, eilt ihm mit zehn Mann zu Hilfe — befreit Stuart aus seiner qualvollen Lage, hilft ihm ins Boot. Wie ein Sack bleibt er neben den andern liegen.

Neben Pittmann kauert eine junge Frau — der Rettungsgürtel hält kaum noch die Fetzen ihres Hemdes zusammen. Brust und Rücken sind blau vor Kälte.

Der Offizier hebt sie aus der Menge, sie lacht ihm schrill ins Gesicht — sie lacht noch, als sie schon längst geborgen im Boot liegt.

„Vorsicht da oben! Boot geht zu Wasser! Zurück!"

Pittmann gibt das Startsignal nach oben. Taue kreischen, das Boot verschwindet in der Dunkelheit.

Leiser wird das Stöhnen der Verletzten, entfernter das

Wimmern der Kinder, — nur das gelle Lachen der Irren ist noch lange zu hören.

Ein Uhr 10!

Das Verdeck hat eine Neigung von 20 Grad.

Ein paar Matrosen sind bemüht, Goldbarren und Geldsäcke aus den Kassenräumen zu bergen und an Deck zu schaffen. Hunderte straucheln über die gelben Metallbarrikaden, wissen nicht, daß sie über goldene Berge springen!

Die Lenzpumpen haben aufgehört zu arbeiten. Die Mannschaft hat ausgehalten, bis sie das einbrechende Wasser von ihrer Maschine gerissen hat. Zoll für Zoll klettert es rauschend die blanken Maschinenteile hoch.

Romain, Hesketh und Dilley haben sich auf den erhöhten Gittergang geflüchtet und starren wie aus einer Theaterloge in die steigende Flut. Gleich sprudelnden Gebirgsbächen schießt es in entfesselten Kreisen durch die Maschinenhalle, — züngelt an den Steuerungen empor, saugt das blitzende Kolbengestänge immer tiefer in den Schlund. Wie Wergbündel treiben die ertrunkenen Mannschaften in dem kochenden Strudel. Da und dort ragt eine Hand aus den Wellen, ein nackter Rücken, ein weißes Gesicht. Dampf entknirscht den Kesseln. Ohrenbetäubendes Fauchen erfüllt die Luft.

Dilleys Gesicht hat jeden Ausdruck von Menschenähnlichkeit verloren. Seine Hände spielen wie die eines Geistesgestörten an dem Eisengeländer.

Hesketh verfolgt mit halbgeschlossenen Augen einen Heizer, den ein plötzlich entstandener Strudel wie verrückt herumzuwirbeln beginnt.

In den Wohnräumen des Präsidenten herrscht heilloses Durcheinander. Die Waschschüssel liegt zertrümmert auf dem Fußboden, das Mobiliar ist verrutscht, der Kleiderschrank mit der Spiegelseite nach unten gestürzt. Das Toben

der Menge durchzieht wie entfernter Schlachtgesang sämtliche Räume und vermischt sich mit dem Knacken der Dielen und den Spanngeräuschen des verzerrten Holzes. Ismay erreicht nur mit Mühe die Tür, donnert sie hinter sich ins Schloß und riegelt ab. Von seinem Gesicht rinnt der Schweiß. Mit flatternden Händen reißt er die Schreibtischlade auf, greift nach dem Revolver. Als er aber die Mündung an die Schläfe legt, fühlt er sich plötzlich von eisernen Griffen umklammert und herumgerissen: Lord Canterville!

Die Waffe entgleitet seiner Hand und fällt polternd zu den übrigen Scherben.

„Wer sind Sie, was wollen Sie hier?" keucht er dem Eindringling, der wie aus dem Boden gewachsen vor ihm steht, ins Gesicht.

„Sie wollten sich einen billigen Abgang verschaffen, wenn ich nicht irre: Sie sind feige, Sir!"

„Loslassen", brüllt der Präsident. Aber sein entnervter Körper versagt, die Stimme zerbricht. „Mit welchem Recht überfallen Sie mich in meiner Wohnung?"

An der überlegenen Ruhe des Lords erstarrt sein verzweifelter Blick.

„Die Wohnung gehört nicht mehr Ihnen, — Ihr Fahrschein ist abgelaufen!"

„Zum Teufel, wer sind Sie eigentlich?"

„Ihr Anwalt, wenn Sie wollen — ein Versicherungsbeamter, der an Ihrem Leben mehr Interesse hat als Sie! Ihre Rechnung stimmt nicht, Mister Ismay, Sie müssen leben — hören Sie — weiterleben! Der Wechsel, den Sie beim Betreten des Schiffes unterschrieben haben, lautet nicht auf Begnadigung zum Paradies — scheren Sie sich an Deck!"

„Leben — leben! Sie sind wahnsinnig, man läßt mich nicht zu den Booten — man — man —"

„Was haben Sie bei den Booten verloren, Sir? Helfen sollen Sie, hören Sie — helfen — helfen — helfen!"

Ismay taumelt gegen die schiefe Wand — — seine Lippen bewegen sich, aber die Stimme versagt. Als er den Korridor

betritt, empfängt ihn das Geschrei der Menge wie höhnisches Posaunengeschmetter: „Helfen — helfen! — helfen!“

Seit eineinhalb Stunden rast Jan Peter schweißüberströmt durch das Schiff.

„Anne — Anne!“

Stur wie ein Geisteskranker die meilenlangen Straßen der Decks entlang! Aber aus allen Gesichtern, denen er auf seiner atemlosen Galoppade begegnet, starren ihm nur Entsetzen und Enttäuschung entgegen. Fremde, angstverzerrte Menschen, die erschrocken zur Seite springen, als sie den Verzweifelten auf sich zukommen sehen. Anne ist verschwunden, die Nacht muß sie verschlungen haben — oder der Wahnsinn, dem dieses tollkühne Menschenwerk Stück für Stück zum Opfer fällt! Vielleicht hat sie ahnungslos Schutz im Innern des Riesen gesucht, in den tiefergelegenen Teilen! Blind dem Gedanken gehorchend, taumelt er über die Schwelle, die nach abwärts führt:

„Anne — Anne! —“

Stockwerk um Stockwerk hinab in die von Passagieren und Mannschaft längst verlassene Tiefe! Durch die öden, leeren Gänge, in denen aufgerissene Türen kreischend in den Angeln pendeln, widerhallt echolos sein gequälter Ruf, bis ihn in der Nähe der großen Magazine ein unheimliches Rauschen aufhorchen läßt und sein Vorwärtsstürmen mit einem Schlage lähmt: Die See hat vier weitere Schottenkammern durchschlagen und prescht nun durch die eroberten Räume. Immer näher poltert es heran — dort — die Wand, vor der Jan Peter wie angewurzelt steht — schon zittert der Boden unter den Prankenhieben der See — Peter schlägt die Hände vors Gesicht — und flieht, das Grauen wie einen eiskalten Orkan im Genick! Hinter seinen Fersen splittert Holz — zerkrachen Balken — bäumt sich das Meer wie überkochende Milch, die Körper ertrunkener Kohlenzieher aus den Bunkern als Rammklötze benützend, — hinter seinem Rücken brüllt

die entweichende Luft, treibt ihn wie ein Geschoß nach vorwärts — die Treppe zurück — wieder empor! Als er an dem Fahrstuhl vorbeikommt, grinst ihm ein todbleiches Kindergesicht durch das Spiegelglas der verschlossenen Türe entgegen! Die Treppe ist so steil, daß er nur noch das Schnitzwerk des Geländers zum Aufwärtsklettern benutzen kann. Mit letzter Kraft erreicht er das Verdeck — tritt die Türe ein: Menschen auf den Knien, — Litaneien singend — in ihrer Mitte ein Priester mit starr erhobenem Blick, — Anne — nicht darunter — noch eine Treppe nach oben: das B-Deck! — Menschen vor einem übervollen Rettungsboot! Letzter, verzweifelter Kampf! — Abseits eine Frau, mit wachsbleichem Gesicht, völlig apathisch gegen den Windschutz lehnend — Anne?? — nein, nur eine Ähnlichkeit, im fahlen Lichtschimmer der Nacht — das gleiche Haar — dasselbe Kleid — dieselbe herzzerreißende Traurigkeit im Blick! Schluchzend sinkt Jan Peter zu ihren Füßen zusammen. Dann weiß er nichts mehr von sich.

Um 1 Uhr 15 zertrümmert die See eine Steuerbordschottenkammer. Gestautes Wasser bricht durch den berstenden Fußboden in die Gänge der ersten Kajüte ein. Zermalmt die Wände, sprengt die Decke, jagt die Treppen hinauf, ballt sich zu einer gläsernen Wasserfront, zerschellt die nächste Wand.

Der Gesellschaftsraum steht meterhoch unter Wasser, das Mobiliar zusammengefegt wie Blätter im Novembersturm.

Der plötzliche Einbruch der See hat einen ebenso plötzlichen Sturz des Schiffes zur Folge: Das Vorderschiff senkt sich um fünf Meter, bis das Wasserniveau in den Räumen in gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel steht.

Rauschend steigt das Heck aus der See.

Das Klirren der Fensterscheiben, Glasveranden, Türfüllungen und Marmorplatten nimmt kein Ende. Der Wintergarten gleicht einer Rumpelkammer, aus deren Trümmerwerk

geknickte Palmen wie wucherndes Gesträuch hervorblicken. Im Musikzimmer knallt der Flügel von dem Podium und durchschlägt die Hinterwand des Saales.

Das Schwimmbassin der Badeanstalt steht wie eine umgekippte Wanne mit der Nichtschwimmerseite nach oben.

Durch die gewaltige Glaskuppel, die den Ballsaal in der Mitte überdacht, geht ein merkwürdiges Knistern und Schaben: Die Eisenkonstruktion gibt nach! Scheiben klirren, splitterndes Glas fällt auf die Tische. Die Stewardesse, die einen Augenblick stehengeblieben war, um sich den Rettungsgürtel um den Körper zu legen, blickt erschrocken auf — mit einem gellenden Schrei springt sie zur Seite. Hinter ihr kracht die Kuppel zusammen — ein Meer von Glas, das sich hart und lärmend über das Parkett ergießt.

Aus der Pantry ist ein Schutthaufen geworden. Berge zerbrochener Gläser, Teller, Tassen, Schüsseln und Schalen liegen übereinander. In den Küchen rumort leeres Kochgeschirr gegen die Wände. Töpfe kollern aus ihren Regalen, hopsen mit schauerlicher Musik durch die Gänge.

Das Zwischendeck existiert nicht mehr. Drei Meter über den gesprengten Planken des Vorderschiffs brodelt der Ozean. Die Kommandobrücke ragt nur noch sieben Meter aus dem Wasser.

Kapitän Smith wankt und weicht nicht von seinem Posten. Nur einmal noch klettert er zur Funkerkabine herüber und steckt sein fahles Gesicht durch den Türspalt, genau, wie er es vor einer Stunde getan hat, sagt aber nichts — wartet nur. Und Phillips erspart ihm die Frage, die immer dieselbe ist!

Er greift nach einem Zettel und liest vor:

„Die ‚Karpathia' liegt uns am nächsten, Kapitän, knappe 68 Meilen, dann ist die ‚Olympic' da, 560 Meilen, die ‚Frankfurt', 140 Meilen, die ‚Mount Temple', 70 Meilen, ‚Birma', 100 Meilen, die ‚Parisian', 150 Meilen, ‚Virginia', 150 Meilen und die ‚Baltic' mit 300 Meilen — das wäre alles. Eine aus der Menagerie wird schon kommen, zugesagt haben sie alle."

Smith hat das letzte nicht mehr gehört. Er ist schon wieder unterwegs nach seiner Brücke.

Bride hat das Gesicht in die Hände gestützt und stiert in den immer leiser tickenden Apparat:

„Möchte nur wissen, warum uns der Dampfer nicht zu Hilfe kommt?"

Es klingt eher gezischt als gesprochen:

„Welcher Dampfer?"

„Ich habe ihn vorhin, als ich dem Alten die Meldungen brachte, ganz deutlich gesehen; Backbord voraus, zwei Topplichter und ein grünes Positionslicht — ich irre mich nicht."

„Mensch, Ihre Phantasie hat ein Loch!"

„Nein, Phillips, in unserer nächsten Nähe steht ein Dampfer — hören Sie — ein Dampfer, der sich einen Dreck um uns bekümmert, keine 15 Meilen entfernt — ich könnte rasend werden — und — und — und — wir müssen verrecken, weil die Schweine entweder keine Augen im Kopfe haben oder — Herrgott noch einmal, ich werde blödsinnig —"

„Hören Sie auf, das sind Sterne, die Sie da gesehen haben, weiter nichts."

„Nein, das muß ein Fischdampfer aus Halifax sein", und plötzlich brüllt er seinen Kollegen an, der unwillkürlich zusammenzuckt: „Warum kommt uns das Luder nicht zu Hilfe, warum — warum — warum —, wenn es einen Gott da oben gibt?"

Phillips bückt sich nach dem Bleistift, der ihm immer wieder von dem schiefen Tische kollert:

„Weil der liebe Gott die Neufundländer Fischer nicht leiden mag — sie saufen zu viel und stinken immer nach Tran. — Mein lieber Junge, du hast Allüren wie eine Operndiva, vielleicht sehen sie uns wirklich nicht!"

„Aber, Phillips, eine ‚Titanic' nicht sehen?"

„In zwanzig Minuten wirst auch du nichts mehr von ihr sehen."

„— und die Raketen? — wozu — ach, Mensch, ich kann nicht mehr —"

Phillips fährt herum, schlägt ihm den Browning aus der Hand:

„Laß das sein, ja — komm, setz dich zu mir und beruhige dich, es wird schon schief gehen.

„— — k-o-m-m-e-n e-u-c-h m-i-t v-o-l-l-d-a-m-p-f z-u h-i-l-f-e VIRGINIA" — Na, siehste, wieder einer, der nicht früh genug zu spät kommen kann! — Raketen, lieber Junge, werden auf einem Fischdampfer als Signal angesehen, wenn die ausgestreuten Boote zum Mutterschiff zurückkehren sollen — verstehst du das? Wenn sie uns also für einen Fischdampfer halten, dann nehmen sie unsere Raketen auch nicht weiter tragisch, das leuchtet dir doch ein, Harald?"

Bride nickt, während ihm der kalte Schweiß über die Augen läuft.

Loeve steht vor Boot Nr. 14 und leitet die Übernahme der Passagiere. Nur Frauen und Kinder! Sein seemännischer Übereifer kennt keine Grenzen — er weist sogar Greise ab, die hilflos hinter der Absperrung stehen und bittend zu ihm herübersehen. Unter ihnen auch William Thomas Stead. Nur Frauen und Kinder! Von all den Menschen, die flehend und händeringend sein Boot umlagern, fällt ihm einer unangenehm auf, einer, der sein Bestes versucht, um mitzuhelfen, dem aber mangels jeglicher Erfahrung alles mißlingt und der dadurch mehr im Wege steht, als er nützt. Daß es der Präsident der Withe Star Line ist, weiß er nicht — er wundert sich bloß, daß sich der Herr im Frack wie ein ordentliches Dienstorgan an seine Seite stellt und mit nervöser Stimme Befehle an die Mannschaften erteilt.

Eine Zeitlang läßt sich Loeve die Einmengung gefallen, dann aber verläßt ihn die Geduld:

„Wollen Sie nicht gefälligst den Mund halten, mein Herr — vielleicht kann ich hier mehr ausrichten als Sie — scheren Sie sich zum Teufel — —!"

Und Ismay erwidert kein Wort — schweigt still — und geht — geht zu einem anderen Boot, wo ihm eine nützlichere Betätigung gelingt. Er hätte von seiner Stellung Gebrauch machen können — hätte sich persönliche Vorrechte erkämpfen können — es wäre ihm ein Leichtes gewesen — ihm gehörte ja dieses ganze herrliche Schiff — aber er tat es nicht. Und Loeve erfährt erst nachträglich von einem entgeistersten Steward, der die Szene mit angesehen hatte, wem er soeben gegenübergestanden hatte. Aber da ist Ismay schon unter den ersten, die schweigend die bedrängten Frauen aus der Menge heben, um sie in das Boot zu verfrachten, mit einer Last auf dem Herzen, deren Größe niemand erahnen kann!

Noch brennt Licht in allen Räumen des Schiffes. Vor den Dynamokammern brandet die See, rüttelt an den Eisentüren, begehrt wütend Einlaß. Neben den surrenden Lichtmaschinen steht die Bedienungsmannschaft, lauscht durch die verriegelte Tür.

Von draußen zischt es gegen die Platten.

„Das Wasser ist da", sagt einer und preßt das Ohr an die kalte Wand. Die anderen stehen wie Klötze um ihn herum. Keiner wagt, sich zu bewegen.

„Aus, wir können nicht mehr zurück!"

Einen Augenblick zögert er, dann hebt er die Faust und läßt sie wie einen Schmiedehammer gegen die Verschalung sausen:

„Scheiße!"

Einer der Matrosen beugt sich über den Hauptdynamo, untersucht mit aller Gemütsruhe die Schmiervasen. Dann fährt er sich mit dem Handrücken über die Stirn:

„Du wirst auch nie ein feiner Mann — na — Hauptsache, die Herren Millionäre haben noch genug Licht!!"

In einer Nische des ersten Promenadendecks stehen zwei Menschen. Noch vor kurzer Zeit ein Herr und eine Dame.

Jetzt nicht einmal mehr Mann und Weib, sondern: zwei Menschen, zwei Kreaturen, zwei Geschöpfe, zwei Lebewesen.

Es ist Allyson, der amerikanische Bankier und Frau Allyson. Sein Gesicht hat den Ausdruck einer hölzernen Altarmaske. Sie schluchzt in sich hinein und schämt sich dessen. Die beiden sind nicht die Jüngsten, sie haben manchen Sturm hinter sich.

Pittmann benimmt sich, wie er sich auf der Promenade in Nizza benehmen würde. Als handele sich's um einen lohnenden Ausflug der Motorboote. Kurzum, er bietet der weißhaarigen Dame einen Platz an. Frau Allyson umschlingt ihren Gatten. Pittmann vergißt seine gute Erziehung und wird dringlicher.

Frau Allyson krampft sich fester und fester.

Pittmann müht sich ab, ihre Hände zu lösen.

„Rühren Sie mich nicht an", sagt die alte Dame. „Ein ganzes Leben habe ich an seiner Seite verbracht, und jetzt soll ich ihn allein lassen?"

Vor einem der letzten Boote:

Mister Taylor nimmt Abschied von seiner Familie. Die Matrosen sind bereit, Frau Taylor ins Boot zu heben. Sie bringt es nicht übers Herz. Taylor muß sie zwingen, das Schiff zu verlassen. Der kleine Jackie bettelt:

„Geh, Mutti, geh! Wir müssen Vater gehorchen."

Das Boot schwebt wasserwärts — ohne den Knaben. Taylor wirft sich dem Offizier zu Füßen, fleht für das Kind:

„Unmöglich, das Boot ist überfüllt."

Da reißt sich Taylor die Schwimmweste vom Leib und schnallt sie dem Jungen um die Brust.

„Leb wohl, Jackie!"

Dann wirft er ihn über die Reling ins Meer — — sieben Stockwerke tief — — und verliert die Besinnung.

Auf dem B-Deck lehnt ein Mann gegen den ausgeschwungenen Bootsdavit, dessen Führungsseile schlapp in die gähnende Tiefe hängen.

Das Boot ist längst zu Wasser gegangen. Im Scheine der Sterne sieht man es dahintreiben in der entsetzlichen, nachtschwarzen See. Sechs Kinder und vierundfünfzig Frauen bilden seine kostbare Last. Wenn die Insassen dieses Bootes jemals ein rettendes Gestade erreichen sollten, werden sie nie diesen einen vergessen, dem sie das Wunder ihrer Rettung zu verdanken haben, der mit einer Selbstverständlichkeit für ihr Leben eingetreten war, wie es niemand mehr auf diesem entmenschten Fahrzeug für möglich gehalten hätte, der eine Meute stürmender Zwischendeckpassagiere mit den blanken Fäusten zu Boden streckte, der Kind um Kind aus der grausamen Einkeilung der Menge befreite und unter bedingungslosem Einsatz seines Lebens den Händen der Matrosen übergab, der die Frauen mit seinem eigenen Körper gegen die Angriffe der entfesselten Kreaturen schützte, bis sie mit stummem, dankbarem Augenaufschlag auf dem Boden des Bootes lagen und der Quartiermeister das erlösende Signal zum Abwärtsfieren geben konnte. Werden nie diesen einen vergessen, der da oben zurückgeblieben war, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit zerschunden — die Brust halbnackt, — das Haar in wirren Strähnen an die Stirne geklebt — und doch ein Lächeln der Befreiung um den festgeschlossenen Mund — und dieser eine war: Bruce Ismay!

Die Zwischendeckpassagiere sind tot. Sie starben zu Hunderten, umschlungen, erwarteten wie Trauben aneinandergepreßt das Ende. Der Ozean brandete wie ein wilder Dämon über sie hinweg.

Niemand hörte ihre Hilferufe — niemand ihre markerschütternden Gebete. Keiner sah in ihre entsetzten, kreideweißen Gesichter, als das Vorschiff in die Fluten tauchte und der Boden unter ihren Füßen entschwand.

Auswanderer nach Amerika! — Auswanderer in eine andere Welt!

Bei dem Versuch, eine höhergelegene Stelle des Verdecks

zu erreichen, stürmt plötzlich ein Mann auf den Präsidenten zu — versperrt ihm den Weg:

„Hören Sie mich, ich weiß nicht, wer Sie sind — ich habe Sie nie gesehen, aber ein Mensch sind Sie und das genügt."

Hastige Atemstöße befördern das Kauderwelsch zutage.

„Hören Sie mich, Sie, Mensch —"

Ismay fühlt sich von derben Fäusten angepackt und durcheinandergerüttelt. Aus den Augen seines Angreifers stürzen die Tränen. Kaum, daß er überhaupt noch sprechen kann:

„Ich bin ein Mörder — Sie — ich habe einen Menschen umgebracht — ein Weib — meine Frau — verstehen Sie mich — meine eigene Frau! — Gründe sind Nebensache — Sie war eine Canaille, mußte weg — aber ich — hören Sie — aber ich: Zwanzig Jahre lang schleppe ich das verfluchte Geheimnis in mir herum — —."

Und plötzlich gellt sein Organ zu einem wilden Kreischen auf:

„Ich habe einen Menschen erwürgt — ich habe getötet — ein Mörder bin ich — Herr —"

Damit läßt er endlich von seinem Opfer ab.

„Ich konnte dieses Schweigen nicht mehr länger ertragen — es mußte heraus — irgendein Mensch mußte es erfahren."

Dann nimmt sein Gesicht den Ausdruck einer glückseligen Gelöstheit an:

„Zwanzig Jahre lang war ich ein Toter, der unter den Lebenden spazierengehen durfte, zwanzig Jahre und jetzt erst lebe ich wieder — jetzt — jetzt — eine Minute vor meinem Ende. Können Sie das verstehen, mein Herr? Ein halbes Menschenalter für diesen einen Augenblick — Leben!"

Damit schwingt er sich auf die Relingsbrüstung und läßt sich in die Tiefe fallen.

Ismay sieht, wie er unter der aufschäumenden Wasserfläche verschwindet.

Die beiden letzten Boote werden von einer brüllenden

Meute umtobt: Heizer, Millionäre, Staatsmänner, Stewards, Kaufleute und Artisten. Menschen, die kaum noch Menschen sind:

„Rette sich, wer kann!"

Der Kapitän hat das Schiff freigegeben.

Infolge der starken Schlagseite des Dampfers hat sich der Zwischenraum von den Steuerbordbooten und der Schiffswand um volle zwei Meter vergrößert.

Die Passagiere müssen von den Matrosen angeseilt herübergezogen werden. Männer und Frauen, Stück für Stück.

Jede Schranke ist gefallen.

Madame Hébert steht mit zitronengelbem Gesicht vor dem vorletzten Boot. Das Feuerwerk ihrer Ohrgehänge überbietet selbst den Höllenlärm, der um die Boote tobt.

„Wenn Sie noch mitwollen, müssen Sie springen!"

Ein Matrose hat das todbleiche Gesicht gesehen und ihr die Worte zugerufen. Ehe es ihr Mann verhindern kann, schwingt sie sich auf die Reling und — springt! Springt zu kurz — der Zwischenraum vom Schiff zum Boot beträgt bereits zwei Meter! Madame Hébert hat nie in ihrem Leben Sport getrieben außer Nagellacktraining, Hautmassage und Schlankheitskuren! Außerdem bleibt der Mantel beim Absprung hängen. Kaum, daß ihre Fingerspitzen den Bootsrand erreichen. Die Matrosen greifen in die Luft, ihr Schrei erstirbt erst, als der Körper fünf Sekunden später auf dem Wasser aufschlägt.

Endlich geht das letzte Boot zu Wasser, begleitet von dem Geheul der Zurückbleibenden.

Dort gleitet es nieder und gleich darauf auf das Meer hinaus, das wie ein Raubtier das sinkende Schiff umlauert — es mit jedem Augenblick tiefer und tiefer zieht und immer schwerer zur Seite neigt, während es noch langsam weiterschwimmt, einem todwunden Riesenwal vergleichbar, der ziellos auf den Fluten dahintreibt, die er durch seine letzten Todeszuckungen nur bewegt — nicht mehr beherrscht.

Pittmann ist auf dem Nullpunkt angelangt, wagt keinem Menschen mehr ins Gesicht zu sehen. Aber der Mann da, der sich auf die schräge Nockenbrüstung stützt und in die schwarzen Fluten starrt, das ist bestimmt nicht der spukende Doktor Morell. Das ist Kapitän Smith!

Kapitän Smith? Pittman steht einem Greis gegenüber. Er muß alle Kraft zusammennehmen, um den Anblick dieses leichenfahlen Mannes zu ertragen.

„Sämtliche Boote sind zu Wasser, Herr Kapitän. Bis auf die Offizierspinasse."

„Ich danke Ihnen, Pittmann. Sie haben Übermenschliches geleistet. Ich entbinde Sie Ihrer Pflicht."

Pittmann salutiert.

„Leben Sie wohl, Pittmann."

„Ich bitte um die Erlaubnis, Herrn Kapitän zur Pinasse geleiten zu dürfen."

Smith rührt sich nicht.

„Ich bitte um die Erlaubnis, Herrn Kapitän zu unserer Pinasse geleiten zu dürfen."

„Ich bleibe."

„Keiner meiner Kameraden weicht einen Finger breit, solange Sie sich weigern."

„Ich bleibe."

„Herr Kapitän — hier kann niemand mehr helfen."

„Das weiß ich."

„Kommen Sie —!"

„Machen Sie mir die letzten Minuten nicht so schwer. Bringen Sie sich in Sicherheit. Ihr Leben ist wertvoller als das meine. Und — wenn Sie das Glück haben, diese Nacht zu überstehen, dann — sagen Sie meiner Frau . . . ." Er zieht sich die Kappe tief ins Gesicht und reicht Pittmann die Hand.

Smith ist allein.

Unter seinen Füßen knirschen die Planken. Er wagt nicht mehr, die Augen vom Boden aufzuheben.

Die Sirene ist stumm, die Alarmglocken schweigen.

Phillips kauert noch immer vor seiner Apparatur. Er hat den Mantelkragen hochgeschlagen und hämmert wie verrückt auf der Taste herum. Ab und zu huscht ein dünnes Lächeln über sein Gesicht — — in der Linken hält er die Zigarette, die Bride, wenn sie zu Ende geraucht ist, durch eine neue ersetzt. Nur einmal springt er auf, als er draußen vor der Türe ein fremdes, glucksendes Geräusch vernimmt — und schaut hinaus: Die Flut hat die Funkkabine erreicht und plätschert ihm entgegen. Das Bootsdeck ist mit einer brüllenden Menschenmenge zum Erdrücken überfüllt.

Als Bride das Wasser sieht, verliert er jeden Ausdruck aus seinem Gesicht. Daß alle Boote bereits das Schiff verlassen haben, hat er vom Kapitän erfahren. Durch die offene Tür strömt das Wasser ein und umzingelt den Schemel, auf dem Phillips sitzt und seine Hilferufe klappert. Da erinnert sich Bride, daß er die Schwimmweste in der Koje vergessen hat. Also den Weg durch das ansteigende Wasser und die Weste geholt. In seiner Kabine ist alles im wirren Durcheinander — Kleider — Schuhe — Schriften — Bücher — und der verstreute Inhalt seiner beiden Koffer. In der Vorahnung der Kälte zieht er sich warme Schuhe an, die er aus dem Haufen der verstreuten Sachen herausfindet und nimmt auch seine beiden Mäntel mit.

Phillips hockt wie immer vor seiner Taste und teilt gerade der „Olympic" die beschämende Tatsache mit, daß ihre glorreiche Schwester mit der Nase voran in den Wogen versinkt und ganz nahe vor ihrem Ende steht. Als er Bride mit umgeschnalltem Rettungsgürtel vor sich stehen sieht, fährt er sich über die Augen und unterbricht das Geklapper:

„Sehen Sie doch mal nach, ob es nichts Bootsähnliches mehr gibt, womit Sie sich in Sicherheit bringen können."

Bride verschwindet. Das Bootsdeck ist so steil, daß er kaum noch vorwärtskriechen kann. In nächster Nähe der Funkkabine sind Männer bemüht, ein zusammenlegbares Gummiboot auf Deck herabzulassen. Bride hilft mit. Es ist

das unwiderruflich letzte Fahrzeug, das die „Titanic" verläßt! Einen Augenblick hält Bride in seiner fieberhaften Tätigkeit inne, dann dreht er sich auf dem Absatz um, läßt die Leute im Stich und kehrt entschlossen in den Funkraum zurück!

Phillips erschrickt, als er ihn ankommen sieht — mit den eingefallenen Wangen — und dem krampfhaften Gleichmut im Gesicht:

„Nanu, Bride?"

„Nein, Phillips, ich verlasse das Schiff nicht ohne Sie — Wo Sie sind, dort gehöre auch ich hin — ich bleibe bei Ihnen!"

Und Phillips kann sich nicht halten — springt abermals auf — und das will viel bei ihm bedeuten, denn er verliert dadurch zehn ganze Sekunden — und er drückt den Jungen an sich und küßt ihn auf die Wange: „O Keh, Harald!"

Ein paar Augenblicke später kommt Kapitän Smith zum letztenmal an der Kabine vorbei:

„Ihr könnt nicht mehr tun, als ihr getan habt, Leute — verlaßt jetzt die Apparate — ich entlasse euch —" und mit müdem, gesenktem Blick fügt er hinzu: „— So steht es nun mit uns — ein jeder — für — sich — selbst!" Dann ist er verschwunden.

Zwei Uhr morgens.

Auf allen Vieren klettert die Menge das Heck empor, flüchtet vor der unerbittlichen See, die sich wie eine Sintflut ins Innere des Schiffes ergießt. Auf Dächern und Aufbauten kauern sie, zu lebendigen Hügelketten erstarrt.

An die Seitenwand der achternen Ladeluke gestützt, spielt die Bordkapelle englische Marine- und Soldatenmärsche.

Über das Backbordpromenadendeck der zweiten Kajüte wankt eine nackte Frau, Lippen und Wangen grau wie Zigarettenasche. Ihre Stimme ist rauhes Hundegebell:

„Hertha — Hertha — Hertha!"

Mit ausgebreiteten Armen taumelt sie das Verdeck hinab, verschwindet in der steigenden Wasserflut.

Auf dem Bootsdeck haben sich Männer zusammengerottet: Matrosen, Passagiere, Heizer. Sie quälen sich zähneklappernd ein „Vater unser" aus dem Leibe. Erbarmungslos sehen die Sterne auf sie herunter. Menschenklumpen — betend — lachend — fluchend — brüllend. Liegestühle gleiten an ihnen vorbei, goldene Barren plumpsen hinterher, Pflastersteine aus gelbem Metall klatschen in die aufrauschende Wasserwand. — Gold!

Zwei Uhr zehn!

Das Licht in den überschwemmten Räumen beginnt zu flackern: Der Ozean hat die Dynamos erreicht. Drei Minuten dauert der Kampf. Dann hat das Meer gesiegt.

Rabenschwarze Finsternis.

Pittmann hat die Kabine des Funkers verlassen, — erkennt kaum noch die Hand vor den Augen. Eine Rakete zischt in den Himmel, platzt grün über der Kommandobrücke. In ihrem Schein klettert er vorwärts, aufwärts, oder abwärts, er kann es nicht mehr unterscheiden.

Gellende Stimmen wie überspannte Stahlsaiten, über die ein rauher Bogen streicht.

Die Bordkapelle setzt ein:

„Näher, mein Gott zu Dir, näher zu Dir!"

Ein Haufen Halbwahnsinniger begleitet sie mit schaurigem Gesang.

Ein Donnerschlag läßt Pittmann in die Knie sinken. Das Schiff bäumt sich auf, als ob es mitten entzwei gespalten wäre. Markerschütternde Rufe aus tausend Kehlen. Pittmann umklammert die Reling — halb auf dem Boden liegend, halb in die Querstreben verkrampft, kriecht und klettert er weiter. Ein Gegenstand saust an ihm vorbei — streift ihn an der Stirn, er fühlt einen dumpfen Schlag, dann wird es schwarz vor seinen Augen. Die verkrampften Hände

lösen sich von der Reling. Pittmann fällt auf das schiefe Deck zurück — rutscht — überschlägt sich — rutscht —.

Die Rakete erlischt — eine Taschenlampe blitzt auf. Boxhall hängt wie ein Affe im Gitter, die Lampe zwischen den Zähnen. Fleth und ein Matrose kleben im Windschutz — mit jeder Sekunde steigt das Heck höher in den Himmel. Ein dunkler Klumpen gleitet an Boxhall vorbei. Im letzten Augenblick reißt dieser das Bein zur Seite — hält ihn auf: Reißt Pittmann herum — erkennt im Schein des Lämpchens den ohnmächtigen Kameraden.

Über dem berghohen Heck flammen weiße Sterne auf.

Boxhall brüllt den beiden Matrosen zu:

„Den Mann in die Pinasse!"

Pittmann wird von vier Matrosenfäusten hochgehoben und längs der Reling zurückgeschleppt.

Spukgestalten huschen an den Männern vorbei, groteske Silhouettenbilder. Weiße Ventilatoren mit verzerrten Menschengesichtern — aufgerisseneAugen rund und groß wie Butzenscheiben — metallschillernde Bootsdavits — blinkende Lanzen — Maste — drohend in den Himmel ragend — riesenhafte Schlote, schwarz und steil über bodenlosen Abgründen.

Eine Baßposaune poltert über das Deck — — Menschen, die auf den steilen Planken den Halt verloren haben und ausgeglitten sind, rutschen hilflos hinterher. Ihr Schreien verstummt in der pfeifenden Gischt.

Die Umrisse einer überfüllten Pinasse tauchen im Schummerlicht der Magnesiumsterne auf — Pittmann wird hochgestemmt — niedergeschwenkt. — Neben den Matrosen — kaum hörbares Wimmern. Fleth, im Begriff, sich in die Pinasse zu schwingen, dreht sich noch einmal um: Ein Hund, der sich mit entschwindender Kraft in die Deckplanken krallt. Fleth packt ihn und schleudert ihn im hohen Bogen in das Boot.

Die Pinasse geht tief, baumelt wie eine Jahrmarktsschaukel, von den Matrosen im Boot abwärts gefiert, erreicht die See. Die Mannschaft biegt die Riemen durch.

Irgendwo wankt noch ein Wesen über das berstende Verdeck — eine Frauensperson — kaum mehr noch als die Vision ihrer selbst: — Eva Stevenson. Die Hände, die sich gegen die überfallenden Aufbauten stützen, sind weiß wie Kalk. Wohin sie das Verhängnis führt, ahnt sie nicht. Mit übermenschlicher Kraft treibt es sie vorwärts, willenlos wie unter dem Einfluß einer auslösenden Hypnose gehorcht der entkräftete Körper. Hinter ihr dröhnt die aufsteigende Wasserwand — hinter ihr kracht die Welt zusammen — versiegt das Leben.

Unter einem der ausgeschwungenen Bootsdavits hockt eine männliche Gestalt — nachtschwarz — unkenntlich. Als Eva vorbeikommt, leuchtet gerade über dem Schiff eine Magnesiumfackel auf. Der weiße Schein streift für Sekunden das Gesicht eines Menschen, steil, von oben herab. Schädel, Backenknochen und ein kurzes dreieckiges Stück der Nase in knöcherner Blässe — alles übrige bleibt in Dunkel gehüllt. Entsetzt prallt sie zurück.

„Erschrecken Sie nicht vor mir, Mylady — ich tue Ihnen nichts —"

Völlig erschöpft läßt sie sich zu Boden gleiten, greift nach der Hand des Fremden:

„Lord Canterville — gibt es keine Rettung mehr?"

„Nicht fragen, Lady Eva — nicht fragen —"

„Meine Mutter — verloren — im Gedränge — das Boot ging zu Wasser — ein Mensch stieß mich zurück."

Der Lord sieht das aufgelöste Gesicht, das hilfesuchend, von Blitzen des Grauens durchzuckt, zu ihm emporgerichtet ist.

„Schließen Sie die Augen, Kind, legen Sie den Kopf an meine Schulter und — schlafen Sie ein — noch wenige Minuten und Sie werden alles vergessen haben — jedes Leid und alle Unvollkommenheit der Welt. — Nur das Vergessen ist vollkommen — das Vergessen."

Eva hat die Augen geschlossen und ihren frierenden Körper gegen die Brust ihres Beschützers gelehnt.

„— Sie sind so gut zu mir, Mylord — so gut —"

Dann verläßt sie das Bewußtsein. Behutsam legt Lord Canterville den Arm um ihre Schulter und deckt sie mit seinem Mantel zu.

Am Oberdeck sind ein paar Männer in fieberhafter Eile bemüht, das Berthon*) seeklar zu machen. Ismay hilft mit — bis er bewußtlos zusammenbricht. Kein Wort wird gewechselt. Stumme, schaurige Hast, ein schroff in die Nacht abfallendes Verdeck und das Dröhnen dieser versinkenden Welt. Das ist alles, was noch hier oben ist. Ab und zu der grelle Blitz der Raketen, die keiner auf der weiten, endlosen Fläche sieht — keiner — keiner —!

Eine aufklatschende Welle reißt den Ohnmächtigen hoch: Das Meer!

Wie ein schiefer Fels ragt der Rumpf der ‚Titanic' in den Himmel, umbrandet von donnernder Gischt. Das Floß ist fort. Und dort, an die Banklehne geklammert, ein lebendes Wesen — ein Kind — und die Wasserwand steigt — und rauscht immer höher. Das Kleine hat den Mund aufgerissen und brüllt, aber in dem Toben der Elemente ist nichts mehr zu hören. Ismay streckt den Arm aus — reißt den zitternden Leib an sich — preßt ihn an die Brust. Dann wuchtet die rasende See die beiden hoch.

Das Meer ist übersät mit wimmelnden Punkten: Menschen, denen nicht einmal der erlösende Tod erlaubt ist: Die Schwimmweste bewahrt sie vor dem Ertrinken — ihr Ende ist qualvolles Erstarren. Überall gluckst und gurgelt es auf, erstickte Laute, Unkentöne — hohles Miauen, wie das Gewimmer verendender Katzen.

Die Mannschaft der Pinasse rudert, daß ihnen der Schweiß in Strömen über die Gesichter rinnt — Kielwasser schäumt vor dem Bug des Bootes auf — nur fort — fort aus dem Bereich des Schiffes. Hinter dem flüchtenden Boot jagt es her, umringt es von allen Seiten — Arme recken sich aus

*) Zusammenstellbares Floß aus Kork und Segelleinwand.

der aufgewühlten Flut — schnappen nach der Bordwand — die Matrosen keuchen um ihr Leben — erkennen die Gefahr — Riemen brechen durch. Vergebens! — Die Ertrinkenden haben das Boot erreicht, krallen sich mit Händen und Zähnen fest — saugen sich wie Polypen an die Wände, — ziehen es tiefer und tiefer: Letzte Chance — letzte verzweifelte Hoffnung: Ein Boot — ein Riemenblatt — ein Stück Holz — eine winzige Planke!

Boxhall sieht in die eisgrauen Gesichter — — entsetzliche, hilfeflehende Blicke. Sieht, wie weiße Spinnenfinger das Boot in den Abgrund ziehen wollen, hört das Gebell der belagernden Meute — — beißt sich die Lippen auf, überwindet den letzten Funken Herz — — das letzte Aufflackern von Menschentum — — Verantwortung für sein Boot — — er reißt die Pistole hervor — — springt auf — — und feuert in die Hände — — feuert — — und feuert. Die Matrosen folgen dem erlösenden Beispiel — — schlagen mit den Riemen in jedes auftauchende Gesicht. — — Das Boot geht frei! — — Gerettet! — — Das nackte Leben, und das nur vielleicht für Sekunden, erkauft um den Preis von hundert anderen — Gleichwertigen.

Pittmann schlägt die Augen auf, sieht Boxhall an seiner Seite stehen, die Augen wie ein Draug in die See gerichtet, den rauchenden Revolver noch in der Hand. — Er fährt sich über die Wunde, wendet den Kopf.

Das Heck der ‚Titanic' steigt kerzengerade in die Höhe. Mit donnerndem Getöse stürzt der erste Schornstein in die See.

Im Schein der letzten Rakete sieht er Menschen wie volle Blütentrauben an den Relingswänden hängen.

Plötzlich ein unbeschreiblicher Höllenlärm auf dem sinkenden Schiff: Die Maschinen haben sich aus ihren Bettungen gelöst und wälzen sich durch den Rumpf. Brüllend stürzt die ungeheure Stahl- und Eisenmasse nach vorne — — durchschlägt Wand um Wand — — Raum für Raum! —

— fünfzehn Sekunden dauert das entsetzliche Geräusch, das wohl mit keinem der Welt sonst verglichen werden kann. — Ein Wolkenmeer glimmender Funken zischt aus den Schornsteinen. Volle fünf Minuten lang bleibt das Schiff in dieser grauenhaften Lage im Wasser stecken, dann legt sich der Riese langsam zur Seite und — — sinkt. Ein schlohweißer Wasserberg rauscht über ihn hinweg.

Einen Augenblick lang ist es so still, daß die Leute in den Booten voll Entsetzen den Atem anhalten und bewegungslos zu der quirlenden und brodelnden Wasserstelle herüberstarren. Da taucht ein mehliges Gesicht in der Nähe auf. Boxhall erkennt den Kapitän und beugt sich über den Bootsrand: „Hierher, Kapitän — — hierher!!" Das Boot schwenkt herum, kommt dem Schwimmenden entgegen, — endlich erkennt man, daß er ein blaugefrorenes Kind im Arme hält und scheinbar nur noch Bewegungen macht, um dieses kleine Wesen zu retten. Aller Hände strecken sich ihm entgegen, — Boxhall hat den Enterhaken ergriffen — hält ihn über Bord. Mühsam nur nähert sich der alte Mann dem Boot: — — „Das Kind nehmen — — Das Kind nehmen!!" keucht er, kaum noch verständlich, hervor und hält sich für Augenblicke an der Bootswand fest. Zwei Frauen übernehmen das ohnmächtige Mädchen, während andere nach dem Arm des Retters greifen, um ihn selbst an Bord zu ziehen. Aber Smith schüttelt sie ab — — „Was ist aus Murdock geworden?" — — es klingt mehr geflüstert als gesprochen — — und, als er von Boxhall erfährt, daß er nicht mehr am Leben sei, läßt seine Hand die Bootswand los.

Noch einmal versucht ihn Boxhall zu überreden — er bittet und fleht — aber Smith hat sich bereits abgewendet und schwimmt geradewegs auf die Untergangsstelle zu: „Let mi go — let mi go!" —

Boxhall sieht ihm mit brennenden Augen nach:

„Kapitän — Kapitän! —" er sieht, daß Smith nicht einmal eine Schwimmweste hat — weiß, daß er verloren ist — sieht ihn immer weiter sich entfernen, bis das weiße

Haupt in der Dunkelheit verschwunden ist — und nur noch die Finsternis der Ewigkeit vor den Insassen des Bootes liegt. Er hat sein Grab gefunden — wo er es finden wollte — dort, wo sein unglückliches Schiff vor wenigen Augenblicken untergegangen ist.

Und die Wolken des Himmels ziehen weiter ihre schweigende Bahn, und stehen nicht still?

Und die Sterne wandern weiter schwebend zwischen Auf und Nieder, und hemmen nicht ihren Lauf?

Und das Meer rauscht wie bisher sein ewiges Lied und hält nicht den Atem an?

Und die Fische der Tiefsee gleiten mit blöden Augen aneinander vorbei und erstarren nicht, als der schwarze Riesenschatten vor ihren Blicken tiefer und tiefer sinkt?

Und das Leben geht weiter? — Und die Welt steht nicht still?

In Nanking lodert die Fackel der Revolte. In Wien tanzt man Walzer und schwingt sich im Takt einer flotten Quadrille — und lacht — und liebt. In London rollen die Autocairs rund um den Lyster-Square. Und im Hydepark blühen die ersten Frühlingsblumen. In Berlin fährt die Straßenbahn. Und der schiefe Turm zu Pisa ist nicht eingestürzt. In Ägypten stehen die alten Pyramiden. Negerkinder spielen im heißen Wüstensand.

Und alles lebt? — Und nichts steht still?

In Paris steht der Eifelturm, zu seinen Füßen wirbelt das Leben. Die Theater sind überfüllt. Und die Bars voll trunkener, lachender Menschen. Und vor den Schaufenstern stehen sie mit ihren ewigen Sehnsüchten und Wünschen. In New York leuchtet der heiße Lichterschlund des Broadway zum Nachthimmel empor, und die Brooklynbrücke steht wie sie immer gestanden hat. Und die Wasser des Niagara donnern wie seit Jahrtausenden in die Tiefe.

Und alles atmet? — Und alles lebt?

In Rom dröhnen die Glocken der heiligen Peterskirche

— — Totenglocken? Nein! Osterjubel: „Der Herr ist erstanden." Und in den „Boittes de nuit" von Marseille liegt man sich in den Armen und küßt sich, bis der Morgen über die Wände kriecht — und lebt noch? — und atmet noch? — und ist noch nicht tot? Und nichts hält den Atem an? nichts? — nichts? — —

Boxhall hält immer noch den Enterhaken über Bord.

Lichterlos dehnt sich der Ozean. Nicht das leiseste Glucksen ist vernehmbar. Man hört nur das Atmen der Männer und das leise Delirieren der Bewußtlosen auf dem Boden der Boote. Endlich die Stimme des Offiziers:

„Weiterrudern!"

Und nun setzt das Schrecklichste ein, das sich jemals auf dem Atlantischen Ozean seit Menschengedenken zugetragen hat, — etwas, das man nur unter Verletzung der heiligsten Schöpfergefühle einem Stück Papier anvertrauen kann!

Diese schweigende See, die dort über der Untergangsstelle brütet, nachdem sich die Wellen wieder geglättet haben und die Oberfläche endlich zur Ruhe gekommen ist, diese See bleibt nicht lange stumm und ohne Geräusche! Und die noch Lebenden in den Booten vernehmen plötzlich einen grauenhaften, zunächst völlig undefinierbaren Ton, der aus dem Dunkel kommt, — von dort, wo eben noch das Schiff gelegen hatte, — eine Stimme, die sich aus vielen solcher und ähnlicher Stimmen zu einer einzigen zusammenschließt — zu einer Stimme zusammenrottet — aus hilflosem Stöhnen, — wilden, gellenden Lauten, — sinnlosem Gebrüll — entsetztem Fauchen, Kreischen und hohlen, weithinhallenden Rufen — endlos und immer wieder sich erneuend — wiederholend — anschwellend — und ineinandergreifend zu einem unbeschreiblichen Chaos — eine Zone des Grauens, die so entsetzlich ist, daß sich keines der Boote ihr zu nähern wagt, obwohl jeder weiß, daß es nur Freunde sind, die dort in bitterster Not um ihr Leben ringen. Aber dieser Ton, der

aus dem Meere kommt, verwandelt sie in Gespenster, vor deren Anblick sich die Haare sträuben und der Blick erstarrt! So bleibt ihnen nichts anderes übrig als mit zusammengebissenen Zähnen auszuharren und zu warten, bis das Schreckliche, so plötzlich es gekommen war, wieder vergehen möge, — daß die Stille wieder eintreten und sie aus dem Bann erlösen möge, in den sie alle geraten sind. Aber dieses Schreckliche geht noch lange nicht zu Ende! Zuviel Wrackteile treiben auf dem Wasser, zuviel Trümmer, Bretter, Balken, zuviel Strohhalme, an die sich das zähe, entschwindende Leben klammern kann, zuviel Kisten, Koffer, Möbelstücke und Schiffsplanken sind da, an denen sich Hunderte festhalten können. Und während sie für kümmerliche Augenblicke ihre erstarrten Finger um ein treibendes, wertloses Etwas zu schlagen suchen, heulen sie wie Schakale in glühenden Wüstennächten nach einer Hand, nach einem zweiten Etwas, das sich ihnen entgegenstrecken möchte, um sie vor dem Versinken zu bewahren!

Ein einziges Boot findet den Mut, auf die Mitte dieses grauenhaften Kreises zuzusteuern. Es hatte vorher einige Leute der Besatzung an ein anderes Boot abgegeben und daher noch etwas Platz. Während es langsam näherkommt, schwellen die Geräusche zu einem entfesselten Höllenspektakel an. Seine Insassen — es sind an die vierzig Frauen — schreien mit — kreischen so laut sie können, um das Entsetzen, das um sie herum zu wüten beginnt, mit der Kraft der eigenen Stimme zu übertönen — um die rasende Angst, die sie mit einem Male alle packt, niederzuringen. Einige pressen den Kopf tief an die Bodenplanken und halten sich die Ohren zu.

Loeve, der das Boot befehligt, steht hochaufgerichtet wie eine erloschene Fackel mitten unter ihnen und brüllt mit regloser Haltung seine Kommandos.

Wrackteile, zertrümmertes Mobiliar und die Leichen der bereits Ertrunkenen, die plump und schwer in ihren Rettungsgürteln stecken, bilden eine so dichte, unpassierbare

Schicht auf dem Wasser, daß kein Ruderschlag möglich ist, ohne an eine der Leichen zu streifen! Man versucht an einen Passagier heranzukommen, der sich an einem winzigen Stück Treppengeländer stöhnend über Wasser hält.

Eine halbe Stunde dauert es, um die fünfzig Schritt zu überwinden, die der Kiel des Bootes von ihm trennt, so dichtgedrängt treiben die Körper der Toten in seinem Fahrwasser. Und, als man endlich herankommt, treibt auch er reglos dahin.

Zur gleichen Stunde empfängt die Marinebehörde in Halifax eine Depesche:

„Dampfer ‚Titanic' mit Eisberg in Kollision geraten — Droht zu sinken. Schlepper sind bemüht, das Schiff bei Cap Race in seichtes Fahrwasser zu bugsieren."

½3 Uhr morgens!

Atemlos liegt die Nacht über dem Atlantik. Schweigend, wie ein entseeltes Ungeheuer. Die monotonen Ruderschläge der Matrosen sind ein sanftes Wiegenlied.

Die Stille ist unerträglich.

Auf dem Boden des Bootes knarrt eine Laterne, ranziges Petroleum flackert über die Gesichter der Ruderer.

Boxhall kauert wie ein Klabautermann neben einem zitternden Mädchen. Versucht, es mit seinem Körper vor dem eisigen Luftzug zu schützen. Seine Blicke wandern über die tote Wasserfläche, kehren immer wieder zur selben Stelle zurück. Schwarz und stumm liegt die See. Manchmal gellt es noch wie der heisere Schrei eines Seeadlers zum Boot herüber.

Eisblöcke treiben vorbei, verschwinden wie Traumgebilde in der Dunkelheit. Das Knarren der Riemen wirkt einschläfernd. Pittmann liegt zu Boxhalls Füßen. Das Gesicht in die Hände vergraben.

Eine Kinderstimme ruft nach Vater und Mutter.

Neblig und fahl kriecht es über den Horizont.

Boxhall schläft. Das Mädchen an seiner Seite rührt sich nicht mehr. Der Nachtwind spielt an dem Spitzenbesatz ihres Hemdchens — aus den halbgeöffneten Augenlidern lugt ein bläulich-weißer Spalt, — an ihrem Hals hängt ein kleines goldenes Kreuz.

Die Stimme des Matrosen weckt den Offizier:

„Ein Boot kommt auf uns zu!"

Boxhall schlägt die Augen auf, steckt den Kopf unter den Mantel so tief er kann. Irgend etwas treibt heran, geht längsseits.

Der Offizier hebt die Laterne vom Boden auf, leuchtet hinüber. Der Anblick macht ihn vollends munter: Ein vollgeschlagenes Boot. Die Passagiere hängen mit dem halben Körper im Wasser, rühren sich nicht, liegen auf den schmalen Bänken. Gesichter sind nicht zu sehen, nur aufgestapelte Kleiderbündel.

Am Steuer hockt eine schmächtige Gestalt. Boxhall läßt das Boot achtern herumtreiben, hält es fest:

„Nicht so weit wegrudern, — wir verlieren den Schiffahrtsweg! — Wo habt Ihr Eure Laterne?"

„Naß geworden."

Die Unterhaltung wird im Flüsterton geführt:

„Könnt Ihr noch vier Stunden aushalten?"

Loeve schweigt.

„Die ‚Virginia' wird um acht hier sein."

Boxhall stützt die Laterne gegen den Bootsrand. Ihr Schein fällt auf die reglosen Gestalten. Loeve neigt sich vor, um einen besser zu erkennen:

„Wer ist denn das?"

„Pittmann."

Peinliche Stille. Loeve wendet sich ab. Eine Fiebernde richtet sich mit geschlossenen Augen im Boot auf:

„Ich bleibe bei dir, Jakob! Ich verlasse das Schiff nicht, wenn du nicht — mitkommst — Jenny — Jenny." Dann sinkt sie wieder zusammen.

Die beiden Offiziere sehen sich an, Boxhall dämpft seine Stimme:

„Frau Astor!"

Etwas schrammt von außen gegen die Bootswand: Treibeis.

„Wir haben Lightolder an Bord."

„Lebt er?"

„Ich glaube, ja!"

„Wo ist der Kapitän?"

Eine Sternschnuppe zieht als Antwort ihren weißen Strich über den Himmel.

Die Ruderer haben die Köpfe auf die Brust gesenkt, schlafen mit den Riemen in den Händen. Das Kind ruft immer noch nach seinen Eltern.

Boxhall wärmt sich die Hände an den Gläsern der Laterne.

„Noch immer nichts zu sehen?"

Ein Matrose schüttelt den Kopf: „Nein — — nichts!"

Auf der niederen Ruderbank liegt Lightolder. Aus seinem Mantel tropft es beständig in das Boot.

„Noch drei Stunden — —"

Boxhall hebt den Kopf: „Dort treiben Boote — in der Nähe bleiben, Leute!"

Trübseliges Dunkel liegt über der See. Einer der Ruderer sackt nach hinten um.

„Nehmt euch zusammen — es kann nicht mehr lange dauern."

Ehe der Morgen dämmert, gleitet ein lautloser Schatten über die Unglücksstelle: Das Boot Nummer zwei. Kein Wort wird gesprochen, — kaum daß die todmüden Matrosen noch die Riemen bewegen können. Die Boote sind schwer und schieben sich nur langsam von der Stelle. Auf der letzten Bank sitzen Frauen und rudern, während die Männer schlafen. Eine der Frauen ist Countesse of Rothes, die später sogar den Befehl über das Boot übernimmt!

Mit dem Oberkörper weit über die Bordwand gebeugt liegt ein junger Mensch im zerrissenen Ordenskleid eines

Priesters und pfeift leise die Melodie des Yankee-Doodle vor sich hin — unbewußt, das Lied hat mit seiner Stimmung nichts zu tun. Sein Blick verirrt sich immer tiefer in das leise wallende Wasser, in dem es voll seltsamer Partikelchen wimmelt. Neben ihm hockt ein junges Mädchen aus der 111. Kajüte, das außer einem fadenscheinigen Frühjahrsmantel nichts anderes am Leibe hat. Das Hemd hatte sie längst unter dem Mantel hervorgerissen, um es einem frierenden Kinde um die Beinchen zu wickeln. Ihre Augen sind starr auf einen unsichtbaren Punkt in der See gerichtet. In regelmäßigen Abständen dringt von dort der Schrei eines Ertrinkenden zu ihr herüber. Dort irgendwo in der angepeilten Richtung ringt noch ein Mensch mit dem Tode — — und es ist immer derselbe nervenzermarternde Laut, der eher dem Miauen einer verendenden Katze gleicht als einem menschlichen Hilferuf — eine geschlagene Stunde lang — ohne daß die Männer auch nur den Versuch unternommen hätten, auf den Unglücklichen zuzurudern! Alles Bitten und Drängen des Mädchens bleibt vergebens, es lohnt sich nicht, um eines anderen willen das eigene Leben aufs Spiel zu setzen. Außerdem ist es ein Mann. Und Männer haben in dieser Nacht, laut Beschluß des internationalen Seerechtes, das Anrecht auf Leben verloren! Derselben Behörde, die sechzehn Rettungsboote auf einem dreitausend Passagiere fassenden Schiff als durchaus zulässige Sicherheitsmaßnahme genehmigte!

Ein unsagbares Grauen liegt über der Stelle, die das Boot eben passiert: Hier hatte noch vor wenigen Minuten das Feenschloß gestanden, strahlend aus allen Fenstern! Noch steigen aus dem Abgrund die Luftblasen empor, die seinen perlenden Weg in die Tiefe gekennzeichnet haben. Wie graue, wallende Laken schwebt es von dort unten herauf und zerplatzt mit leisem, mousierendem Zischen an der Oberfläche. Es ist die entweichende Luft aus dem Schiff, die die eingedrückten Kammern und Tresors verläßt — wieviel letzte Atemzüge mögen sich noch darunter befinden?

Wie unter einem Peitschenhieb zuckt das Mädchen zusammen. Der junge Geistliche hat den Schrei überhört — sein aufgerissenes Auge sucht etwas in der finsteren, welligen See. Seine Gedanken sind bei dem großen Schiff — — dort liegt es jetzt, zwischen Algen und schlammigen Tiefseefarnen, eingebettet zwischen Felstrümmern und pechschwarzem Schlick! Oder treibt es noch immer, dem ausgleichenden Druck seiner Wände und Räume gehorchend, langsam und stumm durch das schwarze, flüssige Glas der Tiefe dahin? — Kopfüber — kopfunter — taumelnder, trunkener Tod — den mächtigen Kiel nach oben gekehrt und die Spitzen der Maste und die kalten Schächte der Schornsteine dem Abgrund zugewendet? — Von Fischen, die weiße und bunte Laternen an ihren Köpfen tragen, und von phosphorleuchtenden Wundertieren staunend verfolgt? — Wieviele seiner Mitpassagiere, die den Weg ins Freie nicht mehr rechtzeitig gefunden haben, mögen jetzt vor den Fenstern ihrer zertrümmerten Kabinen stehen und fassungslos all das Grauen erkennen, das der dunkle Schoß des Meeres in seinen letzten Tiefen birgt! Wieviel Beilfische, Ruderfüßler, Seepapageien und Segelfloßler — wieviel Schmetterlingsfische, Purpurquallen, Muränen, Tiefseepolypen und Bathysphärentaucher mögen schon durch die entstandenen Breschen in das Innere eingedrungen sein, jeden Winkel des Schiffes mit ihrem geheimnisvollen Licht erfüllend? Von jedem der prunkvollen Räume Besitz ergreifend ohne dem Widerspruch der Menschen, die alle Macht besitzen auf Erden und zur See? Jener Lebewesen, die dort oben an der Sonne wohnen — und die die Krone der Schöpfung sind?

Jetzt ist das Rufen so nahe, daß selbst der Geistliche erschrickt! — Dort — keine zehn Meter von der Spitze des Bootes entfernt — man sieht nur den Kopf aus dem Wasser ragen — und einen aufgerissenen Mund — Drei Ruderschläge und man wäre an seiner Seite gewesen — drei Ruderschläge — aber — das Boot fährt vorbei, die sturen Gesichter

seiner Insassen sind abgewendet wie vor dem Anblick der Pest — die Ohren taub!

Nur das junge Mädchen, — gewiß, ein sonst wenig beachteter Midinettentyp aus irgendeinem Vorort von Paris, hat die Hände vor das Gesicht geschlagen und schluchzt herzzerreißend in sich hinein: „Ihr könnt ihn doch nicht draußen lassen! — Ihr könnt ihn doch nicht draußen lassen! — Ihr könnt ihn doch nicht draußen lassen!“

Aber die Lady, die an ihrer Seite sitzt, hat auf der Bank of London ein Depot von einigen hunderttausend Pfunden, die noch verbraucht werden müssen, ehe man für immer dem Humanitätsdusel verfällt! Darum zieht sie auch ein verächtliches Gesicht! —

Im Boot Nummer 13 herrscht noch verhältnismäßig die beste Stimmung. Sein Führer ist ein Heizer, der von den Insassen zum Kapitän ernannt wurde und sich trotz des erbärmlichen Zustandes, in dem er sich befindet, in seiner neuen Würde gefällt! Fast nackt, wie er aus der Gluthitze des Feuerraumes nach oben gekommen ist, hockt er an dem Steuer und schlägt so laut mit den Zähnen aufeinander, daß ihm eine der Frauen ihren Mantel über die Schulter wirft.

Noch ist kein Schimmer zu unterscheiden — nur übereinandergetürmte Schatten und eine totstille Wasserfläche, die bis an die Grenzen des Himmels reicht.

Gegen drei Uhr beugt sich einer der rudernden Matrosen über Bord und fischt eine Puppe aus dem Meer.

Endlos langsam schleicht die Zeit. Beesley richtet sich auf und späht in den Himmel, der sich mit einemmal merkwürdig aufzuhellen beginnt. Ein unnatürliches Rosarot überzieht den östlichen Horizont. Fächerförmige Lichtstreifen, die wie ein Wasserfall aus seidig flimmernden Spektraltönen in die Tiefe zu fließen scheinen und die bis hinauf in die Region des Polarsternes reichen.

„Endlich wird es Tag“ — seufzt eine Stimme aus der Menschenpyramide, die sich unter der magischen Be-

strahlung in die absonderlichsten Gestalten aufzulösen beginnt.

Dann bleibt es still, bis der täuschende Glanz des Polarlichtes vergeht und das Meer wieder dunkel und glucksend wie zuvor gegen den Kiel des Bootes schlägt. Zweimal schreit eine Frauenstimme auf und eine Hand fährt wie irre durch das Dunkel:

„Ein Schiff — — ein Schiff!"

Aber es war nur ein Stern, der so tief auf der Wasserlinie lag, daß er aussah wie ein Licht, oder es war die Laterne eines Bootes, das in einiger Entfernung auf den Wellenkämmen schaukelte.

Immer noch schießen losgelöste Schiffstrümmer aus der unheimlichen Tiefe nach oben. Nur die gräßlichen Schreie sind endlich verstummt. Manchmal, wenn ein Rettungsgürtel von außen die Bootswand streift, zucken die Frauen zusammen und wenden das Gesicht aus der Richtung.

Um vier Uhr morgens steigen weit draußen im Westen Raketen aus der See — Lichter tauchen aus der schwarzen Wasserwand: — die Rettung!

Bessley sammelt alte Briefumschläge und kümmerliche Papierreste ein — eine provisorische Fackel entsteht, die entzündet und als Lebenszeichen über dem Boot ausgeschwungen wird. Gespenstisch huscht das Flackerlicht über die eingesunkenen Gesichter, in denen die Freude über die nahe Rettung die ersten zaghaften Wurzeln zu schlagen beginnt.

Das Schiff hat mittlerweile direkten Kurs auf die treibenden Lichtpünktchen genommen und nähert sich mit großer Geschwindigkeit.

Der Heizer ist aufgesprungen und steht, von dem Mantel seiner mitleidvollen Gönnerin grotesk umrahmt, auf der Ruderbank. „Los Herrschaften, wir wollen eins singen, damit die drüben nicht denken, wir haben den Humor verloren!"

Der Witz schlägt vollkommen daneben. Aber, als er mit

krächzender Stimme selbst den Anfang macht, singen sogar einige mit.

Auch die Mannschaft fällt ein — so gut es ihre Stimmung erlaubt — „Pull of the shor, boys", nein — beim besten Willen, man konnte das keinen Gesang mehr nennen, das da hinausdrang in die weihevolle Unendlichkeit des Ozeans. Es war wirklich nur ein Mittelding zwischen Brüllen und Weinen und müßte die Aufmerksamkeit des ganzen 42. Breitegrades auf sich gelenkt haben, wenn dieser nur nicht so öde und so ausgestorben gewesen wäre in dieser Morgenstunde des 15. April.

Vier Uhr morgens:

Die Positionslichter der „Carpathia" vermählen sich mit dem ersten zaghaften Grau der Dämmerung.

In dichtgedrängten Gruppen umlagern die Passagiere das Vorderschiff. Kein einziger unter ihnen, der ein Auge geschlossen hätte. Sonntag, gegen Mitternacht, hatten sie gemerkt, daß etwas Ungewöhnliches eingetreten sein mußte: Der Kurs war plötzlich geändert worden und ein Hasten und Trampeln auf allen Decks unterbrach die übliche nächtliche Stille. Die gewohnte Vibration des Schiffes steigerte sich mit einem Male in eine schnelle, beinahe vorwärtsspringende Bewegung. Mit Weißglut in allen Feuerungen schoß das Schiff durch die Nacht, selbst jeden Augenblick in Gefahr, gegen Eisfelder zu rennen und das Schicksal der „Titanic" zu teilen. Der Chefsteward hatte seine Leute zusammengerufen und Sandwich, Brandy und heiße Getränke fertigmachen lassen. Um einhalb ein Uhr wurde die Warmwasserversorgung der Kabinen und Badezimmer abgestellt und das letzte bißchen Dampf in die arbeitende Maschine geleitet.

Dann hatte das ganze Schiff getuschelt: „Was war geschehen?"

Ein Schiff wie die „Carpathia" ist auch eine große schwimmende Stadt und doch — eine schwimmende „Kleinstadt".

Und mit einem Male war die Funkstation umlagert: Die „Titanic" hat dringend um Hilfe gebeten!

Sofort veranlaßte der Kapitän der „Carpathia" schärfste Telegrammzensur.

Dadurch gewann das Gemunkel und Gerede neuen Nährboden. Dann kam von der „Titanic" die Schreckenskunde. Und diese Nachricht, obwohl unausgesprochen und vorerst durch niemand bestätigt, wanderte durch sämtliche Kabinen der „Carpathia". Rüttelte die letzten Zweifler wach.

Übernächtige Gestalten rotteten sich zusammen, fröstelnd und unschlüssig lauschten und spähten sie in die Nacht, ob da irgendwo das Geheimnis lauere.

Sensation lag in der Luft.

Fieberhafte Spannung hielt die schwimmende Kleinstadt wach. Auf der Back oder auf dem Promenadendeck wurde das Frühstück eingenommen. Keiner wollte in den Salons bleiben, wenn es das verschleierte Unglück mit zu erleben galt.

Sensation!

Mannschaften und Offiziere stehen auf verstärktem Wachposten.

„Eigentlich müßten wir sie längst gesichtet haben", sagt der Navigationsoffizier zum Kapitän. „Die angegebene Position ist überschritten."

Kapitän Rostrom läßt die Kimmlinie nicht aus den Augen, gibt keine Antwort.

Die Spannung wächst mit jeder Minute. Alles starrt in den Morgen, der langsam, langsam erwacht.

Um 4 Uhr 30 treibt dicht neben dem Schiff ein Liegestuhl vorbei.

Jede Unterhaltung verstummt. Die Passagiere liegen mit angehaltenem Atem über die Reling gebeugt: Der erste Zeuge der Unglücksnacht.

Minuten später entdeckt der englische Referendar Hoque in Steuerbordrichtung ein paar Lichtpunkte.

Wie ein Lauffeuer geht es durch das Schiff.

Alle Augen sind nach Steuerbord gerichtet.

Kapitän Rostrom setzt das Glas von den Augen ab:

„Das sind sie!"

Die „Carpathia" nimmt Kurs auf die Boote, jagt ihnen entgegen. Die Cunardflagge geht halbmast.

Noch eine Stunde, dann liegt der Dampfer beigedreht, das Verdeck mit Tauen abgesperrt. Hinter der Kette die Passagiere. — Erschütternde Stille.

Nur die Schritte der Matrosen sind zu hören und der Ruderschlag der sich nähernden Boote.

Elf Boote und eine Pinasse: Eine Flottille des Grauens.

Schweigende Gestalten. Abenteuerlich, wenn einer oder der andere versucht, sich mit müder Bewegung aus seiner qualvollen Lage zu befreien.

Vor ihnen, wenige Ruderschläge entfernt, liegt die Rettung, aber ihre Blicke hängen stumpfsinnig an dem Dampfer, nicht das leiseste Zeichen von Freude schimmert in ihnen auf.

Oben an Deck des Dampfers halblaute Kommandorufe. Die Falltreppe rasselt zu Wasser.

Das erste Boot legt an!

Nur wenige Passagiere haben Kraft genug, über das Reep an Bord zu klettern. Die meisten müssen angeseilt und an Deck hinaufgewunden werden.

Als erster betritt ein junger Mensch das Schiff, schreitet, auf zwei Sanitäter gestützt, durch das Spalier von Neugierigen und Hilfsbereiten das Verdeck entlang, den Kopf steif, den Blick unentwegt geradeaus gerichtet.

Auf seinem Gesicht ein tragikomischer Zug: das furchtbare Grauen der vergangenen Nacht und das erhebende Bewußtsein, ein Held zu sein.

Ein junges Mädchen fühlt sich verpflichtet, seinen Rettern dankbar zuzulächeln. Aber die erstarrten Lippen verweigern den Dienst, das Lächeln wird eine schauderhafte Grimasse.

Die Ruderer klettern über die Lotsenleiter an Bord. Die meisten mit letzter Kraft.

Manche bewahrt nur ein rascher Zugriff der Obenstehenden vor dem Zurückstürzen.

Die Offiziere der „Carpathia" empfangen sie mit stummem Händedruck, der mehr sagt, als in diesem Augenblick Worte bedeuten können.

Stewardessen stehen mit Cognac, Milch, heißem Tee und Schnäpsen bereit. Drei Ärzte überwachen das Verabfolgen der Getränke.

Die Schiffbrüchigen werden einer nach dem andern auf Deck gehievt. Ambulanzen übernehmen sie und tragen sie auf Bahren in das Schiffsinnere. Der Anblick ist schrecklich. Die meisten sind halbnackt und blaugefroren. Das Grauen, das in all diesen Gesichtern noch hinter den geschlossenen Augen wohnt, ist so unerträglich, daß viele der Zuschauer hinter der Absperrung vor Entsetzen zusammenbrechen.

Boxhall kommt die Lotsenleiter heraufgeklettert, den Mantel mitten durchgerissen, das Gesicht grau. Kein Wort, kein Ton. Zwei Offiziere nehmen ihn in die Mitte und führen ihn in den Salon.

Über alledem lastet tödliches Schweigen. Nur das Rattern der Spillmaschinen ist zu hören, das keine Sekunde aussetzt. Sie holen einen nach dem anderen an Deck.

Einen nach dem andern.

Endlich ist das erste Boot ausgebaggert.

Von keinem beachtet, treibt es leer vom Schiff ab.

Und schon liegen die Ladebäume, weit ausgeschwungen über dem nächsten.

In verschnürten Säcken, halbtote Bündel, werden die Schwerverletzten an Deck gezogen. Die andern in freien Gurten.

Frau Astor wehrt sich wie eine Verzweifelte, als die Matrosen sie auf die Bahre legen wollen. Immer wieder reißt sie sich los, will wieder hinunter ins Boot. Mit größter Mühe gelingt es, sie auf der Bahre festzuschnallen. Noch während man sie unter Deck trägt, gellen ihre irren, spitzen Schreie über das Schiff: „Jakob — Jakob!"

Wieder schwebt eine dunkle Gestalt herauf, senkt sich auf das Verdeck: Pittmann. Seine Lippen sind ein schmaler Strich, die tiefumränderten Augen fest geschlossen. Der Zahlmeister und Cottam, der erste Funker der „Carpathia", nehmen ihn in Empfang.

Kapitän Rostrom steht auf der Fallreepplattform und erteilt Befehle. Als Pittmann vorbeigetragen wird, steht er stramm und legt die Hand an die Mütze. Dann wendet er sich ab.

Durch die starke Überbelastung der Steuerbordseite hat die „Carpathia" Schlagseite bekommen und liegt schief.

Das dritte Boot geht unter das Fallreep.

Jetzt windet der Ladekran eine splitternackte Frau in die Höhe. Vorsichtig heben die Matrosen sie aus den Gurten. Sie halten eine Tote.

Der Nächste: Ein junger Mann, dem die Haare wie nasses Stroh im Gesicht kleben. Der Oberkörper bis zum Hals mit gestocktem Blut bedeckt: Durieux.

Er glotzt die Matrosen aus weitgeöffneten Augen an.

„Der fiel schon tot zu uns ins Boot. Erschossen", sagt einer der Bootsleute der „Titanic" zu seinem Nachbarn.

„Warum habt ihr ihn dann nicht ins Wasser geworfen?"

Der andere zuckt die Achseln:

„In der Nacht sah einer wie der andere aus. — Habt Ihr Zigaretten?"

Der dritte Offizier der „Carpathia" turnt die Treppe herauf. Er hat zwei Kinder im Arm.

„In meine Kabine, Roberts", ruft der Kapitän ihm nach.

Auf dem Boden des fünften Bootes wälzt sich eine Fiebernde und schlägt wild um sich, als man ihr die Gurte anlegen will. Endlich gelingt es. Noch bevor der Kran anzieht, fällt sie dem Bootsmann um den Hals, schluchzt, weint, schreit:

Mein Mann ist zurückgeblieben, dort draußen, dort draußen!

Der Kran hebt sie hoch, das Seil wirbelt mit ihr herum. Ihre ausgestreckte Hand beschreibt einen weiten Kreis:

Und in jede Richtung zeigt dieser gräßlich ausgestreckte Finger: „Dort — — dort — — dort!“

Stunden um Stunden arbeiten die Spillmaschinen, heben einen Schiffbrüchigen nach dem andern an Deck. Lebende und Tote.

Die letzten Boote kommen halbleer. Zwei treiben kieloben an der „Carpathia“ vorbei.

Zuletzt wird das Floß heranbugsiert. Ein paar erbarmungswürdige Kreaturen drauf: Männer in Schlafanzügen, zerfetzten Fracks und Smokings, stehen seit Stunden, reglos, bis zu den Knien im Wasser. Keine Handbreit von ihnen geht es ins Bodenlose. Durch die Überbelastung liegt das Floß einen halben Meter unter Wasser. Die geringste Bewegung eines einzigen hätte das Abgleiten aller zur Folge gehabt.

Unter ihnen der Präsident: Sir Bruce Ismay.

Die Bergung nimmt fünf volle Stunden in Anspruch!

Endlich liegt der Letzte auf der Bahre.

Sechshundertfünfundachtzig Menschen!

Sechshundertfünfundachtzig Seelen!

Das war das amtliche Schlußergebnis der großen Rekordwettfahrt um das „Blaue Band des Ozeans“!

4 Offiziere, 206 Mann Besatzung, 202 Passagiere erster Klasse, darunter 154 Frauen und Kinder, 115 Passagiere der zweiten Klasse, darunter 83 Frauen und Kinder, 158 Passagiere der dritten Klasse, darunter 84 Frauen und Kinder.

Mit diesen 685 Geretteten bahnt sich die „Carpathia“ ihren Weg durch die treibenden Eisblöcke.

Viele dieser Blöcke liegen unter Wasser und bersten mit dumpfem Knall, wenn der stählerne Schiffsbug ihre Mitte trifft.

Kapitän Rostrom steht mit seinen Offizieren auf der Brücke. Keiner sagt etwas. Aller Blicke sind in die unheimliche See gerichtet, aus deren dunklen Fluten die blauschimmernden Eisrücken tauchen.

Stunden vergehen. Immer noch fährt das Schiff durch Eis, immer noch das schwere Krachen unter dem Bug.

Die Passagiere der „Carpathia“ haben ihre Kabinen zur Verfügung gestellt. Flüsternde Gruppen umringen die Lazarette, zerpflücken mit romantischer Phantasieentfaltung das Ereignis. Die Salons sind in Krankensäle umgewandelt. Da es an Betten mangelt, behilft man sich mit Decken und Kissen, die als provisorische Lagerstätten auf den Boden gebreitet werden. Aus den „Carpathia“-Leuten bildet sich ein Hilfskomitee: Ärzte, Pflegerinnen, Krankenschwestern. Unermüdlicher Dienst von Lager zu Lager, von Kabine zu Kabine, bis zur Zermürbung.

Und dennoch: Immer wieder weiter, von einem zum andern — — jeder Augenblick bringt neue Überraschungen.

Zwei Stewards bemühen sich, einen Tobsüchtigen zu bändigen und in eine Kammer zu drängen. Er aber schlägt um sich, kratzt und beißt. Faucht, schreit, heult, brüllt:

„Ihr Hunde, ihr Hunde! Was habt ihr mit meiner Frau gemacht?“

Endlich ist er überwältigt. Er tobt, trommelt mit den Fäusten an die verschlossene Tür. Immer wieder, immer wieder, bis sein Toben und Schreien zu einem kläglichen Wimmern wird und zuletzt verstummt.

Als der Arzt bei ihm eintritt, findet er einen Schlafenden, auf dessen Zügen die Ruhe des letzten Friedens liegt.

Auf dem warmen Maschinenoberlicht sitzen zwei kleine Mädchen im Alter von drei und vier Jahren. Sie sind eng zusammengerückt und halten einander umschlungen. Die Kleinere ist vor Erschöpfung eingeschlafen, die Größere weint leise vor sich hin und ruft immer wieder nach der Mutter:

„Mutti, komm doch zu mir! — — Mir ist so kalt, komm doch, Mutti!“

Mit einer frommen Lüge bringt ein Matrose die beiden Kleinen nach unten in eine Kabine.

Am ärgsten geht es auf dem Bootsdeck zu, — vor der Kammer des Funkers. Hunderte von Menschen belagern die kleine Tür, wollen wissen, ob ihre Angehörigen von

anderen Schiffen gerettet wurden, drängen sich gegenseitig fort, überschreien einander:

„Die Namen! Wir wollen die Namen wissen! Machen Sie eine Liste!"

Mit Mühe schlägt sich der Funker mit einer für den Kapitän bestimmten Meldung durch die besinnungslose Menge. Als er zurückkommt, stürmen sie von allen Seiten auf ihn ein, stecken ihm Zettel in die Hand, in die Taschen.

Eine junge Frau, notdürftig in eine Decke gehüllt, wirft sich ihm in den Weg:

„Erbarmung! Fragen Sie, ob mein Kind gerettet wurde. Tausend Dollar für das Telegramm! Hier der Name! Nehmen Sie den Zettel."

Mechanisch steckt der Funker den Zettel zu sich, — zehn, hundert Zettel. Dann schließt er sich in seine Kammer ein, totmüde, zum Umfallen.

Und stellt Listen zusammen.

Und funkt Namen.

Funkt und funkt und funkt.

Namen, Namen, Namen — —

Und da geschieht das Unvorstellbare: Die Verwechslung! Diese gräßliche Verwechslung, die tausende aus dem Wahnsinn ins Glück und aus hemmungsloser Freude in Wahnsinn gejagt hat: Die Liste der durch die „Carpathia" Geretteten wird irrtümlich als Liste der Toten in die Welt gefunkt! Unermeßliches Leid für die einen, unermeßliche Seligkeit für die andern, bis dann die Wahrheit offenbar wird und Reue zum Entsetzen, Jubel in Wahnsinn sich wandelt.

Wieviel solcher „kleiner" Tragödien haben sich um die so heiß ersehnten Flüsterzeichen abgespielt, die das todwunde Schiff in seiner letzten Stunde in den Himmel schrie! Sie haben nie den Weg in die Öffentlichkeit gefunden, aber sie leben in der Erinnerung all der Männer fort, die mit ihrer kleinen, unscheinbaren Messingtaste den Äthermantel beherrschen, der die Welt umspannt! Zahllos sind sie, diese kleinen Morsegeschichten, um das unvergäng-

liche Märchenschiff — man könnte nimmer aufhören von ihnen zu erzählen:

Auch auf dem Festlande wurden die Hilferufe gehört! Die Station von Cap-Race wußte um die Bedrängnis der Titanic! Alle verfügbaren Rettungs- und Regierungsschiffe wurden sofort unter Dampf gestellt — eine ganze Flottille! Und sie wäre auch zurechtgekommen, hätte die Menschen übernommen, wie man ein paar Kisten Apfelsinen übernimmt, und wäre dann mit ihnen wohlbehalten unter den Klängen eines Pariser Walzers in Halifax eingelaufen, wo man sie obendrein noch mit Tücherschwenken erwartet hätte, — wenn — ja wenn — wenn dieselbe Station nicht kurz vor dem Auslaufen dieser Schiffe auch die Zeichen der anderen mit abgefangen hätte:

„CQD — — Wir kommen mit Volldampf, Virginian!"
„CQD — — Wir kommen mit Volldampf, Olympic!"
„CQD — — Wir kommen mit Volldampf, Carpathia!"
„CQD — — Wir kommen mit Volldampf, Parisian!"
„CQD — — Wir kommen mit Volldampf, Birma!"
„CQD — — Wir kommen mit Volldampf, Baltic!"
„CQD — — Wir kommen mit Volldampf, Conecticut!"

— Und schließlich nicht einsehen wollte, warum sie als siebentes Rad am Wagen ihre kostbare Zeit vergeuden und ihre noch kostbareren Kohlen opfern sollte! —

Um 1 Uhr 20 gab die „Titanic" an die „Olympic" durch: „CQD — Halten Sie Boote bereit, wir sinken sehr schnell, mit dem Bug voran."

Um 1 Uhr 41 empfing die „Olympic": „CQD. — Kessel überflutet — rasch, rasch —". Und die „Olympic" fragt an: „Sind bereits Schiffe in Ihrer Nähe?" — Bekam aber keine Antwort mehr. — Die „Titanic" blieb für immer still. Viele Schiffe gaben ermutigende Nachrichten durch: „Haltet aus, wir kommen, haltet aus — haltet aus — haltet aus! —"

„Nur noch fünfzig Meilen von Euch entfernt!" funkt un-

unterbrochen die „Birma," — und keine Antwort kam — die Zeichen blieben aus.

In den Funkerbuden aller Schiffe hockten die Markonisten vor ihren Apparaten und lauschten mit angehaltenem Atem in die Nacht hinaus, aber die Flüsterstimme der „Titanic" war für immer erloschen.

„All quiet now!" — — Alles still! — — Berichtete die „Birma" an die „Olympic", und setzte ihre Reise fort.

„CQD — Dampfer ‚Titanic' hat um Hilfe gebeten! — Das kann nur ein verspäteter Aprilscherz sein!"

Zahllos sind diese kleinen Morsegeschichten um das unvergängliche Märchenschiff. Kleine Tragödien, man könnte sie aus dem Ärmel schütteln und nimmer aufhören von ihnen zu erzählen:

— — Es ist eine tiefe Sternennacht — — Wind und Wellen schweigen, — — die Sonntagnacht zum 15. April! Kaum siebzehn Meilen von der Unglücksstelle entfernt liegt ein Dampfer still! Das Leyland-Schiff „Kalifornian", es ist von Treibeis eingeschlossen, hat die Maschinen abgestellt, um den Morgen abzuwarten, und treibt, da es in der vorherrschenden Tiefe nicht ankern kann, lautlos mit der Golfströmung dahin. Außer der vorschriftsmäßigen Brücken- und Toppbeleuchtung und dem Hecksignal ist kein Licht mehr zu sehen.

Elf Uhr nachts, der Funker ist müde und gähnt. Endlich beschließt er sich hinzulegen. Der Tag war lang — und sein Gehalt ist klein, wozu die Nächte opfern, wenn andere schlafen? Er denkt nicht daran! Vorher tastet er noch einmal rasch den Äther ab, nichts als langweilige Gespräche von Schiff zu Schiff, die ihn noch müder machen als er schon ist. — — Halt aber, da ist etwas Besonderes — , die „Titanic"! Donnerwetter, denkt er, der neue Withe-Star-Riese auf seiner Jungfernfahrt. Und er leitet eine kurze, ziemlich ergebnislose Unterhaltung mit Phillips ein:

„Hier Dampfer ‚Kalifornian' — sind von Treibeis aufgehalten — haben Maschinen abgestellt — seid vorsichtig!"

Phillips dankt!

„Habt Ihr gute Fahrt gehabt? — — halloh — — ‚Titanic'!"

„Hau ab, — — ich habe keine Zeit, — — bin mit Nachrichten an Cap-Race beschäftigt!"

„— — Schön, dann nicht! — —" gibt Morrison übellaunig zurück und stellt einen anderen Wellenkreis ein — — zehn Minuten vor dem verhängnisvollen Augenblick!!

Schade, die „Titanic" wäre das einzige Objekt im ganzen Ozean gewesen, um dessentwillen es sich gelohnt hätte, noch eine halbe Stunde wach zu bleiben! Damit legt er die Hörer auf den Tisch und wirft sich aufs Sofa.

Mitternacht!

Auf der Brücke steht der wachhabende Offizier mit hochgeklapptem Rockkragen und starrt in die Nacht, bis ihm das Wasser in die Augen tritt. Lautlose Stille ringsumher, schwarz stumm und öde, wie der Weltraum dehnt sich das Meer — — nicht einmal ein Eisblink ist zu sehen.

Minuten vergehen so, — — dann hört man die Schritte des „Dritten" auf der Brücke: — — Ablösung!

„Sagen Sie, Flemming, — — für was halten Sie das da vorne?"

Der „Dritte" hebt das Glas an die Augen:

„Lichter eines Dampfers, was sonst?"

„Scheint ein ziemlich großer Kasten zu sein!"

„Augenblick! — —" Dann bleibt es lange still.

Vier schwerbewaffnete Augen stechen zur „Titanic" herüber, ohne zu ahnen, daß es die „Titanic" ist!

„— — Da — — haben Sie gesehen, — — jetzt löscht er die Lichter!"

„— — Wird wohl auch durch Eis aufgehalten sein und die Fahrt unterbrochen haben. Jetzt schickt er die Passagiere schlafen!"

Lange stehen noch die Offiziere nebeneinander, als sie drüben plötzlich ein Licht emporsteigen sehen, das an einem dünnen, leuchtenden Faden hängt — — und — — gleich darauf — — erlischt! Der Wachhabende dreht das Gesicht

seinem Nebenmann zu: „Mensch, das waren doch Raketen?“ Und wieder blitzt es drüben auf, unendlich lichtschwach und fern, aber es ist in den Gläsern ganz deutlich zu erkennen: — — Der Hilferuf der „Titanic“!

„Warten Sie“, sagt der Dritte, „ich weck mal den Alten!“ Und geht.

„Viel Spaß“, ruft ihm der Wachhabende nach, „geben Sie bloß acht, daß Ihnen nichts an den Schädel fliegt.“

Nach zehn Minuten ist er wieder da:

„Wir sollen rübermorsen!“ — — und läuft ins Kartenhaus, um die Signallampe zu holen.

Eine halbe Stunde blinken die beiden Offiziere, ohne daß von drüben eine Antwort kommt.

„Ich lasse mich hängen, wenn bei denen alles in Ordnung ist! — — Da — — bitte — — man schießt doch nicht umsonst soviel Raketen ab — — “ Dreht sich am Absatz um und geht ans Sprachrohr:

„— — Käptn — — sind Sie noch wach? Was sollen wir tun, — — die schießen immer noch Raketen ab?“

„Bekommt ihr denn keine Antwort?“ fragt eine verschlafene Stimme zurück.

„No, Sir, — — nichts!“

„— — Sind die Raketen alle — — weiß?“

„Ja — — alle weiß!“

„Weitermorsen! Wie spät haben wir's?“ „Zwei Uhr fünf!“

Dann kommt er wieder in die Nocke und übergibt die Morselampe seinem Kollegen:

„Ich will mal mit Morrison sprechen.“ Und schon ist er von der Brücke verschwunden. — — In der Nähe der Funkerbude hört er lautes Schnarchen: Morrison ist eingeschlafen und weiß von nichts. Der Offizier rüttelt ihn an den Schultern wach und schreit ihn an:

„Mit welchem Schiff waren Sie zuletzt in Verbindung?“

Erschrocken reißt der Funker die Augen auf:

„Nur mit der „Titanic“!“ — Und schon liegt er wieder auf seinem Ledersofa und schnarcht weiter.

„Was ist denn da draußen noch los?" ruft plötzlich eine wütende Stimme. „Geht doch endlich schlafen!" — — Dann kracht eine Tür ins Schloß und das entscheidet die Situation: Der Offizier gähnt und sucht auf den Zehenspitzen seine Kabine auf.

Vier Uhr morgens!

Der Wachthabende schwenkt noch immer die Morselampe. Als ihn Steward, der erste Offizier, ablösen kommt, liegt schon ein violetter Morgenschleier über der See.

„Nanu, was machen Sie denn hier?"

Und der Offizier erzählt den Vorfall mit dem Dampfer, der gegen ein Uhr seine Lichter löschte und bis vor kurzem weiße Raketen schoß! „Jetzt ist nichts mehr zu sehen — — vielleicht schon weitergefahren — —"

„Raketen?" staunt der Angekommene — — „weiße Raketen? — — warten Sie einen Augenblick, darüber muß Morrison Bescheid wissen!" Und wie von einer Schlange gebissen, prescht er davon.

In der Funkerbude wirft er Morrison vom Sofa, daß dieser mit einem Aufschrei aus seinem Traum erwacht und im Nu auf den Beinen steht.

„Apparat fertigmachen — — vorwärts — — dalli! — —" Seine Stimme überschlägt sich fast. Morrison taumelt an den Apparat und vergißt das Gähnen. Steward hat schon den Hörer umgelegt — — ein paar Griffe — — der Empfänger arbeitet. Nichts, — — nur das leise Knacken in den Magneten. — — Endlich, nach langem Warten meldet sich die summende Stimme der „Mount Temple" und später die der „Virginian":

„Euere Beobachtung stimmt, das war die ‚Titanic' —— sie ist vor eindreiviertel Stunden untergegangen — — um zwei Uhr zwanzig sandte sie ihren letzten Hilferuf!"

Inzwischen sind die Sterne verblaßt. Es ist heller Morgen über dem Massengrab Atlantik.

Kapitän Rostrom gibt den Befehl: Kurs New York!

Mehr als einmal am Tage müssen die Maschinen gestoppt werden: Der Ozean empfängt neue Opfer.

Kaum einer unter den Schiffbrüchigen, der nicht den Verlust irgendeines Angehörigen zu beklagen hätte, und alle fragen immer und immer wieder und verfallen immer mehr und mehr in Irrsinn bei dem Gedanken, daß der, nach dem sie fragen, tot sein könnte.

„Auch die ‚Virginia' hatt Gerettete an Bord!"

Diese Parole wird ausgegeben, um die Geretteten wenigstens für den Augenblick zu beruhigen. Grausam, solche Hoffnungen zu erwecken — aber im Augenblick ist es Wohltat. Und außerdem: die Panik, die unweigerlich ausgebrochen wäre, muß unbedingt verhütet werden. Der Kapitän war diese Täuschung der Sicherheit seines Schiffes schuldig und den ihm anvertrauten Passagieren.

Das Elend an Bord ist unbeschreiblich.

Viele sitzen noch nach Stunden reglos da, wo man sie hingesetzt hat, und weinen vor sich hin. Weinen, weinen, was man sie auch fragen mag. Als ob das Entsetzen der Nacht ihre Zungen gelähmt habe. Als ob sie die Sprache verloren hätten.

Ganz hinten, am äußersten Ende des Schiffes, wo das quirlende Kielwasser seine milchig trübe Straße zieht, steht eine Greisin. Das Gesicht verfallen, den Körper bis an den Hals in ein dunkles Reiseplaid gehüllt. Zwei Hände halten es wie im Krampf über der Brust geschlossen. Das Auge farblos und leer in die rauschende Weite gerichtet, ohne Glanz, ohne den geringsten Widerschein von Leben.

Das Haar schlohweiß, die Lippen wächsern und stumm.

Eine Mutter — eine Tote, die einer Toten die letzte Wache hält: Alma Stevenson.

Über die schwarzen, endlosen Wasserflächen irrt der suchende Blick dieser Vereinsamten, die nur noch das Gesetz des kreisenden Blutes aufrechthält.

Über Wrackstücke, Trümmer und treibende Rettungs-

ringe schwebt ihr unermüdlicher Gedanke. Odem eines unfaßbaren Geheimnisses: Mutterliebe.

Eva — Eva —!

Sucht zwischen Eisblöcken und gekenterten Booten, umkreist mit den Schwingen überirdischer Sehnsucht Woge um Woge, dringt bis in die fernsten Unendlichkeiten.

Eva — Eva —!

Sucht in versunkenen Schluchten, taucht hinab in die Abgründe und Tiefen, die nie eines Menschen Auge geschaut.

Eva — Eva —!

Mutterliebe — unergründliche Gotteskraft. — Dein Sehnen kennt keine trennende Schranke, — weder in dieser noch in einer andern Welt.

Dein Schmerz erhellt wie ein funkelnder Diamant selbst die ewige Nacht der See.

Eva! —

Und wenn zu dieser Stunde ein verirrtes Fischerboot in der Nähe der Unglücksstätte gekreuzt hätte, und wenn es die abgefeimtesten Fellachenschurken Arabiens gewesen wären, sie hätten ihre Ruder gesenkt und für die Ewigkeit einer einzigen, heiligen Sekunde in tiefster Demut ihrer Mutter gedenken müssen.

Irgendwo aus dem Dämmer glasiger Versunkenheit steigt der weiße Leichnam eines jungen Mädchens an die wogende Decke des Meeres zurück, dem schwebenden Fluge des Adlers gleich, der mit weit ausgebreiteten Flügelarmen hoch über dämmrigen Tälern und schwindelnden Hängen seine stillen Kurven zieht. Fische wagen sich nahe an den seltsamen Gast heran — — können es nicht begreifen, daß es die Kälte war, die dieses weiße, aufsteigende Wunder in ihr warmes, wohliges Reich geführt haben mag. Als sie aber die großen, dunklen Augensterne des fremden Wesens sehen, ergreifen sie die Flucht, ahnend, daß dieses rätselhafte Gebilde für alles Lebende dieser Erde ein gebenedeites Tabu bedeutet, und die Sterne des Himmels schauen in ein ver-

klärtes Kindergesicht, auf dessen Zügen sich, unserem Auge nicht mehr erreichbar, ein lebendiges Schemen, etwas wie ein Hauch von Erfüllung und Mutterliebe spiegelt.

Erwache aus der Ohnmacht, in der du schläfst — — und der Blick deiner Augen wird gegen alles triumphieren, was gegen dich getan ist.

Am späten Nachmittag senkt sich Nebel auf die See. Die Sirene heult ununterbrochen, schreckt die noch immer erregten Gemüter, peitscht die Nerven zu neuer Angst auf.

Ein schwerer Sturm ist im Anzug.

Kapitän Rostrom steht auf der Kommandobrücke, stahlhart kommen seine Befehle:

„Seile spannen! Passagiere und die Geretteten unter Deck! Alle Luken dicht! Außer Offizieren und Mannschaft hat alles unter Deck zu bleiben!"

Eine Stunde später rollt die „Carpathia" in der hohen See, Brecher peitschen über Deck, Luken und Bullaugen werden eingeschlagen. Alle Mann haben mit Anspannung all ihrer Kräfte zu tun, um die durch die Brechseen entstandenen Schäden sofort wieder auszubessern.

Unter Deck wächst die Unruhe. Die Geretteten der „Titanic" verfallen bei jeder stärkeren Bewegung des Schiffes in Schreikrämpfe. Ihnen scheint ein neuer Sturm neues Elend, eine neue Katastrophe, neue und endgültige Vernichtung zu bedeuten.

Die „Carpathia" kämpft mit äußerster Kraft gegen das Wetter an, schiebt sich durch die wütende See und das immer noch dichte Treibeis.

Und dann sind die Positionslichter auch von der Kommandobrücke aus kaum noch zu erkennen.

Mit dem Eintritt der Dunkelheit steigt das Fieber. Die Reaktion setzt ein. Wilde Schreie durchgellen das Schiff. — — Hilferufe! Visionen des sinkenden Dampfers werden lebendige Wirklichkeit. Da und dort bäumt sich einer der

Unglücklichen von seinem Lager auf, will sich auf seine Helfer stürzen.

Langsam flaut der Sturm ab, die Bewegungen des Schiffes werden ruhiger und gleichmäßiger. Das Schiff dampft durch die Nacht, die Eiszone ist endlich durchbrochen.

Durch den Mittelgang der ersten Kajüte schreitet einer der Ärzte in Begleitung zweier älterer Damen, die den Dienst als freiwillige Krankenschwestern übernommen haben. Er öffnet lautlos eine der Kabinentüren: Missis Longlay aus Chikago. Als sich der Arzt dem Lager nähert, fährt sie erschrocken in die Höhe, blickt ihm mit heißen Augen an:

„Was ist geschehen? — — Um Gottes willen, wo bin ich?"

Der Doktor streicht ihr beruhigend über das feuchte Haar:

„Nichts, Missis Longlay, alles in bester Ordnung, ich bin Arzt und will nur nach Ihrem Wohlbefinden sehen."

Über das Gesicht der Kranken huscht ein müdes Lächeln:

„So, Arzt!"

Dann läßt sie sich wieder in die Kissen fallen und schließt die Augen.

„Wir haben die ganze Nacht rudern müssen — — wir Frauen", murmelt sie vor sich hin, ehe sie einschläft. Der Doktor dreht das Licht aus und verläßt die Kabine.

Draußen auf dem Gang steht er dem Schiffsarzt der „Carpathia", Doktor Larousse, gegenüber.

„Achtzehn Operationen", raunt ihm dieser zu. „Meist Arm- und Beinamputationen. — Alles erfroren. — — Schrecklich!" Er beugt sich, um von den Schwestern nicht gehört zu werden, vor: „Bis jetzt acht Tote." — — Dann geht er mit kurzem Gruß an den Damen vorbei.

Der Teesalon: Dem Doktor schlägt eine Welle von Kampfer, Karbol und Äther entgegen. Tiefe Stille im Raum, unterbrochen von schweren Atemzügen der Schlafenden.

Vor einem der provisorischen Krankenlager steht der Kapitän mit dem zweiten Deckoffizier. Als er den Doktor

auf sich zukommen sieht, geht er ihm auf den Zehenspitzen entgegen, reicht ihm die Hand, verliert kein Wort über den grotesken Aufzug, in dem sich der Doktor befindet: Ein buntgestreiftes Pyjama und ein Regenmantel!

„Ich bewundere Ihre Ausdauer, Doktor. Legen Sie sich gefälligst ein paar Stunden hin."

Der Doktor hört mit halbem Ohr zu, sein Blick wandert ruhelos von Bett zu Bett:

„Nicht nötig, Kapitän. — Wissen Sie, ob sich ein — Pittmann an Bord befindet?"

„Kabine 18, zweites Promenadendeck. — Wie geht es dem kleinen Olsen?"

Der Arzt zuckt die Achseln:

„Den Umständen entsprechend, Kapitän; hat die Sprache verloren. Wollen sehen, was draus wird."

„Weiß er schon, daß seine Eltern ertrunken sind?"

„Nein."

Lightolder hat die Unglücksnacht mit übermenschlicher Kraft überstanden. Als der Doktor in die Kabine kommt, die ihm der Kapitän zugewiesen hatte, findet er ihn vor dem gedeckten Abendbrottisch. Lightolder, mit dem Zerteilen eines gekochten Huhnes beschäftigt, blickt kaum von seinem Teller auf. Ohne eine Aufforderung abzuwarten, nimmt Morell an seiner Seite Platz:

„Mensch, Lightolder, Sie imponieren mir. Guten Appetit!"

Lightolder kaut mit vollen Backen:

„Bin im Augenblick nicht vernehmungsfähig, — stören Sie mich nicht."

Morell muß lachen:

„Schmeckts denn wenigstens?"

„Das kann man wohl sagen, habe seit vorgestern Mittag keinen Bissen im Magen."

„Viel Salzwasser schlucken müssen?"

„Danke der Nachfrage, mir hats genügt."

Eine Ladung Reis verschwindet wie weggezaubert. Der Doktor sieht die Zwecklosigkeit jeder Unterhaltung ein und schweigt. Lightolder räumt mit dem Souper auf wie ein Landstreicher, der nach vierzehntägiger Wanderung eine offene Speisekammer gefunden hat. Dem Huhn folgt eine Pastete à la reine und dieser eine imposante Sachertorte mit Schlagsahne. Dann ist Lightolder wieder „Mensch".

„Sooo", sagt er, nachdem er sich behaglich in seinen Sessel zurückgelehnt hat — er trägt die Sonntagsmontur eines „Carpathia"-Matrosen, — „jetzt noch fünf Tassen guten Mokka, ein Glas Milch mit Brot und Limburger Käse —"

„Und einen Hering mit Schlagsahne und heißer Schokoladensauce —", ergänzt der Doktor lachend.

„Sehr richtig, — und dann den Smoking angezogen und zum Abendessen gehen! — Hierauf vierundzwanzig Stunden geschlafen — — und dann zu Bett. Womit kann ich Ihnen dienen, Doktor? Daß ich mich wie ein Kuli benehmen kann, haben Sie eben gesehen, daß die ‚Titanic' gestern morgen um zwei Uhr untergegangen ist, dürfte Ihnen auch bekannt sein, also, was kann ich außerdem für Sie tun?"

„— Mir erzählen, wie Sie Unikum von einem Menschen hierhergekommen sind. Konstitutionen wie Sie interessieren mich vom Standpunkt der Wissenschaft. Als Sie aus Ihrer kleinen Ohnmacht erwachten, die doch immerhin acht Stunden gedauert hat, bestellten Sie zunächst eine Schachtel Zigaretten — Sweat Caporell mußten es sein — und dann schrien Sie nach der Speisekarte."

Lightolder mustert Morells „Garderobe" mit schimpansenhaftem Grinsen:

„Allerdings, wenn Sie mir in diesem Aufzug begegnet wären, hätte ich wahrscheinlich nach einem Photoapparat geschrien. So etwas muß nämlich für die Nachwelt erhalten bleiben."

Der Doktor greift nach dem letzten, wie durch ein Wunder übriggebliebenen Radieschen und schüttelt den Kopf:

„Bei Ihnen wundert mich gar nichts mehr — sagen Sie — stimmt denn das, was man sich hier an Bord von Ihnen erzählt?"

„Was, daß ich nur ‚Sweat Caporell' rauche?"

„— Sie wissen schon, was ich meine — wenn das wahr ist, können Sie sich das New Yorker Zentralbad mieten, oder sich gegen Bezahlung als ‚Goldfisch' in einem Aquarium sehen lassen."

Lightolder streckt die Beine von sich und steckt sich mit dem Rest der alten die nächste Zigarette an:

„Eure Sorgen möchte ich haben und Rockefellers Vermögen dazu."

„Wollen Sie mir einen privaten Gefallen tun, Lightolder? — Ich habe hier schon soviel Grauenhaftes herunterwürgen müssen, — aber die Geschichte möchte ich doch gerne aus Ihrem Munde hören."

„Ja, wenn Sie mich nachher zum Souper einladen, können Sie von mir haben, was Sie wollen."

Der Doktor lacht:

„So etwas von Verfressenheit ist mir in meiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen — Sie sind mein Gast! Klingeln Sie nach dem Obersteward."

„Haben Sie Geld?"

„Ho, ho, — — soviel wie Sie noch lange — wir sind Gäste der ‚Cunard Line'."

Lightolder geht auf den Scherz ein, klingelt dem Steward und bestellt Sandwichs, Kognak und Keks.

„— Ja, es war ungefähr das Verrückteste, was man so als denkendes Individuum erleben kann. — Also das Boot, in dem ich lag, schlug um — ich plantsche mit fünfzig anderen im Wasser. Um nicht zu erfrieren, beginne ich drauflos zu schwimmen, bis ich mit dem Kopf gegen einen Balken stoße, oder was das gewesen sein mochte. Jedenfalls, es schwamm obenauf und ich klammerte mich daran. Als ich merkte, daß das Ding dem sinkenden Dampfer entgegentrieb, wollte ich türmen, aber dann dachte ich mir:

ach was, — ist ja schon alles egal. Als der Kasten absoff, war ich keine zehn Meter davon entfernt. Der Wirbel drehte mich erst ein paarmal wie irrsinnig im Kreis herum, — dann reißt es mich in den Trichter. — Meiner Schätzung nach vielleicht fünfzehn Meter in die Tiefe — es kann auch mehr gewesen sein, ich habs nicht nachgemessen — ich dachte nur: Hoppla, jetzt bist du bald beim lieben Gott — will das Maul aufreißen, um Schluß zu machen, als ich fühle, daß mich die Gegenströmung wieder nach oben zu trudeln beginnt. Ich schieße ein paar Meter gen Himmel — schnappe nach Luft — falle ins Wasser zurück — mein Körper dreht sich immer noch wie blödsinnig im Kreis herum. Ich sehe, daß ich mitten in einem kochenden Sogwirbel stecke. Mache mein Testament: Alles, inklusive meinem schönen Körper, den Fischen! Aus! — Ich lasse mich treiben — immer rund um meine Achse herum, wie toll. — Mir wird schwindelig, das Meer um mich ist weiße, sprühende Milch. — Neben mir springen schwarze Klumpen aus der Tiefe nach oben, — Wrackstücke, denke ich — und seltsam, in diesem Augenblick fällt mir ein, daß ich in dem Brief an meine Frau vergessen habe, dem alten Onkel Eduard herzliche Grüße zu bestellen. — Dann packt es mich zum zweitenmal und reißt mich wieder herunter. — Ich spüre kein Wasser mehr, keine Kälte — nichts. Ich weiß nur, daß mir in der Tiefe fast die Brust zerspringt und daß ich nicht atmen kann. — Immer noch geht es herunter — rabenschwarz — ich sehe nichts, höre nichts — jetzt ist es endgültig finish, denke ich, — und male mir aus, was meine Leute in Glasgow für Augen machen werden, wenn sie die Bescherung in der Zeitung lesen werden. Dann reiße ich die Augen auf und sehe in den Mond — also wieder oben, — ich fresse Luft — schling in mich hinein, was Platz hat — versuche zu schwimmen — ausgeschlossen — ich stecke im brodelnden Selterswasser und gefrorener Sahne — endlich hört es auf. Ich weiß wieder, wer ich bin — und daß mein Schiff untergegangen ist. — Eine Sturzsee

schießt über mich hinweg — Begräbnis zum drittenmal! In meinen Ohren dröhnt es wie Gewehrsalven — wahnsinnige Stiche im Kopf — ich merke, daß es schon wieder nach abwärts geht — wie ein Stein in die Tiefe. — Mit einemmal stand ich in dem gotischen Arbeitszimmer meines Vaters — mit den hohen geschnitzten Stühlen und den vielen goldgerahmten Bildern an den Wänden. Mein Vater saß vor seinem Schreibtisch, hatte ein Blatt Papier in der Hand und rückte sich die Brille zurecht. Ich sehe, wie sich seine Stirn in Falten legt und höre seine Stimme. — „Schon wieder ein ‚nicht genügend' in Mathematik — ich werde dich aus der Schule entfernen —." Dann kam die Mutter auf mich zu, nahm mich in ihren Arm und trug mich in mein Zimmer. — Das ging alles so rasch — wie im Kino — auf einmal stehe ich im Hemd — die Mutter legt mich ins Bett und spricht das ‚Vater unser'. Dann löscht sie das Licht aus und läßt mich allein. — Ich kann nicht einschlafen — wälze mich frierend wie im Schüttelfrost hin und her. — Um mich herum ist rabenschwarze Dunkelheit. — Ich höre Geräusche, wie das Glucksen von Wasser. — Da muß jemand eine Karaffe auf dem Waschtisch umgestoßen haben, denke ich und reiße die Augen auf so weit ich kann. — Und da sehe ich, daß ich mit dem Bauch auf dem Rücken eines gekenterten Bootes liege und — kotze! — Kotze noch, als ich schon längst geborgen in der Pinasse liege. — Kotze noch den ganzen gestrigen Vormittag — Seewasser und gallbitteren Schaum — Und da wundern Sie sich, Sie patentierter Schafskopf, wenn ich mir eine Speisekarte geben lasse und nicht die Daily News! — Aber nichts für ungut, Doktor, — wenn Sie einmal einen Prospekt für eine Kaltwasserkur brauchen sollten — —"

Von all diesen tragischen Opfern ist besonders einer da, der durch die immer wiederkehrende Frage nach Lord Canterville die Aufmerksamkeit des ganzen Schiffes auf sich

zu lenken versteht! Eine Frage, die ihm bisher noch keiner auf der ganzen großen „Carpathia“ beantworten konnte! —

„Ein Lord Canterville? — Passagier der ‚Titanic‘? — Nein! — unbekannt — sehen Sie doch mal in den Listen nach!“

Aber auch dort ist der Name nicht zu finden — ausgelöscht — wie ein Menetekel, das noch vor so wenigen Stunden über die Wände des unsinkbaren Palastes geisterte! Wie groß muß dieses Unglück gewesen sein, daß sich plötzlich keiner mehr an diesen einen zurückbesinnen wollte, der doch jedem an Bord der „Titanic“ aufgefallen war, um den das Gerede und Geraune kein Ende nehmen konnte, während der ganzen langen Fahrt!

So gibt er es endlich auf, pfeift seinen Yankee-Doodle vor sich hin und unterläßt die letzte Frage, an deren Beantwortung ihm noch etwas gelegen war. Die meiste Zeit verbringt er auf dem Sonnendeck, den Blick in ausdrucksloser Klarheit in den Himmel gerichtet, der sich unerbittlich über dieser Menschheit geschlossen zu haben scheint!

Gott hat sich verborgen! Welch ein erschütternder Gedanke für einen jungen Referendar! Gott spricht nicht mehr zu den Menschen, sie wollen nur noch ihre eigenen Worte hören. So ist es! Sie wollen nur ihrer eigenen Stimme lauschen und, trunken von ihr, stürmen sie dahin — bis ihnen ein — Eisberg den Weg verstellt und das Schicksal seine Schmiedearbeit an ihnen vollendet!

Was aber soll aus jenen werden, die nie aufgehört haben, sich nach der Wahrheit zu sehnen? Die nie bestehen konnten ohne Andacht, ohne demutsvolle Liebe zu dem, der sie jetzt mitsamt ihrer Liebe und mitsamt ihrer Andacht — vernichtet hat? Menschen wie — Er! Der auch nicht leben konnte ohne Gott! ohne Gebet! — Ein kalter ausgeglühter Raum, das ist alles, was zurückgeblieben ist. Das große heilige Licht im Tabernakel brennt nicht mehr! Gott hat sich verborgen und ist nun nirgends mehr zu finden, wie sehr auch seine Seele nach ihm sucht! — Die Donnerstimme

der erbarmungslosen Gegenwart liegt ihm, der vor dem ersten Kartenhauseinsturz seines unbefleckten Lebens steht, wie das jüngste Gericht in den Ohren. Er nimmt sie als Urteil entgegen und vergißt dabei die Richtung durch das Gesetz! So zieht er sich selbst eine enge Grenze, innerhalb derer ihm nur noch der „Yankee-Doodle" als einziges Vermächtnis seines großen, unbekannten Wohltäters übrigbleibt, mit dem er nun den ungeheueren Hohlraum Leben auszufüllen versucht: — A Yankee boy is trim and tall — and never over fat, sir, — und gerade damit erregt er den Verdacht seiner ahnungslosen Umwelt, der er tellerflach, unreif und für den Beruf eines Priesters einfach ungeeignet erscheint!

Nur einer, dessen Hirn kaum noch eines gesunden Gedankens fähig ist, klammert sich an ihn wie ein hilfloses, verirrtes Kind: Jan Peter!

„Helfen Sie mir, Herr Referendar!" hatte er ihn mit einer Stimme angesprochen, der jeder Klang und jede Festigkeit abhanden gekommen war. „Es muß etwas Furchtbares mit mir geschehen sein." Müde irrt sein Blick über die weite, aufgerauhte See. „Ich kann mich auf nichts zurückbesinnen, ich weiß nur, daß ich etwas verloren habe, an dem mein ganzes Herz und meine ganze Liebe hing — aber — was es war — das weiß ich nicht mehr — es ist alles wie weggewischt — helfen Sie mir suchen — es muß etwas sehr Wertvolles gewesen sein." Und, als der Geistliche in schweigendem Nachdenken die Schulter senkt, streicht Jan Peter mit seiner Hand sachte über die Reling, vor der er steht: „Sehen Sie — da war das Meer — das weiß ich noch — und wir schwebten darüber — und machten — uns unterwegs auf eine weite Reise —"

Dann schweigt er plötzlich und macht eine Bewegung mit der Hand — die etwa bedeuten sollte: mehr ist nicht da!

„Wen meinten Sie denn mit wir?"

Der arme Jan Peter zieht die Brauen zusammen und sucht vergebens in seinem verschütteten Gehirn:

„Das weiß ich nicht!"

Der Geistliche schüttelt den Kopf: „Merkwürdig, und Sie haben alles vergessen? Elternhaus, Jugend — Ihre Gespielen, alles?"

„Ja!"

„Auch wie Sie heißen?" Und er sieht ihm noch einmal eindringlich ins Gesicht.

„— Ja — auch das!"

„Sie wissen auch nicht, wie Sie auf dieses Schiff gekommen sind?"

„Nein!"

„Aber daß das Schiff, auf dem wir uns bis vorgestern befanden, untergegangen ist, das wissen Sie doch!"

Jan Peter schüttelt fast traurig den Kopf — „Untergegangen — ein — Schiff? — Nein — davon weiß ich auch nichts!" Und dann sieht er mit seinen bleichen Wangen zu dem Geistlichen auf: „Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich etwas ungeheuer Wertvolles verloren habe, etwas, für das es für mich auf der ganzen weiten Welt kein Gleiches gibt —!"

„Vielleicht hat Ihnen Gott das Vergessen gegeben, um diesen Verlust leichter ertragen zu können!" Der Reverend weiß, daß er jetzt gelogen hat, denn sein Glaube ist dahin, in Wirklichkeit denkt er das Gegenteil von dem, was er eben ausgesprochen hat: Gott straft mit Verlust, um dann die grausamen Folgen mit Ohnmacht zu belohnen! Und er wendet sich ab, als er dem offenen Blicke Jan Peters begegnet.

„Ich weiß, Gott ist die Barmherzigkeit und was er auch immer tut, ist wohlgetan — aber — was habe ich nun zu tun? — Wozu raten Sie mir? — mit dem Wenigen, das noch in mir übriggeblieben ist, kann ich doch nichts mehr beginnen. —"

Der Geistliche sieht in ein stilles, ergebenes Gesicht, in dem aller Kampfgeist und alle Kühnheit erloschen ist:

„Sie müssen nun versuchen, Ihre erkaltete Seele an allem Herrlichen dieser Welt zu erwärmen — gehen Sie viel

unter Bäumen, besonders unter den großen, freien, die wild wachsen an der Stelle, wo die unendliche Kraft sie gepflanzt hat — — hören Sie dem Gesang der Vögel zu, — — halten Sie sich an Kinder und warten Sie, ob Ihnen nicht in diesen Bildern die eigene Kindheit wieder erscheinen möge. — — Sprechen Sie viel mit Frauen, die das Alter der Mutter haben, lernen Sie von ihnen das Gütige und Sanftmütige. Demütigen Sie sich unter die gewaltige Hand Gottes. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann — ein Arzt würde Ihnen vielleicht außerdem noch ein paar Pillen verschreiben, aber, glauben Sie mir, — sie würden nur beitragen, Ihre Ohnmacht noch weiter zu vertiefen!" Dann wischt er sich mit der Hand über Stirn und Augen, wie einer zu tun pflegt, der den schwierigsten Teil seiner Predigt glücklich hinter sich gebracht hat und schweigt.

Während Jan Peter, stumm vor sich hinnickend, den Worten des Geistlichen lauscht, geht eine Frau mit unhörbaren Schritten an den beiden vorbei. Sie ist in eine blaugraue Flanelldecke gehüllt und blickt geradeaus vor sich hin. Was um sie herum geschieht, gehört nicht zu ihrer Welt. Jan Peter hat sie gesehen, einen flüchtigen Augenblick nur — aber — er wendet langsam den Kopf und sieht ihr mit angehaltenem Atem nach. Ein dumpfes Erinnern huscht wie ein fremder, magischer Schein über sein Gesicht. Kein Laut kommt von seinen Lippen — immer noch starrt er furchtsam zu dem fremden Wesen herüber. Und plötzlich wetterleuchtet etwas in seinen Augen auf, vor dem selbst der Geistliche einen Schritt zurückweichen muß. Das Blut war Jan Peter mit einer jähen, heißen Welle ins Gesicht geschossen:

„Anne!!"

Ohne zu erschrecken, bleibt die Angerufene stehen — dreht sich nach dem Manne um, der dort an der Reling steht — kommt langsam auf ihn zu — zierlich, fast ein wenig steif bleibt sie vor ihm stehen — wie ein Uhrwerk, das zu Ende gelaufen ist und sich nun nicht mehr bewegt.

Sie versucht zu sprechen — kann es aber nicht, — langt nur zaghaft nach ihm hin — wie um sich zu überzeugen, daß er es auch wirklich ist — dann sieht sie ihn mit übergroßen Augen an: „mein Jan Peter!"

Tonlos haben ihre Lippen den geheiligten Namen ausgesprochen, dann zuckt ein Lächeln über das marmorne Gesichtchen, und der Reverend, der im letzten Augenblick hinzugesprungen war, hält eine Ohnmächtige im Arm.

Jan Peter beugt sich über die geschlossenen Augen und — erwacht! Dann breitet er seine Arme aus, hebt sie mit zitternden Händen zu sich empor — und sinkt endlich kraftlos in die Knie.

„Mein Gott — mein Gott —", ringt es sich stockend aus seiner Brust — „Ich habe nie den Glauben an dich verloren — nie — nie — nie — nie — nie!" Alles andere geht in ein haltloses Schluchzen über und ist nicht mehr zu verstehen. Aber in ein Schluchzen, dem mehr Glückseligkeit innewohnt, als eine ganze „Carpathia" in allen ihren Räumen bergen kann!

Dem jungen Referendar war es bei diesem Eindrucke kalt und heiß geworden, Gott hatte sich also doch nicht verborgen — Gott lebte also doch! — ja, ihm schien es sogar, daß er ihm in diesem Augenblicke so herzbeklemmend nahe stand, daß er den Hauch seines Atems zu fühlen glaubte und sein mildes, verzeihendes „Te absolvo!" Und er kehrt sich stumm von dem glückseligen Paare ab und stiehlt sich fort. Am liebsten wäre er wie dieser junge Hamburger vor allen Leuten in die Knie gesunken, um seinem Herrgott zu danken, dessen unauslöschliche Allgegenwart ihm erst der Glaube eines einfachen Bauernsohnes beweisen mußte! Und in diesem stillen Bewußtsein schreitet er jetzt erhobenen Hauptes die lange Reihe der Liegestühle wie die Front einer Ehrenkompagnie ab und singt dabei seinen Yankee-Doodle mit schamloser Offenherzigkeit vor sich hin! Was kümmert ihn das Kopfschütteln der Passagiere, er hatte ja seinen Gott wiedergefunden und diesmal gewiß für immer!

In der Kabine des Schriftstellers John Bentley aus Glasgow liegt eine zusammengekauerte Frauengestalt. Der Bewohner dieses Apartements hat seine Räume zur Verfügung gestellt und sich für den Rest der Fahrt beim zweiten Offizier eingemietet. Sein Rasierzeug steht noch auf der Waschtoilette. Die Vorhänge sind zugezogen, das Bullauge mit einer schweren Decke verhangen. Völlige Dunkelheit herrscht, die kein Strahl durchdringt!

Wie eine Steinfigur hockt das junge Weib im Winkel und lauscht in die Nacht, die sie trotz heller Morgensonne und stahlblauem Gewoge hier umgibt. Rührt sich auch nicht, als Doktor Morell in Begleitung seines Kollegen das Zimmer betritt und sich mit vorsichtigen Worten nach ihrem Befinden erkundigt. Er bekommt keine Antwort. Erst als er den Fenstervorhang ein wenig zur Seite schiebt, um wenigstens einen Schimmer vor Augen zu haben, kreischt sie auf und verbirgt das Gesicht. Im Nu ist die schlanke Gestalt von schweren paroxistischen Zuckungen überfallen. Die Hände vor die Augen gepreßt, wehrt sie jeden Annäherungsversuch an ihr Lager mit schriller Stimme ab. Der geringste Lichteinfall scheint ihr rasende Schmerzen zu verursachen, die leiseste Berührung aber löst körperlichen Ekel aus! „Merkwürdiger Fall", brummt der Doktor vor sich hin und schüttelt den Kopf. „Wenn man nur erfahren könnte, wer sie ist!"

„Niemand da, der zu ihr gehört?"

„Nein!"

„Was halten Sie davon?"

Morell zieht die Mundwinkel schief, wie er es zu tun pflegt, wenn er eine Sache für aufgegeben hält: „Unterscheidet keine Umwelt mehr, hatte fast nichts an, als sie zu uns ins Boot geworfen wurde."

Doktor Larousse verläßt den unheimlichen Raum.

„Schade um das schöne Gesicht, — haben Sie den Ehering gesehen?"

„Ich glaube, hier hat das Schicksal einen verdammt schweren Riegel vorgeschoben —", gibt ihm Morell zur

Antwort, als er die Türe hinter sich zugezogen hat. „Kommen Sie, Doktor, ich muß an die frische Luft!“

Tiefe Stille — die nur durch das Weinen aus dem darüberliegenden Raum unterbrochen wird, bleibt in der Kabine zurück. — — Das Rum-rum-rum der Maschinen ist ganz anders, als es noch vor wenigen Stunden war — ehe das große Schiff in den Abgrund stürzte — auch die Geräusche aus den Nebenkabinen sind anders — die Wände — der Fußboden — die Menschen — alles — auch die Musik ist anders als sonst — die Stewardessen — die Kabinen. Rum-rum-rum sagt die Maschine und die Täfelung der Wände zittert leise — rum-rum-rum — weiße, schmucklose Täfelung — einfaches hölzernes Mobiliar, kein Seidendamast, der wie aus einem umgekippten Sektkelch zu Boden fließt — rum-rum-rum — Keine Ausstattung, die düstere Leidenschaften verspricht, kein tragischer Symbolismus in den nüchternen Bronzearmaturen über dem kalten, sauberen Bett! Keine wilde Arena, in der der Taumel lebt und die Qual des Gewissens — nichts — nichts — nicht einmal der süße aufreizende Klang des Banjos ist mit herübergekommen auf dieses übersachliche Fahrzeug, das seinen Weg über den Ozean wie ein Lastkraftwagen auf dem Asphaltspiegel der Landstraße verfolgt!

Aber Hariett weiß es nicht. Für Hariett ist es Nacht geworden — außen und innen! Für Hariett hat das Leben aufgehört, einen Tag zu besitzen — eine Sonne — und den strahlenden Schimmer eines Oriongestirns! —

Nur die Dunklen gehören sich selbst!

Kabine 18.

Pittmann ist seit einer Stunde wach. Während sich der Arzt zu ihm ans Bett setzt, wendet er langsam den Kopf und beginnt mit gleichgültigen Blicken die beiden Damen zu mustern, die mit Morell die Nachtrunde angetreten haben.

Der Doktor fühlt seinen Puls, wirft einen flüchtigen Blick auf die Fiebertabelle, die Doktor Larousse angelegt hat.

39,1! Er ergreift die Hand des Freundes und läßt sie nicht mehr los:

„Mensch — Pittmann — altes Haus — wenn du wüßtest, wie glücklich ich bin!" Dann schweigt er, schüttelt den Kopf und sieht ihn mit feuchten Augen an.

Pittmann richtet sich auf, aber es will ihm noch nicht so recht gelingen. Der Doktor drückt ihn sanft zurück: „Nein, nein, mein Lieber, das hat noch Zeit. Bleiben Sie ruhig liegen — Sie sollen mir bloß sagen, wie Sie sich fühlen und ob Sie irgendeinen Wunsch haben! Mehr will ich von Ihnen gar nicht wissen!"

Der Kranke verzieht keine Miene.

„Halloh, — Pittmann, hören Sie mich?"

Pittmann schweigt.

„Erkennen Sie mich denn nicht?"

„— — — —?"

„Nanu, denken Sie doch mal genauer nach! Denken Sie an den Mann, der sich im Vestibül erschossen hat", lacht ihm der Doktor ins Gesicht — „irgendeiner wird es schon sein!"

„Doktor — Morell? —" Im Augenblick verdunkeln sich die Züge des Fiebernden — „Was wollen Sie denn noch auf diesem verfluchten Schiff? — Gehen Sie doch endlich — bringen Sie die beiden Frauen in Sicherheit — ich dachte, wir wären schon alle hinüber." —

Am Spätnachmittag bricht eine kalte, sturmrote Sonne aus dem tiefhängenden Gewölk.

Mister Leery, ein Reporter der New Yorker „Times", der sich als Erholungsreisender an Bord der „Carpathia" befindet, hat von der Rettung eines der beiden „Titanic"-Funker gehört, und nun sitzt er ihm im Hospital auf einem kleinen eisernen Schemel gegenüber.

Bride hat die Nacht gut überstanden und fühlt sich wohl. Während er spricht, hat er die Augen geschlossen und sein Gesicht der Sonne zugewendet, wie einer, der sich dem

breiten fließenden Strome der Erinnerung mit williger Müdigkeit überläßt.

Er erzählt mit monotoner, ruhiger Stimme, die er nur selten zu einer leichten, eher ungewollten als beabsichtigten Betonung erhebt.

„— Was Phillips in den letzten fünfzehn Minuten des sinkenden Schiffes für uns alle getan hat, werde ich nie vergessen, solange ich lebe! Ich habe ihn lieben gelernt in dieser furchtbaren Nacht und fühle eine so unglaublich tiefe Hochachtung vor ihm, wenn ich mir vergegenwärtige, wie selbstlos und unbeirrt er seinen Dienst versah, während sich alles um uns herum wie im Tollhaus benahm. Er hat sich durch nichts von seiner Arbeit abhalten lassen, bis das eindringende Wasser seine Brust erreichte und er die Kabine verlassen mußte! Unaufhörlich tastete und morste er weiter — lange noch, nachdem uns der Kapitän fortgeschickt hatte — ich hätte mich in Sicherheit bringen können — aber dieser Mann, der vor mir saß — die glimmende Zigarette im Mund — mit dem Lächeln eines Todgeweihten — nein, ich mußte bei ihm bleiben bis zum allerletzten Augenblick. Das Los dieses Menschen teilen zu dürfen, erschien mir plötzlich wie eine tiefe Gnade."

Bride schweigt. Ein Schatten hat sein Gesicht verdunkelt, die Sonne ist fort.

„— Aber — es kam alles anders. — Etwas geschah, das ich lieber für mich behalten möchte — ich erzähle es Ihnen ungern, Mister Leery, — es gibt Dinge, die man aus der Erinnerung streichen müßte — wie eine quittierte Rechnung! Während Phillips seine letzten Rufe in den Äther sandte, sah ich plötzlich, wie ein baumlanger Heizer in die Kabine drang, sich von hinten über ihn beugte und ihm den Rettungsgürtel buchstäblich vom Leibe stahl! Trotzdem die ‚Titanic' bereits unter unseren Füßen wegzusacken begann, war Phillips noch so sehr in seine Arbeit vertieft, daß er davon gar nichts merkte! Wie Sie sehen, Mister Leery, bin ich klein und schwächlich von Natur — was mir in die Hand

geriet, weiß ich nicht mehr — es wird wohl ein Bestandteil der Sendeanlage gewesen sein, die uns ja doch nichts mehr helfen konnte! Ich weiß nur, daß ich Phillips selbst den Rettungsgürtel umgeschnallt habe — und daß jeder Heizer seinen eigenen Gürtel haben muß! Und mit einem Male war es mir auch klar, daß dieser Mensch das Recht auf einen anständigen Seemannstod verwirkt hatte! Ich glaube — ich habe ihm den Rest gegeben!" Und — mit einem zufriedenen Seitenblick auf Leery: „— Das hätte ich Ihnen auch verraten, wenn Sie Kriminalkommissar gewesen wären. Als wir den Funkraum verließen, lag der Kerl am Boden und rührte sich nicht mehr."

Die Schwester hat sich auf Zehenspitzen dem Bett genähert und bleibt hinter dem Kopfende stehen.

„— Dann lief ich aufs Verdeck — — das Boot stand immer noch da. Die Männer fluchten, weil sie es nicht flottbekommen konnten, sie zerrten wie verrückt an den Tauen und verhedderten die ganze Geschichte immer mehr. Ich glaube, da war kein einziger Seemann darunter. Eben hatte ich ein Ruder ergriffen, das im Wege lag, als uns die Wasserwand erreichte. Eine Riesenwelle rauschte das Verdeck entlang — überschwemmte uns — und schlug gegen den Kahn — warf ihn mit dem Kiel nach oben und riß uns alle von Bord. Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich unter dem umgekippten Boot wie in einer Mausefalle! Ich hielt, solange ich konnte, den Atem an und kämpfte mich an die Oberfläche! Mein einziger Gedanke war: weg von dem sinkenden Schiff, das gerade in diesem Augenblick einen grauenhaft herrlichen Anblick bot! Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen von etwas vorschwärme, was man eigentlich verdammen müßte, aber bei diesem Anblick hat mancher sogar das Sterben vergessen! Rauch, Flammen und Funken quollen aus den vier Schornsteinen hervor — taghell war die Trümmerstätte davon erleuchtet — vielleicht war es die Folge von Explosionen, die uns aber in dem Riesenlärm, der um uns herrschte, nicht weiter aufgefallen war. Das

Schiff tauchte wie eine Ente kopfüber in die See — man hörte deutlich die Klänge der Bordkapelle, die bis zum letzten Augenblick spielte. Ich begann mich nun aus Leibeskräften zu bewegen, um aus dem Bereich der ‚Titanic' zu gelangen — mochte wohl auch hundert Fuß weit gekommen sein, als das Schiff ganz plötzlich zu versinken begann. Die See zog mich nach unten — halb im Traum sehe ich ein Boot in meiner nächsten Nähe auftauchen — schwimme darauf zu — winke mit der Hand — greife in die Luft und — erwische ein Ruder — — dann packt mich jemand unter der Schulter und zieht mich herauf. Es war dasselbe Boot, aus dem ich vorhin gefallen war."

Mister Leery greift nach einer Zigarette, aber die Schwester nimmt sie ihm wortlos aus der Hand und legt sie in die Aschenschale.

Bride richtet sich in seinem Bette auf und sieht den Reporter mit großen Augen an. „Episoden haben sich in dieser Nacht abgespielt, Mister Leery, die man mit normaler Überlegung gar nicht mehr erfassen kann. In meiner nächsten Nähe zum Beispiel trieb noch ein anderes Boot mit dem Kiel nach oben. Sechs Männer haben diese paar Planken, die ohnehin schon einen Viertel Meter unter Wasser lagen, unter ungeheurer Anstrengung erklettert. Mister Caldwell, ein Passagier der zweiten Klasse, geriet, nachdem er eine gute Stunde lang zwischen Wrackstücken und Eistrümmern umhergeirrt war, endlich in die Nähe eines treibenden Brettes, an das sich aber schon ein anderer geklammert hatte. „Wird es zwei tragen?" fragt er, — und der andere sagt ihm darauf: „Festhalten, wollen's probieren, — — und entweder beide leben — oder beide sterben!" So unglaublich es klingen mag — aber ich habe es gehört! Die beiden haben das kieloben treibende Boot erreicht, konnten von den andern heraufgezogen werden, im selben Augenblick aber schwimmt noch ein Dritter mit letzter Kraft an das Boot heran und bittet, daß man auch ihn heraufziehen möge! Das Boot war nun überladen — ein geringes

Mehrgewicht hätte den Tod aller zur Folge gehabt — das riefen sie ihm zu. „Allright", gab er ihnen zur Antwort, — „God bless you all!" — und versank vor ihren Augen!

Alles andere ist Ihnen bekannt. Als unser Boot längsseits ging, lag ich eingekeilt wie in einer Heringstonne und konnte mich kaum noch bewegen. Die Matrosen mußten mich zur Lotsenleiter führen, allein hatte ich nicht mehr die Kraft dazu! Auch der letzte, der in der Ecke unseres Bootes lag, war tot. Wie ein zerknittertes Kleiderbündel lag er da — mit dem Gesicht nach unten."

Und plötzlich wird seine Stimme ganz dünn und fadenscheinig, bis sie schließlich ganz versiegt und Bride sich unter die Decke verkriecht. „Erdrückt war er von den andern, die auf ihm lagen — erfroren — ich mußte über ihn hinwegsteigen, wenn ich zu der Leiter gelangen wollte, und dabei erkannte ich —, daß — es — Phillips — war. —"

Das ist das letzte, was von Phillips zu berichten ist, — — von Phillips, dem unvergeßlichen Funker der „Titanic".

Am äußersten Heckende des Schiffes, mit einem dünnen Pelzmäntelchen bekleidet, steht eine junge Frau, — wirft gedankenlos ein paar Brotkrumen über Bord. Möven umflattern kreischend ihr unbewegliches Haupt. Worte zittern auf ihren Lippen, stummes, nie ausgesprochenes Leid — stärker als Untergang und Tod! Still und unberührt, wie am ersten Tage, da sie das unglückliche Schiff betreten hatte, ein Madonnenbild, den Blick in die fernste Weite gerichtet. Keine Veränderung zeichnet ihr Gesicht, kein Schreck weitet den halbgeschlossenen Blick, nur manchmal zuckt ein heißer, sichtbarer Gedanke in ihr auf: Jetzt in diese Tiefe hinabgleiten, seine Nacktheit einhüllen in das schwere, blaue Gewand —.

Wer bist du, glückseliges Menschenkind, dessen brennender Ruf nach Glück keine Sturmflut zu vernichten vermag? — War deine Ungeduld so groß, — — deine

Sehnsucht so tief, — oder deine Erlösung so fern, daß dich das Grauen dieser versinkenden Welt nicht mehr erreichen konnte? — Daß du darüber hinwegschreiten konntest, wie einst der Menschensohn über die Wogen des Genezarether Sees? — Daß du inmitten dieses Höllenorkans von Wahnsinn und menschlichem Jammer erhalten bliebst, wie ein Eiland in der adriatischen See, über das der klirrende Schirokko braust, ohne die Palme zu knicken, die von dem Saume seiner Küste stolz in den Himmel ragt? Woher kommst du, einsame unbekannte Frau? — Wohin führt dein Weg? — Ewig harrende Solveig, dein Leben ist noch so lang — und das Glück noch so weit —.

Mitternacht ist vorüber. Das eintönige Stampfen der Schiffsmaschinen dringt durch die Stille der Nacht. Dunkel und ölig dehnt sich die See. Rabenschwarze Finsternis, soweit das Auge reicht, kein Licht ist zu sehen, kein Stern, nur schwarzes, tiefhängendes Gewölk.

Das Achterdeck ist gesperrt. Der Zutritt nur der Mannschaft und den Offizieren gestattet. Die letzten Opfer werden der See übergeben, die sich ihre Beute noch von dem lebenden Schiffe holt.

Der Morgen bricht an, regnerisch und kalt. Grau das Meer, grau der Horizont, grau der zerrissene Himmel, grau das Schiff, grau die aus nassen Kabinenluken ins Wasser starrenden Gesichter.

16. April!

Funkwellen schwirren durch den Äther, überbrücken in Bruchteilen von Sekunden die Kontinente und Ozeane, umspannen mit ihrem knisternden Funkennetz den Erdball, knattern durch die Empfangsapparate sämtlicher Städte: Paris — New York — Schanghai — London — Berlin — Lissabon — Moskau — Kapstadt.

Straßenschlacht im Londoner Chinesenviertel — Militärunruhen in China — 300 Menschen bei einer Revolte in Nanking erschossen — Reichskanzler v. Bethmann-

Hollweg kehrt nach Berlin zurück. — Der White-Star-Dampfer „Titanic" mit einem Eisberg zusammengestoßen — hat um Hilfe gerufen. — Schiff schwer beschädigt, aber flott. Passagiere und Mannschaften sind in Sicherheit. — Die „Olympic" funkt: „R. S. ‚Titanic' befindet sich nach Kollision mit Eisberg in schwerhavariertem Zustand auf der Fahrt nach Halifax. Acht Schiffe nach der Unglücksstelle unterwegs. — — ‚Titanic' noch immer flott — versucht, bei geringem Tiefgang Halifax im Schlepptau der ‚Virginian' zu erreichen. Drei Paketdampfer haben sämtliche Passagiere übernommen. Achthundertundfünfzig Mann der Besatzung befinden sich noch an Bord. Alle Passagiere der ‚Titanic' gerettet. Haben um dreieinhalb Uhr morgens das Schiff verlassen. Besatzung außer Gefahr." — —

Die Welt fiebert in verhaltener Erregung. Der Alltag hat seine Sensation:

„Titanic!"

In den Wagen der Untergrund, in Zeitungspalästen, Fabriken, Büros, auf Bahnhöfen, Plätzen und in den Straßen, in Theatern, in Kinos und Gerichtssälen — sogar im Reichstag gibt es nur ein Thema:

„Titanic!"

Vor den Büros der White Star Line stauen sich die Menschen. Eine schwarze Mauer. Weichen Tag und Nacht nicht von der Stelle.

Depeschen, mit Rotstift hingefetzt, werden in den Auslagen veröffentlicht, oder der Menge durch die geschlossene Glastür entgegengehalten:

„„Titanic" außer Gefahr! Sämtliche Passagiere gerettet."

Das größte Schiff der Welt mit einem Eisberg kollidiert!

Das letzte Radiotelegramm der sinkenden „Titanic" hat niemals den Weg in die Öffentlichkeit gefunden, obwohl es von mehreren Schiffen aufgefangen wurde:

„Wir sind schon fast herunter — grüßt meine Mutter — Phillips."

16. April.
Berliner Mittagsblätter bringen die Wahrheit:

„TITANIC“ VERLOREN!!

Der Riesendampfer ‚Titanic‘ der White Star Line ist in der Nacht vom 14. zum 15. April auf der Höhe von Halifax mit einem zwei Kilometer langen Eisberg kollidiert und um zwei Uhr zwanzig Minuten morgens gesunken. Der Cunard-Dampfer ‚Carpathia‘ konnte nur noch 700 Schiffbrüchige aus zwölf übervollen Rettungsbooten übernehmen. Die ersten Meldungen dürften wohl von der White Star Line in der Hoffnung auf günstigere Nachrichten zurückgehalten worden sein.“

Um sieben Uhr klopft der Kapitän der „Carpathia“ leise an eine Türe:

„Wie geht es Mister Bride?“

Die Schwester empfängt den späten Besucher mit erstauntem Gruß: „— Gut, Sir, er ist seit heute Mittag fieberfrei! Ein Mann von der „Times“ hat ihn schon besucht.“

„Keine Gefahr mehr für ihn?“

„Nein, ich glaube, er ist über das Schlimmste hinweg.“

„Bitte, führen Sie mich zu ihm!“

Kapitän Rostrom reicht dem Rekonvaleszenten die Hand:

„Ich freue mich für Sie, Mister Bride — hätte alles noch viel böser kommen können — aber — na — Ihre gottbegnadete Jugend! — Wie alt sind Sie denn eigentlich?“

„Einundzwanzig, Kapitän!“

„Einundzwanzig? — so — so — schätze, Sie haben eine blendende Karriere vor sich — man wird sich um Sie reißen, — sind Sie mir böse, wenn ich ganz offen zu Ihnen bin? — Allein, um Ihnen das zu verraten, bin ich nämlich auch nicht gekommen! Ich habe eine Bitte an Sie — das heißt vorerst eine Frage —“

Das Gesicht des jungen Funkers löst sich in eine grinsende Maske auf: „Sie haben nur einen Funker an Bord, und der

kann den Rummel nicht mehr länger allein bewältigen? Und nun soll ich?" . . .

„Damned, Bride, Ihr Spürsinn ist in Ordnung" — entgegnet lachend der Kapitän. — „Unser erster F.T. ist effektiv zusammengeklappt und kann überhaupt nicht mehr weiter, mußte sofort ins Bett — völlig überarbeitet — wenn unsere Verbindung mit dem Festland jetzt versagt —"

Bride hat die Decke zurückgeschlagen und steht schon auf den Beinen: „O Keh, — in zehn Minuten bin ich oben!" Dabei erinnert er sich, daß er das ‚O Keh' seines unglücklichen Freundes wie ein unsterbliches Vermächtnis mit in sein neues Leben herübergerettet hat.

Der Kapitän drückt ihm die Hand: „I thank you, Mister Bride, I thank you very much, from all my heart! —" Dann geht er, von einem nicht gerade liebenswürdigen Blick der Schwester bis an die Tür geleitet. Keine zwanzig Minuten später schließt sich Bride, mit Sweater und Bordjacke seines erkrankten Kollegen bekleidet, in der Funkerbude ein und verläßt sie nicht mehr vor der Ankunft des Schiffes in New York.

Fast minütlich laufen Meldungen ein, die unverzüglich an die Küste weitergegeben werden müssen. Ein Sturm von Fragen aus allen Teilen der Welt überfällt das Schiff. Stapelweise häufen sich die Berichte. Es ist, als ob sich alle fünf Kontinente, aufgescheucht durch die Hiobspost aus dem Nordatlantik, ein Stelldichein in der Antennenbespannung der „Carpathia" gegeben hätten. Um zehn Uhr wird die Türe ohne vorangehendes Klopfzeichen aufgerissen und Bruce Ismay steht vor Bride. Er trägt den Mantel eines Carpathia-Passagiers und befindet sich in vollkommen desolatem Zustand. Kein Mensch hätte in diesem aschfahlen, zerschrammten Gesicht den Präsidenten der White Star Line erkannt, ebenso wie dieser Bride nicht wiedererkennt, dem er an Bord der Titanic nur flüchtig begegnet war und den er überall eher, als im Dienste der „Carpathia F.T." vermutet hätte. Ismay hält einen kleinen weißen Zettel in

der Hand, den er Bride, mit einer Hundertdollarnote zusammengefaltet, auf das Tischchen legt: „Hier — ein dringendes Telegramm! Muß sofort weitergeleitet werden!“ Die Stimme ist so heiser, daß Bride fast kein Wort versteht. Er blickt auf den Zettel, liest, blickt zu dem hochgewachsenen Menschen auf, der vor ihm steht, liest noch einmal, buchstabiert die Unterschrift: Bruce Ismay! Der Text besteht nur aus einem Wort: „Gerettet!“ Darunter die Londoner Adresse. Mit einem Lächeln um den blassen Mund faltet Bride den Geldschein zusammen und reicht ihn Ismay zurück: „No, Sir, ich darf nur Dienstelegramme annehmen — — das hier ist — privat!“

„Meine Familie ist in einer furchtbaren Lage — Sie werden begreifen — ich bitte, nur — ein Wort!“

„Bedaure, der gesamte Privatverkehr ist bis auf weiteres gesperrt — kann auch bei Ihnen keine Ausnahme machen — hier liegen noch stapelweise Dienstsachen vor — es tut mir leid, Sir!“

„— Auch nicht dieses eine einzige Wort?“

„No, Sir — auch das nicht! — Hier — Ihr Geld!“

Ismay fügt sich ins Unvermeidliche. Es muß ein tragischer Augenblick im Leben dieses Mannes gewesen sein: Nichts mehr zu sagen zu haben! Nicht einmal mehr die Macht über ein einziges, kleines Wörtchen zu besitzen — und gerade dieses eine Wörtchen, das seiner Familie die Glückseligkeit des Friedens hätte geben können.

„Sie wissen, wer ich bin?“

„Yes, Sir!“ gibt Bride mit Bestimmtheit zurück, „Sie waren Passagier auf der ‚Titanic‘ — und sind jetzt Passagier auf der ‚Carpathia‘!“

Ismay schweigt — nimmt die Ohrfeige mit der ganzen Größe seiner Persönlichkeit entgegen und — wendet sich zum Gehen.

Bride hält ihm immer noch den Schein entgegen:

„Ihr Geld, Sir!“

„Behalten Sie die Kleinigkeit und entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe, — Good bye!“

Bride ist aufgesprungen: „Sir, ich bin kein Steward, dem man ein Trinkgeld gibt" — und mit flammendem Stolz in den Augen: „— Ich bin der zweite Markonist der ‚Titanic'!"

Ismay sieht in ein schmales, farbloses Knabengesicht.

„Sie sind Mister Bride?" Dann legt er den Arm mit Zentnerschwere um seine Schulter und sieht an ihm vorbei.

„— Dann entschuldigen Sie bitte — entschuldigen Sie — ich wollte Ihnen nicht wehe tun —." Und verläßt, ohne sich umzusehen, die Station.

Bride ist so verwirrt, daß er keine Entgegnung mehr findet. Das kam eben so tief und aus einem so schweren übervollen Herzen — wie er es diesem Manne niemals zugetraut hätte! Noch lange, nachdem Ismay gegangen ist, hält er den Hundertdollarschein krampfhaft zwischen den Fingern fest, bis seine unverwüstliche Jugend auch darüber siegt und er ihn mit einem Achselzucken, — toi — toi — in seiner Rocktasche, das heißt in der Rocktasche seines Kollegen Stevenson, verschwinden läßt.

Und noch einer kommt an diesem Tage zu ihm, ein Mann, der im ersten Augenblick einen so lächerlichen Eindruck erweckt, daß Bride vor ihm erschrickt: Hochgewachsen, knochendürr, in einen kakifarbenen Leinenanzug gezwängt, der ihm kaum bis an die Gelenke reicht — ein Monstrum von einem Schiffbrüchigen:

„Bitte um Verzeihung, der Herr Stuard schickt mich zu Ihnen, können Sie feststellen, ob sich ein gewisser Percy unter den Geretteten befindet?"

Bride stellt zunächst fest, daß er es mit einem Fahrgast der Auswandererklasse zu tun hat, einem jener Zaghaften, die in dem Steward noch einen „Herrn" erblicken, dann greift er nach der Liste, die für Anfragen immer bereit vor ihm auf dem Tische liegt:

„Wie ist der Vorname, bitte?"

„Das weiß ich nicht, — ich kannte ihn nur unter Percy — Percy mit Ypsilon!"

„Passagier?"

„Nein, Heizer —"

„Verwandter von Ihnen?"

„Nein — Bekanntschaft aus dem Zwischendeck!"

Eine Weile vergeht, dann legt Bride die Liste auf ihren Platz zurück:

„No, Sir, — nicht bei uns an Bord!"

„Nicht — an Bord —", wiederholt der Mann im Kakianzug mechanisch. „So, — nicht an Bord!" und wendet sich mit linkischer Geste wieder der Türe zu: „Nicht an Bord! — hat also doch recht gehabt, der ‚rußige Fisch' — wird seine Würmer nie mehr sehen; ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, mein Herr!"

An Bord der „Carpathia" 17. April: Klarer Himmel, klare See. Blau und flimmerig dehnt sich der Horizont. Auf der Sonnenseite des Schiffes sind die Decks überfüllt. Was nicht mehr in den Lazarettträumen liegt, hat sich in der heißen Aprilsonne zusammengefunden. In langen Reihen stehen die Liegestühle auf dem geräumigen Promenadendeck ausgerichtet. Der salzige Lufthauch der See streicht über die zusammengekauerten Gestalten der Rekonvaleszenten, spielt mit den gelösten Haaren der Frauen, die, bis an den Hals in Decken gepackt, stumpf vor sich hinbrüten, von Zeit zu Zeit in leeren, traumlosen Schlummer verfallen. Niemand stört sie in ihrer Versunkenheit, niemand kann noch sagen, ob diese Menschen jemals wieder ganz dem Leben zurückgegeben werden können. Lautes Reden ist untersagt. Dieser Teil des Promenadendecks ist gesperrt und darf nur von den Offizieren der „Carpathia" und von den Ärzten betreten werden.

In der Nähe der Offizierskabinen, die auf Anordnung des Schiffskommandos für die Unterbringung der Schwerverletzten geräumt wurden, hocken Männer in zerrissenen Anzügen, ein Tuch oder ein Plaid lose um die Schultern geschlagen: Milliardäre.

Ein paar Schritte weiter, das Wrack eines Menschen mit einer Leinenhose und dem Uniformrock des zweiten Steuermanns bekleidet: Vanderbilt.

Stewards kommen vorbei, verteilen Erfrischungen. Kognak, heiße Milch, Fleischbrühe und Zigaretten.

In sanften Rollbewegungen gleitet das Schiff dahin. Kaum merklich hebt und senkt sich das Verdeck.

Halblaute Unterhaltung auf dem Heck. Dort kauern sie in eng aneinandergeschmiegten Gruppen auf den sonnenwarmen Planken. Man wird an die Romantik eines Zigeunerlagers erinnert, wenn man den Aufzug sieht, in dem sich diese Menschen befinden. Passagiere der „Carpathia" stehen mit unverwüstlicher Ausdauer um sie herum. Nur, um ein Wörtchen aufzufangen, einen Blick zu erhaschen, eine Geste zu erspähen, die mit der Tragödie, wenn auch nur entfernt, im Zusammenhang steht. Eine seltsame Aura liegt über diesen Flüchtlingen des Todes, in deren Gesichtern das Erleben einer Schreckensnacht unverkennbar eingegriffelt ward.

Ein junges Mädchen muß sich von Mister Leery interviewen lassen:

„— Ich war eben eingeschlafen, als der Zusammenstoß erfolgte", berichtet sie mit schwacher Stimme. „Ein Matrose warf mir einen Rettungsgürtel zu und schickte mich an Deck. Ich lief, wie ich war, die Treppen empor, barfuß, nur mit dem Hemd bekleidet. Oben hörte ich Schüsse fallen. Es müssen mindestens zwanzig gewesen sein. Dann geriet ich in ein panisches Gedränge. Irgend jemand hob mich hoch und warf mich in ein Boot. Dann verlor ich die Besinnung. Als ich erwachte, lag ein kleines Kind in meinem Schoß — — ein Junge. Seine Eltern sind ertrunken. Ich nehme ihn zu mir, vielleicht kann ich ihm später einmal die Mutter ersetzen."

Das Mädchen hat noch keine Ahnung, daß sich durch ihr Haar breite weiße Strähnen ziehen. Man hat es bisher vermieden, ihr einen Spiegel vor das Gesicht zu halten. Keiner

wagt, sie darauf aufmerksam zu machen, da sie bei dem geringsten Anlaß in krampfhaftes Schluchzen verfällt: sie hat bei der Katastrophe selbst ihre Eltern verloren.

Der Zustand Mister Daniels hat sich so weit gebessert, daß er dem unermüdlichen Reporter berichten kann:

„Ich stand eingekeilt in einer tobenden Menschenmenge auf dem Achterdeck, als plötzlich, wenige Minuten vor dem Untergang, die Reling durchbrach und ich mit hundert anderen ins Wasser fiel. Trotz der eisigen Kälte versuchte ich, schwimmend ein Boot zu erreichen, wurde aber von den Matrosen, die mit den Riemen nach mir schlugen, vertrieben. Im letzten Augenblick gelang es mir, ein Stück Holz zu erwischen und mich daran festzuklammern. Das Meer war mit Eisblöcken übersät. Fürchterliche Kälte. Als der Morgen zu dämmern begann, sah ich in einiger Entfernung eine Frau auf dem Wasser treiben. Ich arbeitete mich auf sie zu, versuchte sie zu mir auf das Holz zu ziehen, aber durch das eisige Wasser waren meine Hände gefühllos geworden. Sie versank vor meinen Augen!"

„Wie lange haben Sie im Wasser gelegen?"

„Über eine Stunde! — — Kurz, ehe die ‚Carpathia' kam, nahm mich ein Boot auf."

Miß Mary Robbins hat die Nacht mit Phlegma überstanden. Verärgert, als ob ihr ein regnerischer Sonntag die Laune genommen hätte, so steht sie dem Reporter gegenüber:

„Sie sind ein ‚Timesmann', einer jener Leute, denen man noch nach seinem Tode Rede und Antwort stehen muß. Nehmen Sie Platz, Mister —?"

„Leery."

„Yes, Mister Leery — ich kann Ihnen leider mit nichts aufwarten. Das einzige, was ich noch habe — bin ich selbst."

„Sie würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie mir eine kurze Schilderung Ihrer Eindrücke geben würden, Mistress Robbins."

„Gern, — fangen wir gleich mit der Hauptsache an: Der Irrsinn der White Star Line kostet mich zweieinhalb Millionen Dollars! Anderthalb Millionen Schmuck und eine Million Bardepot. Außerdem mein ganzes Reisegepäck: 14 Koffer, 3 Handtaschen und ein Auto. Es war als Expreßgut deklariert. Daß ich selber noch am Leben bin, verdanke ich einem Offizier, der mir den Zutritt zu den Booten ermöglichte. Als der Tanz losging, saß ich in meiner Kabine und schrieb Briefe. Ich entsinne mich genau, daß ich gerade ein Loblied auf den Luxus und die Größe, besonders aber auf die absolute Sicherheit des Schiffes angestimmt hatte. Zunächst spürte ich einen ziemlich heftigen Ruck, dann setzten die Maschinen aus. Ich war der Meinung, daß sich irgendein Lager heißgelaufen hätte. Darüber wurde nämlich schon am Tage vorher vielfach gesprochen. Ich schrieb aber meinen Brief ruhig zu Ende — er war an meine Schwester in Edinburg gerichtet —, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde und meine Stewardesse in der Kabine stand. Sie sah sehr bleich und verstört aus, sprach aber vollkommen gefaßt und ruhig. Trotzdem wußte ich gleich, was geschehen war. Ich sollte unverzüglich mit angelegtem Rettungsgürtel an Deck erscheinen. Mir war im Augenblick zu Mute, als ob der Boden unter meinen Füßen weggerutscht sei. Das Weitere werden Ihnen wohl schon die andern berichtet haben. Ersparen Sie mir eine Wiederholung. Ich bitte Sie nur, in Ihrem Blatt hervorzuheben, daß wir bis zum letzten Augenblick über die Wahrheit der Lage im unklaren gelassen wurden. Als es endlich heraus war, daß das Schiff verloren wäre und bereits seit einer Stunde sinke, war es für die meisten zu spät. Die Frauen hatten nicht einmal mehr Zeit, ihre Strümpfe anzuziehen."

„Haben Sie den Untergang des Schiffes mit angesehen?"

Das Gesicht von Mistress Robbins verändert sich:

„— Ja — unser Boot war keine dreißig Meter von dem sinkenden Schiff entfernt!"

„Würden Sie uns darüber ein paar Worte sagen?"

Mistress Robbins erhebt sich:

„Nein! So etwas kann man nicht mit ein ‚paar Worten' wiedergeben! Es gibt Dinge, an die man sich überhaupt nicht mit Worten heranwagen darf, Mister Leery!"

Am Nachmittag hat sich in einer Ecke des Speisesaals eine kleine Gesellschaft von „Carpathia"-Passagieren und Offizieren zusammengefunden: Einer der Geretteten erzählt! Es ist Colonel Gracy aus den Vereinigten Staaten, der heute zum erstenmal das Bett verlassen durfte. In dem weiten, grauen Reiseplaid, das ihm der Kapitän aus seinem Privatbesitz zur Verfügung gestellt hat, hätte man ihn aber ebensogut für einen Aztekenhäuptling halten können, der im Kreise von Bleichgesichtern, in des Wortes wahrster Bedeutung, seine Jagdabenteuer erzählt! Wie überall, wo es um peinliche Seeleneffekte geht, beherrschen die Frauen den Vordergrund, und ihr bloßgelegtes Mienenspiel beweist, mit welcher Gründlichkeit man das Grauen fremder Schicksale auszukosten und in vielen Fällen sogar zu genießen imstande ist!

„— Abgesprungen?" haucht eine junge Engländerin, blaß wie die Wand — „von dem sinkenden Schiff — ins Meer??"

„Ja, Mylady, — was blieb mir anderes übrig? Ich wollte ein Ende haben, — aber das kalte Wasser rüttelte meinen erloschenen Lebenswillen von neuem auf. Ich schwamm also, was meine Kräfte hergeben wollten. In meiner unmittelbaren Nähe sank das Schiff — ich sah, wie die eine der drei Riesenschrauben mit großer Geschwindigkeit auf mich niederschwebte. Keine Handbreit von meinem Gesicht entfernt tauchte sie ins Meer! Ich glaube, sie hat sich noch bewegt. Mit vier anderen zugleich, die in meiner Nähe waren und einen fürchterlichen Lärm schlugen, wurde ich von der ‚Titanic' mit in die Tiefe gerissen. Ich hielt die Luft an und riß die Augen auf, konnte aber, außer einem Schatten unter mir, der noch dunkler war als die Nacht, nichts unterscheiden. Das muß das Schiff gewesen

sein, das wie ein tauchender Riesenwal in den Abgrund verschwand."

„Wie entsetzlich!" — meldet sich die junge Lady wieder, als der Oberst unter dem Eindruck dieser Erinnerung einen Augenblick schweigt. Ihre Augen sind wie zwei verlöschende Lichter an das Gesicht des Erzählers geklammert.

Der Salonsteward steht mit aufgesperrtem Mund hinter der Theke. „Gleich darauf höre ich ein metallscharfes Rauschen", fährt Oberst Cracy fort. „Und tief unter mir eine dumpfe Detonation — spüre, wie ein förmliches Luftmeer nach oben schießt. — Von allen Seiten packt es mich an — faucht und brodelt an mir vorbei und schleudert mich mit ungeheuerer Gewalt nach oben! Diese Luftwelle war so dicht, daß ich mühelos in einer Tiefe von zirka fünfzehn bis zwanzig Metern hätte atmen können, ohne ersticken zu müssen!"

Mister Leery, der dem Oberst gegenübersitzt, notiert jedes Wort:

„Dachten Sie hierbei an eine Explosion auf der ‚Titanic'?"

„Könnte sein, — eine Unterwasserexplosion! — Gedacht habe ich natürlich an nichts! — Das einzige, was mir vorschwebte, war die Frage: Wann ist es endlich aus?

Als das Wort Explosion fällt, zuckt die Lady zusammen und lehnt sich in den Sessel zurück.

„Kann aber auch die Luft aus einer zusammengepreßten Kammer gewesen sein", mischt sich der Kapitän in die Unterhaltung. „Wenn ein Schiff sinkt, werden durch den plötzlichen Wasserdruck, der von allen Seiten auf die Innenräume wirkt, große Mengen von gepreßter Luft frei, die dann unter ungeheuerem Getöse nach oben drängen!"

Die blasse Lady nimmt einen tiefen Schluck aus dem Teeglas und stellt es in der Aufregung daneben.

„Erzählen Sie weiter, Colonel!"

Der Oberst lächelt unwillkürlich, als er das stigmatisierte Antlitz sieht: „Ich fürchte, die Geschichte greift Sie an, Mylady! Wir wollen lieber von etwas anderem reden!"

Eine zarte Röte fliegt über das schmale Gesicht.

„Nein — nein — um Gotteswillen, — keine Rücksicht nehmen, — wenn es mir zuviel wird, gehe ich von selbst — bitte fahren Sie ruhig fort!“

„Als ich wieder die Sterne über mir sah — atmete ich auf — und sah mich auf der dunklen Wasserfläche um. Das Meer war mit treibenden Leichen übersät. Sie staken in Rettungsgürteln und trieben mit dem Kopf nach unten, oder bis an den Hals im Wasser stehend — aufrecht — im Kreise umher. Wenn sie aus den Booten Raketen abbrannten, dann leuchteten ihre Gesichter, die man in der Dunkelheit kaum erkennen konnte, blitzartig in grünen und roten Schlaglichtern auf! Die meisten aber lagen mit aufgerissenen Augen auf dem Rücken, hatten die Arme von sich gebreitet und es sah aus, als ob sie dort in den Sternen jemand umarmen wollten. Zwischen diesen Unglücklichen kämpfte ich mich nun von Wrackteil zu Wrackteil, aber überall hingen schon welche dran und schrien fürchterlich, wenn man ihnen nur in die Nähe kam. Einen der Toten habe ich erkannt. Ein Passagier der ersten Klasse. Er war mir gleich vom ersten Tage an, da wir uns an Bord befanden, aufgefallen, weil er zu jeder Tageszeit Curry aß! Wie oft haben wir uns über ihn lustig gemacht! Während des Schwimmens griff meine Hand in ein Gesicht, das halb unter Wasser lag: — Mein Tischnachbar! Er war völlig unverändert, genau so wie er im Speisesaal vor seinem Teller gesessen hatte, so lag er vor mir und glotzte mich durch das klare Wasser an. Meine Herrschaften, ich habe starke Nerven — trotzdem, ich hätte am liebsten — aber meine Luft war zu Ende, — ich mußte mich an ihn anklammern, sollte mich nicht augenblicklich das gleiche Schicksal ereilen. Eine ganze Minute hielt mich der Tote über Wasser, eine ganze Minute schenkte er mir willig das Leben, das er nicht mehr haben durfte — ich konnte atmen — Kräfte sammeln — weiterschwimmen! Endlich gelangte ich in die Nähe eines Faltbootes und hatte

wirklich noch das Glück, von ein paar beherzten Burschen aufgenommen zu werden. Viele schwammen auf uns zu, aber nur noch zwei konnten wir übernehmen, dann war das Boot bis an die Wasserlinie eingesunken und wäre bei der geringsten Bewegung untergegangen. Und immer noch kamen sie auf uns zugeschwommen mit erfrorenen Lippen — und letzter Lungenkraft — ‚Rettet uns!' Und jedem dieser Unglückseligen mußten wir zurufen: ‚Haltet Euch an allem fest, was Ihr in die Finger kriegt, — nur nicht an uns!' — Und sie wandten sich alle ab, ohne das Boot zu berühren. Die Enttäuschung in diesen Gesichtern zu beschreiben ist unmöglich. Ich habe in dieser Nacht Helden und Bestien kennengelernt, habe aber auch — wie mein toter Tischnachbar, dessen Namen ich leider nie erfahren habe, mit offenen Augen in den Himmel gesehen, und dort so manches erkannt, was mir bisher verborgen geblieben ist. Möge auch er es gefunden haben!"

Der Oberst hat den Kopf in die Hände gestützt und blickt ernst vor sich hin:

„Das wäre aber alles noch zu ertragen gewesen", fährt er mit veränderter Stimme fort, „wir sind schließlich Männer, und an Härten gewöhnt. Aber — ich habe in dieser Nacht ein Kind sterben sehen und konnte ihm keine Hilfe bringen; — es hing mit blaugefrorenen Händchen an seiner toten Mutter und schrie solange um Hilfe, bis es verstummen mußte."

Erschütternde Stille.

Die junge Lady hat sich erhoben und verläßt mit wankenden Schritten den Saal. Erschrocken sieht ihr der Oberst nach!

Und einer aus der Runde fügt wie ein Postskriptum hinzu:

„Das ist Miss Oppenheim aus London, die damals ihre Tochter bei der Kesselexplosion des ‚General Slocum' verloren hat!"

Doktor Morell hat in den beiden letzten Nächten kaum mehr als drei Stunden geschlafen. Unermüdlich macht er

die Runde, hält sich mit Whisky, Zigaretten und schwarzem Kaffee aufrecht. Die Lazarettträume haben den Anstrich kriegsmäßiger Verbandplätze angenommen. Arm- und Beinbrüche, Wundfieber, hysterische Krämpfe, Nervenschock, Lähmungen, Geistesstörungen, Lungenentzündungen, Bauch- und Rippenfellerkrankungen.

In einem Winkel der Veranda sitzt der kleine Jackie Taylor. Seine Beinchen stecken in einer Hose, die er von einem der Carpathia-Passagiere bekommen hat. Um den Körper hat er eine Decke geschlagen. Als Doktor Morell vorbeikommt, fällt ihm der Knabe schluchzend um den Hals:

„Ich will zu meinen Eltern!"

Das blasse Gesichtchen hängt verzweifelt an den Augen des Arztes. Morell will sich abwenden, ist aber im Augenblick keiner Bewegung fähig:

„Wie heißt du denn, mein Junge?"

„Taylor — Jackie Taylor".

„Mußt noch ein wenig Geduld haben, Jackie", lügt der Doktor und versucht, seine Rührung in trockene Worte zu kleiden, „ich werde Vati und Mutti suchen. — Mußt Geduld haben, mein guter Junge."

Aber das Kind läßt ihn nicht los, klammert sich krampfhaft an ihm fest:

„Ich will zu meiner Mutti — —"

Morell sieht auf den Jungen, überlegt — einen Augenblick nur, dann hebt er ihn hoch, behutsam wie einen kleinen Vogel, der aus dem Nest gefallen ist, und nimmt ihn mit.

Vor einer Kabinentür bleibt er stehen, klopft an. Steht gleich darauf, mit dem Jungen im Arm, einer weißhaarigen Frau gegenüber. Die Dame sieht den Doktor — sieht das Kind. Morell stellt Jackie zu Boden, — läßt dabei den Blick nicht mehr von Frau Stevenson.

Das Kind blickt fragend zu Beiden auf. Frau Stevenson beobachtet schweigend den Kleinen — dann sieht sie Morell in die Augen — fühlt seinen Gedanken, — ahnt, was er ihr sagen will, — aber angesichts des Kindes nicht aus-

zusprechen wagt. Sie weiß auch, daß das Schicksal dieses Kindes das ihre ist: Hilflose Verlassenheit! Ihre Augen füllen sich mit Tränen, kein Wort kommt über ihre Lippen.

Morell steht wie angewurzelt vor ihr. Sein stummer Blick ist beredter als jedes überflüssige Wort: er bettelt, bittet und fleht.

Frau Stevenson hat längst verstanden. Das schmerzliche Lächeln ihres Einverständnisses ist nurmehr Formalität. Dann reicht sie dem Doktor stumm die Hand. Morell ergreift sie bewegt und küßt sie lange und innig. — Dann dreht er sich um und geht wortlos, wie er gekommen ist.

Frau Stevenson drückt den Jungen an ihre Brust.

Im vollen Schein der Mittagssonne liegt das Bootsdeck. Die Schatten der dickbauchigen Rettungsboote wandern über die Planken, wenn der Bug des Schiffes in das leuchtende Blau des Wassers taucht.

Pittmann hat seinen Liegestuhl in die Sonne gerückt und träumt mit geschlossenen Augen vor sich hin. Das Fieber hat sich ausgetobt und eine beinahe wohltuende Schwäche hinterlassen. Still fließen seine Gedanken:

— Ein kleines Haus, von wildem Weinlaub umrankt, der Brand der Abendsonne funkelt in den blanken Scheiben, — hell wie aufloderndes Feuer. Die Bäume des Gartens stehen in voller Blüte. Wenn sie ein Windstoß zu zitterndem Leben entfacht, fällt es wie Schneeflocken von den überladenen Zweigen. — Der Träumende drückt die Augen zusammen, wie wenn er damit das Bild zerdrücken wollte. — Schatten senken sich auf die Landschaft — das lodernde Feuer in den Fensterscheiben erlischt. Als die Muskelspannung nachläßt, ist es Nacht. — Meilenweit dehnt sich der Ozean. Die Krummsichel des Mondes wirft ihr verzerrtes Spiegelbild bis auf den Grund. Das Kreidefeuer einer Rakete verzischt in glasiger Flut. Menschen rufen um Hilfe — wilde, entsetzliche Schreie, gellend wie berstendes Metall. Gespenstisch schleicht die Morgen-

dämmerung über den Horizont. Fahl und grau wogt die See — ein unermeßliches Leichentuch. — Arme recken sich aus der bleiigen Flut — weiße, hilfesuchende Hände — Näher zu dir, näher zu dir! — rote, dunkle Nebel wallen über die Kimm — flammendes Ineinanderwogen. Gelbe Lanzenstiche durchbrechen die Nebelwand — jetzt taucht eine goldene Schale aus dem Meer — Sonne — Sonne! — Tief atmendes, keimendes Wogen, bis in die fernste Weite — — junges taufrisches Grün. Birken stehen am Rande der Wiese, und aus dem dampfenden Schoß der Erde recken weiße Frühlingsblüten ihre Kelche zur Sonne empor. — Ein Mädel steht vor ihm — breitet die Arme aus — sieht ihn mit treuherzigen Augen an — spricht mit vertrauter Stimme zu ihm — kommt ganz nahe auf ihn zu. — Sturmgewölk rottet sich über der Landschaft zusammen, löscht die Sonne aus. Angst malt sich in den Zügen des Mädchens. Es schließt die Augen — ein Wasserberg rauscht über sie hinweg — nur die Augen bleiben bestehen — werden größer — dunkler — flehendes Entsetzen: — Eva Stevenson. Lichterlos dehnt sich der Ozean. Die Laterne auf dem Boden des Bootes blakt mit ranziger Flamme — das Knarren der Riemen ist ein sanftes Wiegenlied — unruhig zuckt die kleine Flamme hin und her — ewiges Licht, das in dem goldenen Becken über dem Allerheiligsten seinen zitternden Schein verbreitet. — Das Kreuz des Erlösers — der Altar mit den zwölf flackernden Kerzen und dem Christusbild, vor dem Pastor Anderson, in stumme Andacht versunken, steht — Die letzten Klänge der Orgel rauschen durch den hohen Kirchenraum — Glockenklänge schwingen über das stille Dorf — über die kleinen, weißen Häuser — schwingen weiter über das blühende Heideland — über den silbernen Strand. Vertraute Klänge — vertraute Küste — Schwingen weit hinaus in die See, über den Ozean — ein Vorhang zerreißt. — Dahinter steht ein Wort. — Ein Begriff. — Eine Welt: Heimat!

Plötzlich reißt er die Augen auf und ist wach!

„Ach, Sie haben geschlafen, Pittmann, ich störe Sie?"

Als Pittmann erwacht, steht der Doktor vor ihm:

„Wollten Sie schlafen, Pittmann?"

„Nein, nein, bleiben Sie nur", und, als sich Morell an das Fußende seines Liegestuhles gesetzt hat: „Ich bin froh, wenn ich nicht allein sein muß. Das ewige Grübeln führt ja doch zu nichts. Haben Sie Pastor Andersen gefunden?"

Der Doktor sieht an ihm vorbei:

„Nein."

Pittmann dreht den Kopf zur Seite und schließt wieder die Augen. Er hört noch, wie sich der Doktor die Pfeife anzündet und sagt:

„Vielleicht hat ihn die ‚Virginian' aufgenommen oder ein anderes Schiff."

Aus den Salons hört man das Jammern der Fiebernden. Jemand trampelt über das Bootsdeck.

„Wo sind wir eigentlich, Doktor?"

Morell stiert in den blauen Himmel:

„Bis auf weiteres in Sicherheit."

„Ich beneide Sie um Ihren Humor. Ich meine, auf welchem Schiff."

„‚Carpathia', von der Cunard Line", gibt Morell mit müder Stimme zur Antwort. „Übrigens, ein Zufall, daß wir noch am Leben sind."

„Es gibt keine Zufälle, Doktor."

„Wenn Sie wollen, können Sie es auch ‚Gnade Gottes' nennen."

„Es gibt auch keine Gnade. — Jeder bekommt das, was er sich verdient hat."

Morell richtet sich auf:

„Wollen Sie vielleicht behaupten, daß diese armen, ahnungslosen Menschen alle den Tod verdient haben?"

Pittmann zuckt mit den Achseln:

„Wer hat das Recht, darüber zu entscheiden?"

„Der Tod, Pittmann, sonst niemand. — Sie hätten Missionar im australischen Busch werden sollen. Ich wüßte

nicht, wodurch ich mir so eine Schweinerei verdient haben sollte."

„Von Ihnen spricht doch auch niemand, — Sie leben ja."

„— und Pastor Andersen? Und die kleine Stevenson? — Und der Haufen Kinder?", ereifert sich der Doktor mit rotem Gesicht, „alle des Todes schuldig, was? — Abgeurteilt? — Fertig? — Schluß?"

Pittmanns Ton bleibt unverändert und ruhig:

„Lieber Doktor, wenn Sie schon bis in den Gerichtssaal der letzten Instanz gucken wollen, müssen Sie sich schon stärkere Brillen aufsetzen. Ich fürchte, die Ihre wird für die Entfernung nicht mehr ganz reichen. Wenn Gott einen Assistenten braucht, dann holt er sich ihn selbst. Aber dann bestimmt keinen, der englischen Tabak raucht."

Pittmann legt die Hand auf die Schulter des Freundes:

„Nichts für ungut, lieber Doktor, aber Sie wollen es besser wissen, als das Gesetz, das über Sie und mich bestimmt. Und wissen nicht einmal, wie man die Seekrankheit kuriert und sind ein Arzt!"

Morell versucht zu lachen, aber der Witz will ihm nicht so recht aus der Kehle:

„Sie vergessen meine rote Lampe."

„Ich glaube, vor der stehen Sie im Augenblick selbst. — Fühlen Sie das nicht, — oder suchen Sie etwa den Beweis dafür, daß der Tod etwas anderes ist, als die Quittierung aller Lebenserfahrungen?"

„Nein. Ihr Wissen und Ihre Erkenntnisse in Ehren, Pittmann — aber es wird soviel davon gesprochen —"

„— Sehen Sie, Doktor, jetzt haben Sie's — Die Sprache der wirklichen Erkenntnis ist das Schweigen. Stellen Sie sich die Stille der lybischen Wüste vor — schauen Sie dort hinaus in die See, verfolgen Sie den Flügelschlag dieser kleinen Möve, den Lauf des Mondes — oder den kleinen Zeiger Ihrer Armbanduhr. Lauschen Sie in die Stille einer Sternennacht, blicken Sie, wohin Sie wollen, belauschen Sie endlich einmal das Leben mit dem inneren

Ohr, und ich wette tausend Dollar gegen Ihr unrasiertes Gesicht, daß Sie eines Tages eine Stimme hören werden, von der Sie nur wissen werden, daß sie nicht mehr die Ihre ist. Und diese Stimme wird Ihnen sagen, welche Wege Sie zu gehen haben, um keinen Schiffbruch zu erleiden, und daß es weder in diesem — noch in einem andern Leben einen Zufall gibt. Haben Sie doch Geduld. Wenn Sie nicht zu der Erkenntnis kommen, dann warten Sie doch gefälligst, bis sie zu Ihnen kommt."

„— Wenn man Sie so reden hört — schön! Aber wer gibt Ihnen den Beweis, daß diese innere Stimme auch wirklich Manifestation eines höheren Wesens ist und nicht etwa nur ein Pseudonym unseres eigenen Größenwahns? Sie sprechen von der Stille einer Sternennacht, könnte man nicht ebenso annehmen, daß sich der Wechsel der Gestirne unter einem derart infernalischem Gebrüll vollzieht, daß wir ihn mit unseren lächerlichen Ohren einfach nicht mehr wahrnehmen können? Nein, ich kann Ihrer Philosophie nicht folgen, dazu stehe ich mit beiden Füßen zu sehr in der Wirklichkeit!"

„Darum hängen Sie auch immer in der Luft. Woran glauben Sie eigentlich, Doktor?"

„An ein G'selchtes mit Kraut und Knödeln."

„Ist das Alles?"

„Wenn Sie mich so fragen, kann ich Ihnen keine andere Antwort geben."

„Dann erstreckt sich also Ihr Glaube auf verdorbene Mägen und verfaulte Gebisse?"

„So weit es meinen Beruf betrifft — allerdings!"

„Keine höheren Ideale?"

„Doch", erwidert der Doktor und hält Pittmann die Pfeife unter die Nase: „die da!"

Pittmann schüttelt lachend den Kopf:

„Ihr Ärzte seid doch ein merkwürdiger Schlag."

Das Gespräch verstummt. Doktor Morell hat sich in eine blaue Wolke gehüllt und denkt nach. Nach einer Weile wendet er sich wieder an Pittmann:

„Wozu, Pittmann? Wozu bin gerade ich am Leben geblieben?"

„Um das zu erfahren, was ich Ihnen vorhin gesagt habe."

„Auch ein Zweck, und Sie?"

„Um es Ihnen zu sagen."

Wieder Pause. Eine weißgeballte Kumuluswolke wischt über die Sonne.

„Wie sind Sie eigentlich von dem Kasten heruntergekommen, Doktor?"

„Keine Ahnung — war total besoffen."

„Ich habe Sie doch aus der ‚Carlton Bar' herausgeholt."

„Ich weiß — Sie haben mich für den Kaiser von China gehalten und ich Sie für den Schah von Persien!"

„Das geht noch. Aber ich kenne einen, der hat die ‚Titanic' für die ‚Arche Noah' gehalten — und damit Recht gehabt!"

Morell blickt auf:

„A propos, — wie geht es dem Herren Präsidenten?"

„Oh danke, es geht ihm gut, — er hat einen leichten Katarrh."

„Was macht er denn?"

„Niesen! Reden wir von etwas anderem: wie hoch schätzen Sie den materiellen Schaden?"

„Schwer zu sagen, — mit den Baukosten des Schiffes, etwa 180 Millionen Dollar."

„Haben Sie viel verloren?"

„Nicht der Rede wert", entgegnet Pittmann mit sauersüßem Lächeln.

„Wieviel?"

„Alles!"

Die „Carpathia" liegt am Feuerschiff „Ambrosia", 26 Seemeilen vor New York.

Rings um den Dampfer wimmelt es von einer Unzahl kleiner, von den Zeitungen gemieteter Dampf- und Motorboote. Auf allen stehen Pressephotographen mit gezückten Apparaten und knipsen, was ihnen unter die Linse kommt.

„Niemand darf das Schiff betreten!" befiehlt Kapitän Rostrom.

Nur ein Arzt und der Lotse klettern die Strickleiter hinauf. Ein kleiner Dampfer kommt halbdwars angeschossen. Auf dem Heck ein Mann mit einem Megaphon:

„Post für die Passagiere!" schreit er schon von weitem zur Brücke herauf.

„Allright", winkt ihm der Kapitän zu.

Mit affenartiger Geschwindigkeit klettert der Amerikaner, einen großen Postsack auf den Rücken, hinter dem Lotsen an Deck, verschwindet in dem dichtgedrängten Haufen der Passagiere. Der Postsack bleibt liegen. Er enthält nichts als alte Zeitungen.

Kapitän Rostrom wütet.

„Packen und einsperren!"

Minuten später schleifen kräftige Matrosenfäuste den findigen Reporter über Deck und sperren ihn in eine tiefgelegene Kammer.

„Schade um soviel Aufwand an Witz", brummt Kapitän Rostrom vor sich hin.

Augenblicke später zwängt sich der Reporter, von niemandem gesehen, durch das Bullauge und strampelt wie ein Affe die Bordwand hoch, gewärtig, sich jeden Augenblick das Genick zu brechen, oder beim Sturz außenbords unter die anlaufende Schraube zu kommen.

Als ihn endlich einer der Matrosen sucht, ist er spurlos verschwunden.

Seine Zeitung brachte die ersten Interviews.

New York, 18. April.

7 Uhr 30 Abends.

Die „Carpathia" erreicht die Hafenstation von Sandy-Hock. Das Wetter hat umgeschlagen. Es gießt in Strömen. Kalter Aprilregen, der durch alle Gewänder dringt und den mangelhaft bekleideten Überlebenden den Aufenthalt an Deck unmöglich macht.

Die Quarantänekommission betritt entblößten Hauptes das Schiff. Am Top geht die amerikanische Flagge halbmast hoch. Kein überflüssiges Wort wird gewechselt. Man hört nur das Klappern der Schritte auf den Decks, das Zischen der Spillmaschinen und das Klirren der Ankerketten.

Die Nachricht von der Ankunft des Schiffes springt wie ein elektrischer Funke von Straße zu Straße. Im Nu weiß ganz New York:

„Die Überlebenden der ‚Titanic' sind da!"

Extrablätter lärmen es mit Riesenlettern in die Welt. Der Verkehr einer Millionenstadt gerät für Augenblicke ins Stocken. Endlose Pilgerzüge nach den Hoboken-Piers. Hoch- und Untergrundbahnen überfüllt. New York ist auf den Beinen, New York ist unterwegs nach dem Hafen. Schwarz und unabsehbar staut sich die Menge an den Piers der „Cunard Line". Polizeikordons halten sie in Schach. Immer neue Massen strömen herbei. Endlose Kolonnen. Trotz strömenden Regens. Trotz der unwirtlichen Kälte. Was bedeutet alle Unbill des Aprilwettersegens gegen eine Sensation von diesem Ausmaße? Was bedeutet die Gefahr, im Gedränge zu Brei getreten zu werden, gegen den Genuß, diesen einzigartigen Schauer miterleben zu dürfen? Seite an Seite mit Angehörigen eines Riesenschiffes zu stehen, sich weiden zu dürfen an den Qualen anderer, an der Verzweiflung jener Ungewißheit, die — Gottlob — nicht sie, sondern nur den bedauernswerten Nachbar betrifft?

Um die neunte Stunde müssen die Zugänge zur 14. Straße abgeriegelt werden. Sanitätswagen rollen über die Molen, reihen sich in geschlossenen Formationen an.

Inzwischen hat die „Carpathia" den Vorhafen verlassen und schwimmt, von vier Begleitdampfern flankiert, durch das ölige Wasser der Hafeneinfahrt.

Endlich kommt Ruhe in die bewegte Menge. Lautlose Stille: Das Schiff taucht aus der Regenwand. Sirenen heulen auf. Hohl und dumpf rollt es über die Köpfe der Hundert-

tausende, die gebannt den roten und grünen Positionslichtern des Schiffes entgegenstarren.

Selbst die leiseste Unterhaltung verstummt. Unmittelbar hinter dem Polizeispalier stehen die Angehörigen der „Titanic"-Passagiere. Abgehärmte Gesichter — sengende Blicke auf den Koloß gerichtet: Werden sie dabei sein? — Väter — Mütter — Bräute — Söhne?

Tiefes Schweigen auch drüben an Bord. Ab und zu ein erstickter Aufschrei, ein kurzes Schluchzen, ein Pfiff, ein halblautes Kommando.

Die Maschinen stehen still. Das Manöver ist beendet.

9 Uhr 30.

Der Dampfer liegt festvertaut, — hell erleuchtet aus tausend Luken strahlend. Sekundenlang hört man nur das Trommeln des Regens.

Die Herren der amtlichen Prüfungskommission erscheinen als erste an Bord, sämtliche geborgenen Gegenstände werden beschlagnahmt, Mannschaften und Offiziere der „Titanic" zur Sizung des Untersuchungsausschusses vorgeladen. Die einstweilige Rückkehr nach Europa im Namen der amerikanischen Regierung untersagt.

Achtern geht die geschlossene Landungsbrücke herunter. Ein Stab von Ärzten und Sanitätern betritt das Schiff. Die Blicke aller sind auf den schmalen Steg geheftet:

Der letzte Akt eines erschütternden Dramas hat seinen Anfang genommen.

Die Geretteten verlassen das Schiff.

Ein Maskenzug, wie ihn die Welt noch kaum zu sehen bekommen hat, bunt und schauerlich. Humpelnd und schlürfend, von Sanitätern geleitet. Millionäre in schäbigen Lumpen, in schmierigen Arbeitssweatern, in klapprigen Schuhen der „Carpathia"-Mannschaft. Frauen, Greise und Kinder, bleichwangig, die Augen zu Boden geschlagen. Bestaunt — — beglotzt und beneidet von Hunderttausenden, empfangen von der Riesenstadt New York: Festland! Märchenhafter Begriff!

Keine Trommel rührt sich zu ihrem Empfang, keine Musikkapelle spielt. Da und dort wird das Spalier durchbrochen, Angehörige, die sich schluchzend in die Arme sinken. Verzweifelte, die ohnmächtig hinter der Sperre zusammenbrechen.

Die Polizei kann den Kordon nur mit größter Mühe aufrechthalten. Von allen Seiten drückt und schiebt das erregte Volk, zu spät erkennen viele, daß die Aufnahmefähigkeit der Nerven ihre Grenze hat. Hunderte stecken eingekeilt in der starren Masse. Niemand kann sie befreien. Sie bleiben der Obhut ihres Nachbarn überlassen, bis sie von selbst aus ihrer Ohnmacht erwachen.

Bahre um Bahre wandert die Sperrkette entlang — zugedeckt. Man weiß nicht, ob es Lebende sind oder Tote.

Ein Rudel Zwischendeckler taumelt über die Piers. Ihre hageren Gestalten spiegeln sich in den breiten Wasserpfützen der Steinquadern. Ohne Kragen, ohne Kopfbedeckung, in entliehene Mäntel oder Lumpen gehüllt: Passagiere des größten Dampfers der Welt, Überlebende einer Rekordwette.

Menschen, die alles verloren haben bis auf den Schlag ihrer Herzen.

Von einem Beamten der Hafenpolizei gegen die umklammernde Gewalt der Masse mit kräftigen Armen geschützt, steht ein Mann in der vordersten Reihe des Cordons. Sein Mantel hat sich verschoben, der Hut ist nach hinten gerutscht. In der einen Hand hält er ein weinendes Kind, mit der anderen ein Wagenrad von einem Blumenstrauß umklammert, blaßvioletter Flieder, ihre Lieblingsblumen, duftend, ein Frühlingswunder.

Sein Auge irrt suchend die Geisterkarawane der Heimgekehrten entlang. Plötzlich bricht er sich den Weg durch die Absperrung, drängt, von keinem zurückgehalten, auf die freie Mole.

Eine bleiche Gestalt wankt auf ihn zu, begleitet von einem

Sanitäter, ein Frauengesicht, ausdruckslos wie das Antlitz einer marmornen Ophelia, das wirre Haar notdürftig in einem lächerlichen Knoten zusammengehalten und — — das irre Lächeln einer Verlorenen um den kalten Mund. Ahnungslos streckt das Kind sein Ärmchen entgegen. Der tonlose Aufschrei des Mannes geht im Geprassel des Regens unter:

„Harriet!"

— — Nur die Dunklen gehören sich selbst!

Halifax, den 28. April.

Aus dem Meere steigt zerrissenes Aprilgewölk. In kurzen, unregelmäßigen Stößen rauhen die Böen das Wasser auf. Von den Schiffen im Hafen wehen die Flaggen halbmast. Ebenso von den öffentlichen Gebäuden der Stadt. Lokale und Geschäfte sind geschlossen, die eisernen Rolläden heruntergelassen — zwei Kompanien Militär und Polizeimannschaften nach dem Hafen unterwegs.

4 Uhr nachmittags.

Die Molen sind von einer unabsehbaren Menschenmenge belagert. Seit vollen zwölf Stunden stehen sie wie festgebannt. Seit dem ersten Dämmerschein des Tages: Das Hafenamt hat einen Funkruf des Kabeldampfers „Mackay Bennet" erhalten:

„Eintreffen in Halifax mit 306 geborgenen Leichen an Bord!"

Die Toten der gesunkenen „Titanic".

Drei Dampfer sind seit einer Woche nach der Unglücksstelle unterwegs. Drei Küstenfahrzeuge, darunter die „Mackay Bennet". Unheimliche Schiffe mit Netzen, Fanggeräten und einer berghohen Decklast von Särgen.

Die Angehörigen der Familie Guggenheim. Astor jun., Strauss und Wiedener, die Delegierten der amerikanischen Regierung stehen in schweigender Erwartung am äußersten Molenende, die Hände in die Manteltaschen vergraben.

Dämmerung setzt ein — im Hafen flammen die Lichter auf. Unbeweglich harren die Menschen.

Die „Makay Bennet" läuft ein — eine plumpe Silhouette gegen den schmutzig-grünen Abendhimmel.

Wurfleinen fliegen an Land — mitten in die Menge hinein. Polizei und Presse betreten als erste das Schiff. Die Landungsbrücken sind bewacht. Ausweise werden auf das sorgfältigste geprüft.

Die Besatzung der „Makay Bennet" steht in Ölzeug und hohen Stiefeln an der Reling. Das Bewußtsein, eine grausige Pflicht bis zur letzten Erschöpfung erfüllt zu haben, umgibt diese Menschen mit einer fühlbaren Sphäre.

Auf dem Verdeck stehen, in langen Reihen übereinandergetürmt, schwarze, einfache Holztruhen, ohne Verzierung, ohne Schmuck.

Die Vertreter der Regierung schreiten, vom Kapitän geführt, entblößten Hauptes die Parade der Toten ab.

Blitzlichtpatronen flammen auf: Pressephotographen.

Der junge Astor wird vom leitenden Offizier vor die Leiche seines Vaters geführt. Als die Matrosen den Sargdeckel hochheben, tritt er einen Schritt zurück und verfärbt sich:

„Das kann nicht mein Vater sein — —"

Der Offizier überreicht ihm den Paß:

„Fassen Sie sich, Mister Astor."

Ein paar Sekunden lang raschelt Papier, dann beugt sich Astor über die Hand seines Vaters und erkennt den Siegelring.

Auf dem stillen Schiff beginnt es sich zu regen. Weit ausgeschwungen liegen die Ladebäume, schweben durch die Luft, — Särge — hochgehoben von knarrenden Winden, rasselnden Kettenstücken. Die Landungsbrücke biegt sich unter der schweren Last. Dumpf hallen die Schritte der Träger durch das Dunkel der einbrechenden Nacht.

Hinter den Maschinenskylights steht der Kapitän mit Vertretern des „New Yorker Herald" und mit Regierungsbeamten.

Der Chef der Polizei kommt auf die Gruppe zu, drückt dem Kapitän die Hand:

„Wir danken Ihnen im Namen aller, die dieses furchtbare Unglück getroffen hat, und bitten Sie, diesen Dank auch Ihrer braven Mannschaft zu übermitteln. Sie haben schwere Stunden hinter sich."

Der Kapitän sieht an dem Polizeichef vorbei:

„Wir bringen leider nicht 306, sondern nur 190 — entgegen unserer Depesche. 116 mußten wir versenken."

„Warum?"

Der Kapitän gibt keine Antwort.

Von der Back dringt das Knirschen der Dampfwinden. Ab und zu ein rohes Poltern, wenn sich das um eine der Truhen geschlungene Seil verschoben hat.

„Zwei Schiffe sind noch draußen", sagt der Kapitän und wendet sich wieder an die Männer. „Wir mußten zurück. Wir konnten einfach nicht mehr. Was wir in diesen paar Tagen durchgemacht haben, das läßt sich weder zu Papier bringen, noch erzählen. Es hat die härtesten meiner Leute aufgerieben. And my bloody word — ich habe doch gewiß ein paar Kerle bei mir, die sich mit Tod und Teufel an den Bridgetisch setzen! Wir fischten mit Netzen, Wurfleinen und Enterhaken. An Schlaf nicht zu denken. Tag und Nacht auf dem Posten — damned — und was für ein Posten: von sechs Uhr morgens bis zwölf Uhr nachts an den Riemen — bei Windstärke vier! Der erste, den wir fanden, war ein Musiker der Bordkapelle, wir erkannten ihn an seiner Uniform. Mitnehmen konnten wir ihn nicht mehr — mußten ihn versenken. An der Unglücksstelle selbst fanden wir nur wenige. Die meisten waren mit der Strömung abgetrieben, ungefähr zwei Seemeilen im Umkreis. Wir brauchten nur dort zu kreuzen, wo sich Haifischflossen zeigten. Meine Leute schossen ab, was ihnen vor die Flinte kam. Nachts hielten wir uns dicht beim Schiff und ließen Scheinwerfer über das Wasser spielen — was wir in diesen Nächten zu sehen bekamen, — no, Gentlemens, dazu ist die menschliche Sprache zu schwach — ersparen Sie es mir, bitte!"

„Nein, nein, danke, wir wissen genug", sagt der Polizeichef, legt die Hand auf die Schulter des Alten und will sich zum Gehen wenden, aber der Kapitän sieht ihn an, als ob er noch etwas auf dem Herzen hätte.

„Nur eins, Sir", fährt er jetzt mit nachdenklicher Stimme fort, „das ich mir mit meiner achtundvierzigjährigen Erfahrung nicht zusammenreimen kann: Wir fischten die Leiche eines jungen Mädchens auf — der Körper völlig unversehrt — aber —", — der Kapitän sucht nach Worten, — „ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll — das Kind hatte die Augen ganz weit geöffnet und sah uns an — wir wagten es nicht mehr mit unseren Händen zu berühren — es war natürlich tot — aber — die Augen — diese Augen lebten — ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich in diesem Augenblick gefühlt habe. — Kein Grauen, auch nicht Angst, nein — etwas ganz anderes: Etwas, das ich bisher noch nie gekannt habe — etwas, von dem ich überhaupt nicht wußte, daß es existiere. Wie soll ich mich bloß ausdrücken — damit Sie mich richtig — es war ein ganz fremdes Gefühl, — es war so, wie ein Ding, das nicht mehr zu uns gehört. Meinen Leuten ging es ebenso. Wir standen alle um die Tote herum. Keiner fand das erste Wort. Wie die Schulkinder starrten wir in das schmale, weiße Gesicht — kommen von den Augen nicht mehr los! Wir beschlossen, die Beerdigung aus eigenen Mitteln zu tragen. Ich habe auch eine Sammelliste angelegt, wir wollen ihr in New York ein kleines Denkmal errichten lassen."

In atembanger Nähe dieser Männer steht eine dunkel gebeizte Truhe aus rohem Tannenholz, kaum größer oder kleiner als der billigste und schmuckloseste Sarkophag, den es jemals im Lande der Pharaonen gegeben hat. Kein Meisterwerk altägyptischen Kunsthandwerks — kein umstrittenes Museumsobjekt. Kein Bildnis ziert den „äußeren Schrein", kein vergoldeter Stuck bedeckt seine Wände. An den vier, von klobigen Zimmermannsnägeln zusammengehaltenen Seitenflächen wachen keine geflügelten

Figuren der Isis und Nephtis, der Schutzgottheiten Oberägyptens, — nichts von all dem heiligen Zauber, der jenseits aller Grenzen liegt: Ein völlig nackter, gefühlloser Bretterbau des nüchternsten und aufgeklärtesten Jahrhunderts, das Stück zu einem Dollar und fünfzig Cents. — — Und doch schließt er in seinem lichtlosen Inneren das Geheimnis eines unvergänglichen Wunders ein: „Erwache aus der Ohnmacht, in der Du schläfst, und der Blick Deiner Augen wird gegen alles triumphieren, was gegen Dich getan ist!" — —

Als der letzte Sarg über die Brücke getragen wird, dämmert im Osten ein neuer Tag. — Und in Schanghai lodert die Flamme des Aufruhrs, in Wien tanzt man Walzer und schwingt sich im Takt einer flotten Quadrille — und lacht und liebt. In Berlin fährt die Straßenbahn — und Reichskanzler Bethmann-Hollweg spricht zum deutschen Volk. Und im Park von Versailles blühen die ersten Rosen. Über den Schluchten des Balkan zieht das Gewittergewölk der Weltgeschichte auf.

Und in den „Boittes de nuit" der Welt trinkt man Champagner und liegt sich in den Armen, bis die Sterne verblassen und der schweigende Morgen über dem wogenden Grab der „Titanic" dämmert. Und alles atmet — und hastet und jagt — nach dem fernen Schimmer: Glück! Und vor den gleißenden Schaufenstern der Welt steht die Menschheit — mit ihren unerfüllten Sehnsüchten und Begierden.

Am 21. April 1912 tritt in New York ein Untersuchungsausschuß der amerikanischen Regierung zusammen. Die Schlagzeilen der Zeitungen zu diesem Tage lauten:

„Untersuchung der Katastrophe. Sühne für die Schuld von Cap Race!"

Geladen sind sämtliche vernehmungsfähigen Passagiere und Mannschaften des gesunkenen Schiffes. Der Saal ist bis auf den letzten Stehplatz gefüllt. Eine Atmosphäre, die

die Nerven zum Zerreißen spannt, beherrscht das Terrassenrund der Galerie. In unmittelbarer Nähe des Präsidenten Franklin, des Vertreters der White Star Line in New York, sitzt Bruce Ismay. Gern hätte er das Gesicht zu der starrenden Menschenwand erhoben, aber er wagt es nicht. Sein niedergeschlagener Blick und das krampfhafte Spiel der Wangenmuskeln verraten zutiefst, was in ihm vorgeht. Aller Blicke sind auf diesen einen gerichtet, bereit, sich wie eine Tigermeute auf die geringste Entstellung der Wahrheit zu stürzen. Die Hitze des Saales ist erdrückend. Auf den Gesichtern der Zeugen kämpft der Dunst der Erregung mit der fahlen Blässe des kaum überstandenen Grauens. Für alle diese bangenden, leidenden und zertrümmerten Geschöpfe gibt es nur noch einen menschlich erfaßbaren Gedanken: Sühne für das Verbrechen von Cap Race! Und hier zeigt sich abermals jener tragische Irrtum der Menschen, der sie oft und immer wieder vor das große, unlösbare Rätsel stellt: Die Sühne liegt in weiseren Händen als in der schwachen Erkenntnis menschlicher Unvollkommenheit!

Franklin steht dem untersuchenden Senator, Mister Smith, gegenüber. Lautlose Stille. Die Augen der Zuhörer wandern von Ismay zu dem neuen Mann herüber, der eben vom Generalanwalt auf die Tribüne gerufen wurde.

„Wieso, Herr Präsident, hat die White Star Line am 15. April, also 12 Stunden nach der Katastrophe, entstellende Nachrichten in alle Welt gefunkt?“

Der Präsident spricht mit ruhigem, aber beschwörendendem Ton:

„Ich bitte die Herren der Kommission, die Frage anders zu formulieren! Die Nachrichten, die wir verabschiedeten, sollten nicht entstellenden, sondern beruhigenden Charakter haben. Wir haben bis zum Abend des 15. April keine authentische Meldung der Katastrophe erhalten können. In unseren Vorzimmern standen die Journalisten der Weltpresse, von allen Seiten bestürmte man mich mit Fragen, die ich nicht beantworten konnte!“

„Das entschuldigt nicht die Falschmeldung, die, durch Ihre Unterschrift sanktioniert, die Presse durchlaufen hat."

Der Vorsitzende greift nach einem Zeitungsblatt, das aufgeschlagen vor ihm auf dem Tische liegt: „Ich lese Ihnen den Artikel vom Montag vor: ‚— — Von der ‚Titanic' wissen wir allerdings nichts Direktes, wir sind aber außerordentlich befriedigt, daß das Schiff unsinkbar ist. Die Tatsache, daß ab zwei Uhr zwanzig Minuten morgens keine Funksprüche mehr gekommen sind, bedeutet nichts! Dieses kann seine Ursachen in atmosphärischen Störungen haben oder es waren bereits andere Schiffe zu Hilfe gekommen. Wir sind, was einen eventuellen Verlust des Schiffes anbetrifft, nicht in geringster Sorge, da die ‚Titanic' nicht sinken kann! Wir bedauern sehr, dem reisenden Publikum Schwierigkeiten bereitet zu haben, sind aber, wie gesagt, absolut davon überzeugt, daß die ‚Titanic' jeder Beschädigung Trotz zu bieten vermag!" — „Sind Sie sich der Folgen dieser Unwahrheit je bewußt geworden?"

Das aufkommende Murren im Saal wird durch die Klingel des Vorsitzenden im Keime erstickt. Franklin bekommt einen roten Kopf und greift nach dem Geländer der Ballustrade:

„Ich hielt es für das größere Vergehen, Meldungen in die Welt zu jagen, die eine ungerechtfertigte Panik hätten hervorrufen können!"

Ehe der Vorsitzende die nächste Frage stellt, tasten seine Blicke langsam das Saalrund ab:

„Ist es wahr, Herr Präsident, daß Kapitän Smith Anweisung hatte, mit der ‚Titanic' den Rekord des ‚Blauen Bandes' zu brechen?"

Franklin zieht die Aufschläge seines Anzuges zurecht und erhebt seine Stimme zu einem mißglückten: „Nein!"

Im Nu ist der halbe Saal von den Sitzen gesprungen:

„Lüge! Lüge! Lüge!"

Nur mit Mühe besänftigt die Klingel des Vorsitzenden den entstehenden Lärm. Aber Vizepräsident Franklin läßt

sich nicht unterkriegen. Kaum ist die Ruhe wiederhergestellt, als er sich mit heißem Gesicht von neuem und diesmal an die Menge wendet:

„Ich bestreite auf das entschiedenste, daß die ‚Titanic' einen neuen Rekord aufstellen sollte — wir haben ein Sinken des Schiffes für unmöglich gehalten — —."

Tosender Tumult verschlingt den nächsten Satz. Der Vorsitzende droht mit Ordnungsstrafen. Dann erst beruhigt sich die Menge.

Mister Perry, einer der Geretteten der ersten Kajüte, springt mit geschwollener Stirnader und wutverzerrter Miene auf. Seine Stimme schneidet wie Metall und hinterläßt bleierne Stille:

„Die Toten der ‚Titanic' sprechen Ihren Worten Hohn, Herr Präsident! Wir sind alle in unverantwortlicher Weise die Opfer eurer Rekordsucht geworden! Ja, während der ganzen Reise wurde an Bord überhaupt von nichts anderem gesprochen! Während der Unglücksnacht waren wir Gäste eines festlichen Gelages, das dem bevorstehenden Sieg des neuen Schiffes galt!"

„Aber wir haben diesen Rekord nicht diktiert!" schnellt Franklin dazwischen, „und darauf kommt es an!"

„Ich glaube, Herr Präsident, Sir Bruce Ismay befand sich als Exponent Ihrer Gesellschaft an Bord. Er war zur Genüge gewarnt worden — ich schleudere ihm die Anklage ins Gesicht, daß er diese Warnungen in den Wind geschlagen hat, daß er ferner das Schiffskommando veranlaßt hat, mit voller Maschinenkraft durch das Eisberggebiet zu fahren. Wir alle, die wir hier noch das Glück haben, als lebende Zeugen fungieren zu können — wir alle klagen Sir Bruce Ismay an, das Unglück durch bodenlosen Leichtsinn und wahnwitzige Fahrlässigkeit verursacht zu haben. Wir verlangen, daß der Vorhang, der uns von der Wahrheit trennt, endlich zerrissen wird!"

Mit verblüfftem Schweigen hat die Menge zu Ende gelauscht. Die eingetretene Stille ist nur mit einer Lähmung zu vergleichen.

Auf der Stirn des so schwer Beschuldigten hat sich ein kalter Niederschlag gebildet. Aller Hochmut ist aus seinem Gesicht gewichen. Eisige Angst packt ihn plötzlich an, als er die Spitze dieser grauenhaften Stille auf sich gerichtet fühlt. Noch einmal versucht der Vorsitzende, das drohende Gewitter auf den ordnungsgemäßen Weg der Verhandlung abzuleiten. Er wendet sich an die Zeugenbank und sieht zu Pittmann herüber:

„Wie ist Ihre Meinung darüber, Mister Pittmann?"

Der Offizier erhebt sich und zieht damit die Aufmerksamkeit der erregten Menge auf sich:

„Ich kann die Aussagen des Vorredners nur unterstreichen. Die ‚Titanic' hat Warnungen vor Eisbergen erhalten. Die letzte sogar am Morgen des 14. April."

„Wurde die Fahrtgeschwindigkeit daraufhin vermindert?"

„Nein!"

„Sie fuhren also durchweg mit voller Kraft?"

„Ja."

„Auch am Tage der Katastrophe?"

„Jawohl, auch am Tage der Katastrophe."

„Wie hoch war die Geschwindigkeit des Schiffes?"

„Wir liefen 25½ Seemeilen."

„War das Maximalleistung?"

„Jawohl, die alleräußerste Grenze."

Ein Herr der Kommission erhebt sich und stellt eine Zwischenfrage:

„Wie hoch war denn die Leistung der Maschine überhaupt?"

„50000 PS."

Wieder schwillt ein erregtes Murmeln an, das der Vorsitzende aber mit unwilligem Aufblicken aus seinen Akten beherrscht.

„— Sagen Sie, Mister Pittmann, hatten Sie den Eindruck, daß es sich um eine befohlene Rekordfahrt handele?"

„Ja!!"

„Wurden Ihnen diesbezügliche Instruktionen erteilt?"

„Nicht direkt — ich traf wenige Stunden vor dem Zusammenstoß mit Kapitän Smith auf der Brücke zusammen. Die Luft war sehr kalt geworden, das Thermometer um einige Grad gefallen. Der Kapitän fragte mich um meine Meinung und ich sagte ‚i smell ice' — und daß ich an seiner Stelle die Fahrt verlangsamen würde!"

Bruce Ismay blickt interessiert zu dem Offizier herüber.

„Ja, das schließt aber nicht den Gegenstand meiner Frage mit ein, Mister Pittmann. Sie müssen mir schon Handhaben geben, mit denen ich etwas anfangen kann!"

„Daß wir uns auf einer Rekordfahrt befanden, darüber besteht nicht der geringste Zweifel, Herr Senator!"

„Ja, ja, das muß aber bewiesen werden!"

Pittmann blickt sich langsam in der Runde um:

„Hohe Kommission, unter den sechshundert vereidigten Menschen, die das Gericht hier zusammengerufen hat, ist kein einziger, der eine andere Meinung hat!"

Wieder erhebt sich der Sturm, Rufe springen auf, Beifallsklatschen, und wieder muß das Rasseln der geschwungenen Glocke für Ruhe sorgen.

„Das glaube ich Ihnen ja gerne, Mister Pittmann. Sie verstehen mich nicht. Wir befinden uns auf amerikanischem Boden. Ich habe nur die Aufgabe, die Gründe dieses entsetzlichen Unglücks festzustellen und eventuelle Schuldbeweise klarzulegen. Vermutungen zu überprüfen wird Sache der zuständigen Londoner Kriminalbehörden und Gerichte sein. Ich bin nicht der Generalanwalt des Prozesses, Mister Pittmann. Sie müssen mir schon Stichhaltigeres bringen!"

Jetzt tritt Pittmann an die Rampe und faßt dabei Bruce Ismay scharf ins Auge:

„Herr Senator, als ich dem Kapitän vorschlug, die Geschwindigkeit herabzumindern, erhielt ich zur Antwort, wenn ich das tue, trifft einen unter uns der Schlag. Und, als ich Mister Smith daraufhin ganz offen fragte, wen er

denn damit meine, drehte er sich auf dem Absatz um und verschwand."

Rufe aus dem Zuhörerkreis, beipflichtendes Lärmen, das aber sofort versiegt, als der Vorsitzende weiterspricht:

„Wer war denn mit diesem ‚einen' gemeint, Mister Pittmann?"

Ismay sieht dem Offizier ins Gesicht und Pittmann wendet sich ab.

„Die Schuldigen zu finden ist Sache des Gerichtes!"

Die Galerie beginnt zu trampeln. Drohendes Gewölk ballt sich zusammen. Helle Frauenstimmen, hysterische Rufe, die sich trotz der Glocke des Vorsitzenden zu lauten Sprechchören formieren:

„Namen nennen! Namen nennen! Namen nennen!"

Pittmann geht schweigend auf seinen Platz zurück und setzt sich, als ob der Krawall nicht mehr sein Bewußtsein erreichte.

Major Peuchen, der sich ebenfalls unter den Geretteten befindet, bittet erregt gestikulierend um das Wort. Die Glocke des Senators bellt ohne Unterlaß. Endlich tritt wieder Ruhe ein. Peuchen ist so aufgeregt, daß er wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft zu schnappen beginnt:

„Hohe Kommission, am Sonntag morgen, also 12 Stunden vor der Katastrophe, habe ich folgendes wahrgenommen: Herr Präsident Bruce Ismay promenierte auf dem Oberdeck mit einer Dame. Er zeigte ihr ein Telegramm, das eine der bewußten Eisbergwarnungen enthielt. Als daraufhin die Dame die bestürzte Frage stellte, ob denn die ‚Titanic' nun langsamer fahren werde, lachte ihr der Herr Präsident ins Gesicht: Im Gegenteil, Mylady, schneller werden wir fahren!"

Der Vorsitzende hebt den Blick zu der Menschenmenge auf:

„Befindet sich diese Dame vielleicht unter den Zeugen?"

Eisiges Schweigen, das wie ein stummes Einverständnis mit dem Tode wirkt. Dann wendet sich der Senator an den Präsidenten:

„Herr Präsident, ich muß Sie um Ihre Stellungnahme bitten!"

Ismay steigt langsam die Stufen zu der kleinen Tribüne empor. Tausend böse Augen sind aus dem dunklen Halbrund auf ihn gerichtet. Mit einem Schlage ist er in den Mittelpunkt der Tragödie gerückt. Jeder gewahrt seine Blässe, keiner da, der nicht bereit wäre, den ersten vernichtenden Schlag gegen dieses Haupt zu führen. Jetzt steht er an der Ballustrade, den Blick frei und groß in die Menge gerichtet, die höhnisch diesen letzten Versuch seiner Selbstbeherrschung erwidert:

„Hohe Kommission, meine Damen und Herren! Die Beschuldigungen, die gegen mich erhoben werden, sind aus der Luft gegriffen. Man wirft mir vor, ein Unglück heraufbeschworen zu haben, das in seiner ungeheueren Größe und Tragik wohl einzig und allein in der Hand der Vorsehung liegen konnte, —"

Der Vorsitzende trommelt nervös mit den Fingern auf den Tisch. Er weiß, daß die Menge nicht lange stillhalten wird.

„— man wirft mir vor, Warnungsmaßnahmen in den Wind geschlagen zu haben, — man beschuldigt mich, als einer der ersten das sinkende Schiff verlassen zu haben. Meine Damen und Herren! Ich schwöre Ihnen vor Gott dem Allmächtigen, daß ich es als einer der letzten verlassen habe — — ich schwöre Ihnen —"

Der Lärm, der plötzlich lostobt, verschlingt den Rest. Von allen Seiten geifert ihm das Wort „Lüge" entgegen — — wie ein rasender Hammer fährt die Glocke des Vorsitzenden durch die Luft. Diesmal dauert es lange, bis die Ruhe einigermaßen wiederhergestellt ist und Ismay weitersprechen kann.

„Meine Damen und Herren! Ich weiß, daß Sie meinen Worten keinen Glauben schenken, dennoch aber bitte ich Sie, meine heilige Versicherung hinzunehmen, daß ich nicht der verantwortliche Urheber dieses entsetzlichen Geschehens

bin. Ich war nicht der Kapitän des Schiffes! Mister Smith hatte vollkommen freie Hand. Ich war nur Passagier auf der ‚Titanic' und habe mich auch als solcher gefühlt! Ich habe nichts getan, was ich zu bereuen hätte. Ich habe wie alle anderen mitgeholfen, die Schiffbrüchigen einzubooten —"

Unruhig gleiten seine Hände die schmale Holzbrüstung entlang, jäh fühlt er den Schweiß auf seinem Körper.

„Hohe Kommission, wenn man mich hier auf der Stelle töten würde, ich hätte keine Furcht, den Toten dieses unglückseligen Schiffes, für deren Mörder Sie mich alle halten, im Reiche der Schatten zu begegnen!"

Drohende Spannung. Jeden Augenblick bereit, sich auf das Opfer zu entladen. Eine Stimme springt auf, laut und roh:

„Hüten Sie sich vor der Begegnung!"

Höhnisch verzerrte Gesichter, — aber der Vorsitzende ist auf der Hut. Die geringste Bewegung, und der Klöppel seiner Glocke wird zu einer rasenden Waffe, die alles übertönt, was aus dem Dunkel kommt. Er sieht den wütenden Protest der erhitzten Menge, sieht sie mit der verderbenbringenden Kraft des Hasses zu dem Manne herüberblicken, dem der Boden unter den Füßen zum zweiten Male in seinem Leben zu wanken beginnt.

Und plötzlich klingen Rufe aus der grollenden Menge auf — eine Frau drängt nach vorne — schiebt die Saaldiener, die sie festhalten wollen, einfach zur Seite und steht im nächsten Augenblick vor dem Senator:

„Hohe Kommission — dieser Mann hat mir das Leben gerettet — er stand vor dem Boot und half mir hinüber — ich entsinne mich ganz genau —"

Der Vorsitzende winkt ab und wirft einen langen, forschenden Blick zu Ismay hinüber:

„Mister Ismay, wenn Ihr Gewissen wirklich so rein ist, wie Sie es uns klarzumachen versuchen — warum — frage ich Sie — warum haben Sie dann unmittelbar nach Ihrer Ankunft in New York für sich und für die gerettete

Mannschaft Ihre beschleunigte Abreise an Bord der ‚Cedric' vorbereitet? Warum haben Sie sich nicht — wie es Ihre Pflicht gewesen wäre — freiwillig der Untersuchungskommission gestellt?"

Ismay ist um einen Schein blasser geworden.

„Herr Senator, Sie haben vorhin selbst erwähnt, daß wir den englischen und nicht den amerikanischen Gerichten unterstehen! Es drängte mich natürlich, so schnell als möglich nach Hause zu kommen, um mich meiner zuständigen Behörde . . ."

Hohngelächter von allen Seiten. Pfuirufe und wüste Beschimpfungen.

„Was Sie sagen, stimmt nicht, Sir Ismay — denn, nachdem Ihnen dann von seiten unserer Regierung die Heimreise vor Ihrer kommissarischen Vernehmung untersagt worden war, haben Sie für sich und neunzehn Mitglieder der Besatzung Plätze auf der ‚Lapland' belegt, die sogar noch am selben Tage in See stechen sollte — also — damit haben Sie eine Situation heraufbeschworen, die einem Fluchtversuch sehr ähnlich sieht."

Die Herren der Kommission stecken die Köpfe zusammen und tuscheln. Der Angegriffene rafft sich zu einer heiseren Entgegnung auf:

„Hohe Kommission — — Herr Senator — — Meine Damen und Herren — —"

Und das ist der letzte Satz, der ihm der zum Bersten geladene Zuschauerraum noch aussprechen läßt. Bleich wie die Wand taumelt Ismay gegen die Ballustrade. Das Haus gleicht einer entfesselten Arena. Lippen bewegen sich, aufgerissene Münder, drohend geschwungene Fäuste. Der Saal ist ein einziges, brüllendes Toben, ein rachegeiferndes Pfeifen, Klirren und Trampeln, gegen das wohl nicht einmal die Glocke des Jüngsten Gerichtes hätte aufkommen können. Der Vorsitzende muß die Verhandlung schließen.

Am 4. Juni 1912 nimmt der Generalanwalt des englischen Unterhauses in London, Sir Rufuß Isaacs, unter Leitung von Lord Mersay, dem einstigen Präsidenten der Admiralitätsabteilung des Obersten Gerichtshofes, den Faden der Untersuchung wieder auf — — um nach endlosen Verhandlungstagen vor demselben kümmerlichen Endergebnis zu stehen wie in New York!

Und das Urteil!?

Kapitän Smith wird schuldig gesprochen, durch Beeinflussung von seiten höhergestellter Persönlichkeiten das Unglück verursacht zu haben!

Präsident Ismay kommt mit einem Verweis davon, dessen Wortlaut die Bemerkung Lord Cantervilles auf dem sinkenden Schiff zu einer tragisch grotesken Farce erhebt:

„Weiterleben, Sir Ismay, weiterleben!"

Jahrzehnte sind darüber hinweggegangen. Die „Titanic" bleibt unvergessen — — ihr Geist lebt in den Annalen der Seegeschichte für ewige Zeiten fort.

Und Ihr Toten, denen diese Erinnerung gewidmet ist, Ihr habt das Opfer Eurer grausamen Vernichtung nicht umsonst gebracht!

Die Nachwelt hat Euch ein Denkmal der Unsterblichkeit gesetzt:

Verantwortung und künftige Sicherheit auf allen Meeren!

Neue Gesetze traten an Stelle unzulänglicher Bestimmungen. Zuverlässigkeit an Stelle waghalsiger Überhebung.

Die Sicherheitsbestimmungen für das Rettungswesen wurden einer peinlichen Revision unterzogen, erschreckende Mängel zutage gefördert.

Noch im selben Jahr wurde die Internationale Eispatrouille ins Leben gerufen.

Drei Kutter lösen einander in vierzehntägigem Turnus ab. In den Monaten März, April und Mai verlassen sie alljährlich ihre Winterquartiere Boston und Halifax und steuern nach der Neufundlandbank, wenn die kalte Labradorströmung die

Eisberge aus der Baffinbai und aus der Davisstraße von der grönländischen Küste in die vielbefahrenen Gewässer der Neufundlandbänke treibt. Jeder gesichtete Eisberg wird eingehend studiert. Sobald sich der Berg der nördlichen Route der Schiffe nähert, werden seine Bewegungen genau überwacht. Das Patrouillenschiff verbreitet in täglichen Funkberichten Angaben über Länge, Breite und Richtung des gesichteten Berges. Beim ersten Auftreten von Eis im Winterkurs der Schiffe verständigen sich die großen Gesellschaften, ihre Schiffe die nächst südliche Route befahren zu lassen, die rund 95 Kilometer südlich von Kap Race verläuft.

Im Laufe des Jahres, wenn die Eisberge noch weiter nach Süden treiben, wird die Route erneut geändert. Schließlich kommen die Berge bis in den Bereich des Golfstroms, in dessen warmem Wasser sie rasch abschmelzen. Aber auch dann noch wird der tägliche Kurs der Schiffe durch den drahtlosen Bericht der Kutter reguliert.

Sturmerprobte Männer sind es, — namenlose Unbekannte, die in stiller, heldenmütiger Gemeinschaft auf ihren kleinen Schiffen unentwegte Wache halten. Man hat nicht ein einziges Menschenleben mehr infolge Zusammenstößen mit Eisbergen zu beklagen brauchen.

•

Über das Grab der „Titanic" aber rauscht das Meer sein ewiges Lied — Wolken ziehen über die sturmgepeitschte See — stehen nicht still — Fische gleiten aneinander vorbei — Sterne schweben auf und nieder — und das Leben geht weiter — und nichts steht still! —

Nur irgendwo in schauderhafter Tiefe liegt ein toter Kapitän, schuldig gesprochen an dem Tode der Zweitausend seiner „Titanic"! —

VERLAGSHAUS BONG & CO. / BERLIN

August Kippnick

ZWÖLF JAHRE POLITISCH VERBANNT

als Pelzjäger in Sibiriens Urwald

Ein Buch, erfüllt von dem harten Schicksal eines deutschen Mannes, der in den sibirischen Urwald verbannt wird. Ins Ungeheuere weitet sich das Geschick dieses Pelzjägers, als er in die Wirren der russischen Revolution gerät, bis er endlich die deutsche Heimat wiederfindet. Mit Illustrationen. Ganzleinen RM 3.80

Arnold Nolden

AUF SCHIFFEN, SCHIENEN, PNEUS

Roman einer abenteuerlichen Reise

In wunderbarer Sachlichkeit geschildert und mit trockenem Humor, entsteht ein Bild des wechselvollen Lebens über dem großen Teich. Wer aufgeschlossen ist für alle Abenteuer des Lebens, wird Freude an diesem höchst unterhaltsamen Buch haben. Kart. RM 3.—; Ganzleinen RM 4.—

Jack London

WENN DIE NATUR RUFT

Die Geschichte eines Hundes

Eine Hundegeschichte, in deren Handlung die ganze Tragik des Goldgräberlebens über Alaska spürbar wird. Ganzleinen RM 2.85

VERLAGSHAUS BONG & CO. / BERLIN

Editha Spiegel

AUF DER SCHWELLE

Roman

Äußerlich gesehn: Eine übermütige, flotte und verwegene Sommer- und Badestrandgeschichte. Hinter dieser köstlich aufgeschürzten Ferienfabel aber steht ein tiefernstes wesentliches Thema: Das Erwachen der Jugend zur Reife. (DAZ) Ganzleinen RM 4.80

Maria Grengg

DER MURRENDE BERG

Erzählung

Diese Erzählung weckt Verständnis und Liebe für bäuerliche Arbeit, für ein einfaches, naturgemäßes Dasein auf dem Boden der Heimat und für die Verbundenheit mit den großen, geschichtsträchtigen Kräften von Volkstum und Landschaft der Ostmark. Mit Buchschmuck der Verfasserin. Ganzleinen RM 3.80

Josef Martin Bauer

DER DOPPELGÄNGER

Novellen

In diesen packenden Erzählungen, die ganz aus der heimatlichen Welt des oberdeutschen Dichters erwachsen sind, spielen Liebe, Tod, Leidenschaft und Pflicht die Rolle der großen Gegensätze unseres Daseins. Ganzleinen RM 3.80

VERLAGSHAUS BONG & CO. / BERLIN

Maria Grengg

DIE KINDLMUTTER

Roman

An Kraft, Wärme und Fülle, tiefem Gefühl und einer Besonnenheit, die um die letzten Dinge im Leben der Frau weiß, erinnert der Roman an die überzeitlichen Frauengestalten in unsrer deutschen Dichtung. Mit Zeichnungen der Verfasserin. Geb. RM 6.80

Leo Weismantel

EVELINE

Der Roman einer Ehe

Es gibt viele Eheromane — dieser empfängt seine Echtheit aus der starken Darstellung des schweren Konflikts, der oft dem wirklichen Einswerden vorausgehen kann. Ganzleinen RM 6.50

Hugo Paul Uhlenbusch

GLUTROTES HERZ BURGUND

Roman

Die Taten und großen Leidenschaften des imperatorischen Genies Johann von Burgund, der ein großes Reich zwischen Deutschland und Frankreich schuf, erzählt der Verfasser mit den eindrucksvollen Mitteln eines modernen Romans.

Ganzleinen RM 6.80

Michael Kleinert
7027 Leipzig
Schwarzackerstraße 1